A 5242 F

IWK

Internationale wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung

26. JAHRGANG, SEPTEMBER 1990, HEFT 3

ANDREAS BALTHASAR: Die schweizerische Gewerkschaftsbewegung 1880 bis 1914. Internationale Konzepte und nationale Eigenart am Beispiel der Typographen und Metallarbeiter

BARBARA SCHLEICHER: „Wir sind die mächtige Kinderfreunde-Bewegung — keine Frage, daß wir die Zukunft haben". Klassenpädagogik im Roten Wien

KLAUS SCHÖNHOVEN: Die Gründung der Zentralarbeitsgemeinschaft und die „Gelben Gewerkschaften"

DIETER K. BUSE: Kontroverse innerparteiliche Demokratie. Dokumente der Kontrollkommission der SPD aus den Jahren 1915/16

FORSCHUNGS- UND PUBLIKATIONS-VORHABEN • TAGUNGSBERICHTE
NEUE LITERATUR

Walter G. Krivitsky
Ich war Stalins Agent

Mit zeitgenössischen Dokumenten und einem Nachwort neu herausgegeben von Hellmut G. Haasis. Illustriert von Uli Trostowitsch. 1990 (372 Seiten)

TROTZDEM Verlag, Postfach 1159, 7043 Grafenau-Döffingen, Tel. 07033/44273; ISBN: 3-922209-33-5; 34,- DM

Vor 50 Jahren wurde Walter G. Krivitsky, Stalins abgesprungener militärischer Nachrichtendienstchef für Europa, in einem Washingtoner Hotel tot aufgefunden. Es war der 10. Februar 1941. Die Washingtoner Polizei sprach übereilt und auffällig hartnäckig von Selbstmord, das FBI verweigerte jede Untersuchung der mysteriösen Todesumstände. Alle, die Krivitsky kannten, redeten von Ermordung. Heute schreibt selbst der englische Abwehrspezialist Peter Wright: K. wurde vom NKWD, von der sowjetischen Geheimpolizei, ermordet.

K. hatte 1937 mit Stalin gebrochen, als der Terror in der Sowjetunion nicht mehr zu entschuldigen war. Von da an verfolgten ihn Mordkommandos des NKWD in Frankreich und in den Vereinigten Staaten. 1939 konnte K. noch seine sensationellen Erinnerungen herausbringen. 1940 gab es auch eine deutsche Ausgabe: in Amsterdam, kurz bevor die Nazis auch dieses Land überfielen. Doch schon mit seinem Tod geriet K. in Vergessenheit: das eigentlich prominenteste Opfer Stalins im Ausland nach Trotzkis Ermordung. K. besaß den Rang eines Generals der Roten Armee. Einer der wenigen alten Bolschewisten, die noch nicht umgebracht worden waren.

Die Rätsel des Mordfalles K. sind noch immer nicht gelöst. Bis heute hat sich kein Historiker dieses Toten angenommen.

Die neue Ausgabe der Erinnerungen enthält:

- Reprint der deutschen Ausgabe von 1940
- ein umfangreiches Nachwort von Hellmut G. Haasis auf dem neuesten Stand der Geheimdienstforschung (S.297-327)
- eine zeitgenössische Reportage der New York Times über die rätselhaften Todesumstände (S.329-336)
- eine aufschlußreiche, bisher unbekannte zeitgenössische Würdigung K.´s, kurz nach dem Tod, durch seinen alten Freund Paul Wohl, damals Emigrant in New York (S.337-351)
- Bericht der Schweizer Regierung über die Ermordung des sowjetischen Geheimagenten Ignaz Reiss , Literaturverzeichnis, Namensregister

IWK

Internationale wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung

Im Auftrage der Historischen Kommission zu Berlin herausgegeben von Henryk Skrzypczak
Wissenschaftlicher Beirat: Helga Grebing, Peter Lösche, Hans Mommsen, Hans-Josef Steinberg und Hermann Weber

Inhalt

ANDREAS BALTHASAR: Die schweizerische Gewerkschaftsbewegung 1880 bis 1914. Internationale Konzepte und nationale Eigenart am Beispiel der Typographen und der Metallarbeiter ..... S. 311

BARBARA SCHLEICHER: „Wir sind die mächtige Kinderfreunde-Bewegung — keine Frage, daß wir die Zukunft haben". Klassenpädagogik im Roten Wien ..... S. 322

KLAUS SCHÖNHOVEN: Die Gründung der Zentralarbeitsgemeinschaft und die „Gelben Gewerkschaften" ..... S. 355

DIETER K. BUSE: Kontroverse innerparteiliche Demokratie. Dokumente der Kontrollkommission der SPD aus den Jahren 1915/16 ..... S. 365

KERSTIN HERBST: Leon Trotzki — Kritiker und Verteidiger der Sowjetgesellschaft. Internationales wissenschaftliches Symposium in Zusammenarbeit mit der Bergischen Universität-Gesamthochschule Wuppertal vom 26. bis 29. März 1990 ..... S. 389

BERTHOLD GRZYWATZ: Das Colloquium „Stadtgeschichte und die Entwicklung des neuen Berlin — Stand und Funktion der Stadtgeschichtsforschung" am 7. und 8. Juni 1990 in Berlin-Charlottenburg ..... S. 395

FORSCHUNGS- UND PUBLIKATIONSVORHABEN zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung und angrenzender Gebiete (84). Bearbeitet von Franz Jean Frohn ..... S. 407

NEUE LITERATUR

Der Kongreß-Verlag 1948–1962. Bibliographie. Erarb. und eingel. von Irina Gast, Berlin/DDR 1989 *(Christa Hempel-Küter)* ..... S. 417

Verfassungsstaat, Souveränität, Pluralismus. Otto Kirchheimer zum Gedächtnis. Hrsg. von Wolfgang Luthardt und Alfons Söllner, Opladen 1989 *(Klaus Riebschläger)* ..... S. 418

Vom Fabrikarbeiterverband zur Industriegewerkschaft Chemie-Papier-Keramik. Materialien und Dokumente. Eingel. und bearb. von Hermann Weber, Hannover 1988 *(Gerd Callesen)* ..... S. 419

Norbert Schloßmacher, „Reichsfeinde" vor Gericht. Eine Dokumentation zum Geheimbundsprozeß gegen Düsseldorfer Sozialdemokraten im Jahre 1888, Reinbek 1988 *(Willy Albrecht)* ..... S. 419

3/90
Sept.

Johann Most, Dokumente eines sozialdemokratischen Agitators. Hrsg. und eingel. von Volker Szmula, Grafenau 1989 *(Shlomo Na'aman)* ..... S. 420

Rosa Luxemburg, Herzlichst Ihre Rosa. Ausgewählte Briefe. Hrsg. von Annelies Laschitza und Georg Adler, Berlin/DDR 1989 *(Sibylle Quack)* ..... S. 421

Ludwig Bergsträsser, Befreiung, Besatzung, Neubeginn. Tagebuch des Darmstädter Regierungspräsidenten 1945–1948. Hrsg. von Walter Mühlhausen, München 1987 *(Siegfried Heimann)* ..... S. 422

KPD 1945–1968. Dokumente. Bd.1: 1945–1952; Bd.2: 1953–1968. Hrsg. von Günter Judick, Josef Schleifstein und Kurt Steinhaus, Neuss 1989 *(Uwe Klußmann)* ..... S. 423

Petra Weber, Sozialismus als Kulturbewegung. Frühsozialistische Arbeiterbewegung und das Entstehen zweier feindlicher Brüder: Marxismus und Anarchismus, Düsseldorf 1989 *(Cornelia Regin)* ..... S. 425

Pierre-Jean Potier, Lectures italiennes de Marx. Les conflits d'interprétation chez les économistes et les philosophes. 1883–1983, Lyon 1986 *(Gerhard Kuck)* ..... S. 426

Bodo Kensmann, Zur Dialektik der Macht bei Marx, Münster 1989 *(Jürgen Court)* ..... S. 428

„Liebling der Partei". Bucharin — Theoretiker des Sozialismus. Beiträge zum internationalen Bucharin-Symposium, Wuppertal 1988, Hamburg 1989 *(Bernd Rabehl)* ..... S. 428

Werner Jung, Georg Lukács, Stuttgart 1989 *(Karl Lauschke)* ..... S. 431

Rolf Kiefer, Karl Bachem 1858–1945. Politiker und Historiker des Zentrums, Mainz 1989 *(Georg Kotowski)* ..... S. 432

August Bebel. Eine Biographie. Von einem Autorenkollektiv unter der Leitung von Ursula Herrmann und Volker Emmrich, Berlin/DDR 1989;

August Bebel: Zum siebzigsten Geburtstag, 22. Februar 1910. Reprint des Unikats, München 1989;

Dieter Fricke, August Bebel (1840–1913). Ein biographisches Essay, Jena 1989 *(Francis L. Carsten)* ..... S. 433

Anna Larina Bucharina, Nun bin ich schon weit über zwanzig. Erinnerungen, Göttingen 1989 *(Bernd Rabehl)* ..... S. 435

Christiane Kling-Mathey, Gräfin Hatzfeld. 1805 bis 1881. Eine Biographie, Bonn 1989 *(Wolfgang Schröder)* ..... S. 438

Rainer Zitelmann, Hitler. Selbstverständnis eines Revolutionärs, 2., überarb. und erg. Aufl., Stuttgart 1989 *(Uwe Klußmann)* ..... S. 440

Heinz Knobloch, Meine liebste Mathilde. Geschichte — zum Berühren, 1. Aufl. 1985, 3. Aufl., Berlin/DDR 1988;

Heinz Knobloch, „Meine liebste Mathilde". Das unauffällige Leben der Mathilde Jacob, 2., durchges. Aufl., Berlin 1986 *(Sibylle Quack)* ..... S. 441

Gerhard Hirscher, Sozialdemokratische Verfassungspolitik und die Entstehung des Bonner Grundgesetzes. Eine biographietheoretische Untersuchung zur Bedeutung Walter Menzels, Bochum 1989 *(Klaus Riebschläger)* ..... S. 442

Christiane Barckhausen, Tina Modotti. Wahrheit und Legende einer umstrittenen Frau. Biografie, Berlin/DDR 1989 *(Fritz Pohle)* ..... S. 443

Medizinische Deutungsmacht im sozialen Wandel des 19. und 20. Jahrhunderts. Hrsg. von Alfons Labisch und Reinhard Spree, Bonn 1989 *(Michael Schwartz* ..... S. 444

Selbstverwaltungsprinzip und Herrschaftsordnung. Bilanz und Perspektiven landschaftlicher Selbstverwaltung in Westfalen. Hrsg. von Karl Teppe, Münster/Westfalen 1987 *(Horst-Dieter Iske)* ..... S. 445

Hubert Kiesewetter, Industrielle Revolution in Deutschland 1815–1914, Frankfurt/M. 1989 *(Wilhelm Treue)* ..... S. 445

Rudolf Macht, Aufbruch. Geschichte der Hofer Arbeiterbewegung. Bd.1 (1800–1890), Hof 1989 *(Andreas Schlittmeier)* ..... S. 446

Wilhelm Frenz und Heidrun Schmidt, Wir schreiten Seit an Seit. Geschichte der Sozialdemokratie in Nordhessen, Marburg 1989 *(Christopher Kopper)* ..... S. 447

Rainer M. Halmen, Staatstreue und Interessenvertretung. Studien zur Soziologie und Sozialgeschichte des deutschen Beamtentums und der Beamtenverbandsbewegung bis zur Novemberrevolution, Hamburg 1988 *(Ursula D. Nienhaus)* ..... S. 448

Bärbel Meurer, Bürgerliche Kultur und Sozialdemokratie. Eine politische Ideengeschichte der deutschen Sozialdemokratie von den Anfängen bis 1875, Berlin 1988 *(Toni Offermann)* ..... S. 449

München — Musenstadt mit Hinterhöfen. Die Prinzregentenzeit 1886–1912. Hrsg. von Friedrich Prinz und Marita Krauss, München 1988 *(Karl Heinrich Pohl)* ..... S. 450

August 1914: Ein Volk zieht in den Krieg. Hrsg. von der Berliner Geschichtswerkstatt, Berlin 1989 *(Michael Seligmann)* ..... S. 451

Willy Römer, Bürgerkrieg in Berlin März 1919, Berlin 1984;
Willy Römer, Erntefest im Schrebergarten. Berlin 1912–1927, Berlin 1985;
Willy Römer, Hafenleben. Berlin 1904–1932, Berlin 1985
(Berthold Grzywatz) ..... S. 452

Thomas von Freyberg, Industrielle Rationalisierung in der Weimarer Republik. Untersucht an Beispielen aus dem Maschinenbau und der Elektroindustrie, Frankfurt/M. und New York 1989 *(Peter Czada)* ..... S. 455

Klaus Sühl, SPD und öffentlicher Dienst in der Weimarer Republik, Opladen 1988 *(Ursula D. Nienhaus)* ..... S. 456

Wolfram Pyta, Gegen Hitler und für die Republik. Die Auseinandersetzung der deutschen Sozialdemokratie mit der NSDAP in der Weimarer Republik, Düsseldorf 1989 *(Helga Grebing)* ..... S. 457

Peter Manstein, Die Mitglieder und Wähler der NSDAP 1919–1933. Untersuchungen zu ihrer schichtmäßigen Zusammensetzung, 1. Aufl. 1988, 2., überarb. Aufl., Frankfurt/M. u.a. 1989;
Jouko Jokisalo, „. . . den Arbeiter für die NSDAP zu gewinnen". Zur Ideologie und Massenbasis des deutschen Faschismus 1933–39, Oulu 1988
(Reinhard Kühnl) ..... S. 458

Heinz Niemann und Helmut Arndt, Die Sozialistische Arbeiterpartei Deutschlands 1931–1933, Berlin/DDR 1988 *(Helga Grebing)* ..... S. 460

Peter Leßmann, Die preußische Schutzpolizei in der Weimarer Republik, Düsseldorf 1989 *(Thomas Kurz)* ..... S. 461

Studien zur Arbeiterbewegung und Arbeiterkultur in Berlin. Hrsg. von Gert-Joachim Glaeßner, Detlef Lehnert und Klaus Sühl, Berlin 1989 *(Ingo Materna)* ..... S. 462

Bernd Kruppa, Rechtsradikalismus in Berlin 1918–1928, Berlin und New York 1988 *(Hans-Ulrich Ludewig)* ..... S. 463

Klaus-Michael Mallmann und Gerhard Paul, Das zersplitterte Nein. Saarländer gegen Hitler, Bonn 1989 *(Dieter Knippschild)* ..... S. 464

Frithjof Trapp, Knut Bergmann und Bettina Herre, Carl von Ossietzky und das politische Exil. Die Arbeit des Freundeskreises Carl von Ossietzky in den Jahren 1933–1936, Hamburg 1988 *(Christoph Schottes)* ..... S. 465

Marie Jahoda, Arbeitslose bei der Arbeit. Die Nachfolgestudie zu „Marienthal" aus dem Jahr 1938. Hrsg. und mit einer Einführung von Christian Fleck, Frankfurt/M. und New York 1989 *(Willy Buschak)* ..... S. 466

Japan im Aufbruch. Gewerkschafter berichten über Arbeitskämpfe der Nachkriegsära. Hrsg. von Hirosuke Kawanishi, Köln 1989 *(Joachim Bergmann)* ..... S. 467

Peter Heumos, Die Emigration aus der Tschechoslowakei nach Westeuropa und dem Nahen Osten 1938–1945, München 1989 *(Jan Foitzik)* ..... S. 468

Cindy Sondik Aron, Ladies and Gentlemen of the Civil Service. Middle-Class Workers in Victorian America, New York und Oxford 1987 *(Ursula D. Nienhaus)* ..... S. 468

Hermann Schnorbach, Lehrer im Internationalen Gewerkschaftsbund. Entstehung und Entwicklung des Internationalen Berufssekretariats der Lehrer von 1918 bis 1945, Weinheim und München 1989 *(Michael Seligmann)* ..... S. 469

KURZANZEIGEN UND LITERATURHINWEISE ..... S. 471

MITTEILUNGEN ..... S. 476

PROJEKTFRAGEBOGEN ..... S. 479

Zwei dringende Bitten an unsere Leserinnen und Leser

Infolge einer technischen Panne beim Binden von H.2/1990 der IWK, die wir sehr bedauern, fehlen bei einem Teil der Versandauflage dieses Heftes die Seiten 183–196. Bitte prüfen Sie Ihr Exemplar und benachrichtigen Sie die Redaktion, wenn das Heft unvollständig ist, damit wir Ihnen umgehend eine komplette Ausgabe schicken können.

Die Gesamtherstellung der IWK wird ausschließlich aus Einnahmen aus Abonnements, Verkauf von Einzelheften und Erlösen aus Anzeigen finanziert. Trotz gestiegener Herstellungskosten und derzeit stagnierender Abonnentenzahlen ist es uns bisher gelungen, die Verkaufspreise seit 1983 zu halten. Das soll auch 1991 so bleiben. Eine wichtige Voraussetzung dazu ist allerdings, daß wir noch ausstehende Abo-Beträge bald erhalten. Wir richten daher an diejenigen von Ihnen, die ihre Rechnung für das Abo 1990 noch nicht bezahlt haben, die dringende Bitte, die ausstehenden Beträge möglichst umgehend zu überweisen. Vielen Dank!

Die Redaktion

Autorinnen und Autoren dieses Heftes

Andreas Balthasar, Dr.rer.pol., Lehrbeauftragter am Forschungszentrum für Schweizerische Politik der Universität Bern, seit 1988 selbständiger Forscher bei der Forschungsstelle Wissenschaft und Politik in Bern, Weystr.22, CH–6006 Luzern.

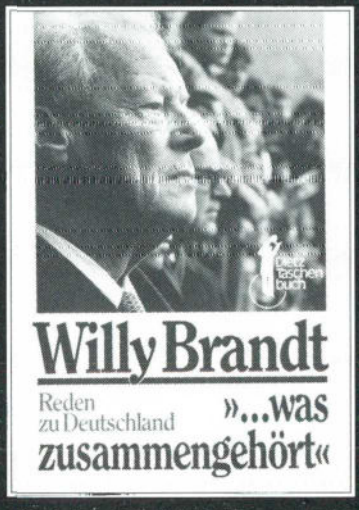
Dieter K. Buse, Dr.phil., Professor für Geschichte an der Laurentian University, Sudbury, Kanada, Ramsey Lake Road, CAN-Sudbury, Ontario, P3E 2C6.

Berthold Grzywatz, Dr.phil., Wissenschaftlicher Mitarbeiter beim Bezirksamt Berlin-Charlottenburg, Wiclefstr. 45, D-1000 Berlin 21.

Kerstin Herbst, Dr.phil., Institut für allgemeine Geschichte der Akademie der Wissenschaften der DDR, Prenzlauer Promenade 149–152, Berlin O–1100.

Klaus Schönhoven, Dr. phil., Professor an der Lehreinheit für Politische Wissenschaft und Zeitgeschichte der Universität Mannheim, Sonnenrain 19, D–8701 Reichenberg.

Barbara Schleicher, M.A., Bremer Str.11, D–4720 Beckum.



160 S., TB 35, zahlr. Abb.,
DM 12,80



ca. 880 S., zahlr. Abb.,
Brosch., DM 98,00



212 S., Hardcover,
DM 66,00



336 S., über 250 Abb.,
Hardcover, DM 32,00

Verlag J.H.W. Dietz Nachf. · Bonn

ISSN 0046-8428

INTERNATIONALE WISSENSCHAFTLICHE KORRESPONDENZ ZUR GESCHICHTE DER DEUTSCHEN ARBEITERBEWEGUNG (Zitierweise: IWK)

Verleger im Sinne des Pressegesetzes: Historische Kommission zu Berlin e.V.,
Kirchweg 33, D-1000 Berlin 38.

Redaktion: Gerhard Beier, Franz Jean Frohn, Gunter Krüschet (verantw.), Walter Momper (z.Z. beurlaubt), Dirk H. Müller.

Für den Anzeigenteil verantwortlich: Gunter Krüschet.

**Anschrift der Redaktion: Historische Kommission zu Berlin, IWK-Redaktion,
Kirchweg 33, D-1000 Berlin 38, Tel.: 0 30 / 816 001 41 (Direktwahl) 816 001-0 (Zentrale)
Telefax: 0 30 / 81 60 01 34**

Vertrieb: FSP GmbH, Groninger Str. 7, D-1000 Berlin 65.

Die IWK wird regelmäßig im ,,Sozialwissenschaftlichen Literaturinformationssystem SOLIS" des Informationszentrums Sozialwissenschaften, Lennéstr. 30, D-5300 Bonn, erfaßt.

Die mit dem Verfassernamen gekennzeichneten Beiträge geben nicht in jedem Falle die Meinung der Redaktion oder des Herausgebers wieder. Die Verfasser sind verantwortlich für die Richtigkeit der in ihren Beiträgen mitgeteilten Tatbestände. Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Rezensionsexemplare übernimmt die Redaktion keinerlei Haftung. Für alle Beiträge behält sich die Historische Kommission alle Rechte vor, auch die Rechte des Nachdrucks, der Übersetzung in fremde Sprachen, der fotomechanischen Wiedergabe, sowie der Speicherung auf Datenträger.

Gerichtsstand: Berlin (West)

Die IWK erscheint viermal jährlich (März, Juni, September, Dezember).
Preise ab 1.1.1983: Einzelheft DM 20,—, Studenten, andere Auszubildende und Arbeitslose DM 15,—, jeweils zuzüglich einer Pauschale für Versandkosten von DM 1,50. Jahresabonnement DM 67,—, Studenten, andere Auszubildende und Arbeitslose DM 40,—, jeweils zuzüglich DM 5,— für Versandkosten. Zahlung nach Erhalt unserer Rechnung auf das Postgirokonto Historische Kommission — Sonderkonto L, Nr. 21 55 15-105, beim Postgiroamt Berlin (West). Das Abonnement kann mit einer Frist von 6 Wochen zum Ende des Geschäftsjahres (IWK-Jahrgang) gekündigt werden. Andernfalls verlängert sich das Abonnement automatisch um ein weiteres Geschäftsjahr (IWK-Jahrgang).
Von den älteren Heften sind noch lieferbar die Nummern 5, 7, 8, 13-19/20, und Jg. 10 (1974) — Jg. 13 (1977), Jg. 14 (1978), H.1 und 4 und Jg. 15 (1979)ff.

Zur Zeit gilt Anzeigenpreisliste Nr. 5 vom 1.5.1990.

Gedruckt mit Unterstützung der Senatsverwaltung für Wissenschaft und Forschung, Berlin.

Gesamtherstellung: Offsetdruckerei Martin Niehuus, Jugendweg 7, D-1000 Berlin 13.

DIE SCHWEIZERISCHE GERWERKSCHAFTSBEWEGUNG 1880 BIS 1914. INTERNATIONALE KONZEPTE UND NATIONALE EIGENART AM BEISPIEL DER TYPOGRAPHEN UND DER METALLARBEITER

Von Andreas Balthasar[1]

Bei der Beschreibung der Struktur und der Geschichte europäischer Gewerkschaften vor dem Ersten Weltkrieg ist es üblich, zwischen drei Konzepten zu unterscheiden.[2] Im trade-unionistischen Typus, dessen Ursprung in England lag, organisierten sich qualifizierte Arbeiter berufsspezifisch. Mit Hilfe von Maßnahmen, die aus der handwerklich-zünftischen Vergangenheit übernommen wurden (craft regulations), strebten sie danach, als Angebotskartell auf dem Arbeitsmarkt auftreten zu können. Sie wollten aus einer Position der Stärke heraus die Arbeitsbedingungen reformistisch verändern. Diese Taktik verlieh den Arbeiterverbänden dieses Typs eine elitäre Note, weil sie die Interessen von Arbeitern benachbarter Berufsgruppen mit einer weniger vorteilhaften Position im Produktionsprozeß als sekundär betrachteten. Die Solidarität und die Kampfkraft unter den Verbandsmitgliedern wurde gefördert durch ein umfassendes Unterstützungssystem, welches auf lokaler Ebene verwaltet wurde. Die Zentralisierung der Verbandsstruktur war nur schwach ausgebildet.[3]

Auch die Anhänger der sozialistisch-syndikalistischen Gewerkschaften, wie sie in den romanischen Ländern entstanden, waren Facharbeiter. Allerdings verstanden sich diese in erster Linie als Teil einer lokalen Gemeinschaft von Berufsleuten jeder Art. Bestehende lokale Organisationen waren zwar in einem nationalen Verband zusammengeschlossen, sie behielten aber ihre Autonomie weitgehend bei. Ziel der Gewerkschaftspolitik war nicht eine Reform des bestehenden Wirtschaftssystems sondern dessen radikale Umwälzung. Spontane Aktionen von locker organisierten Arbeitergruppen ebneten den Weg zum angestrebten Umbruch, indem das Bewußtsein für die soziale Lage geweckt und die Bereitschaft zum Umsturz hergestellt wurden. Unterstützungskassen widersprachen dieser spontanen, unreglementierten Kampfform und wurden daher abgelehnt.[4]

Im sozialdemokratisch-integrativen Gewerkschaftstyp deutscher Provenienz wurden alle Arbeiter eines Industriezweigs unabhängig von Beruf und Qualifikation landesweit zentralisiert organisiert. Die Organisation setzte sich zum Ziel, in die wirtschaftlichen und politischen

1 Dieser Aufsatz beruht auf meiner Dissertation: Gewerkschaftliche Berufsverbände zwischen Tradition, Kampfverhalten und wirtschaftlichem Wandel. Der Schweizerische Typographenbund, der Schweizerische Metallarbeiterverband und die Gewerkschaften des Bau- und Holzgewerbes als Modelle gewerkschaftlicher Entwicklung zwischen 1880 und 1914 (künftig zitiert: Berufsverbände), Diss. rer.-pol., Bern 1985. Erschienen auch in: Arbeiterschaft und Wirtschaft in der Schweiz 1880–1914. Soziale Lage, Organisation und Kämpfe von Arbeitern und Unternehmern, politische Organisation und Sozialpolitik. Hrsg. von Erich Gruner (künftig zitiert: Arbeiterschaft), 3 Bde, Zürich 1987–1988, Bd.2: Andreas Balthasar, Erich Gruner und Hans Hirter, Gewerkschaften und Arbeitgeber auf dem Arbeitsmarkt, Streiks, Kampf ums Recht und Verhältnis zu anderen Interessengruppen, Kap.61.–63, S.255–426. — Ich möchte allen herzlich danken, die mir beim Zustandekommen dieser Arbeit geholfen haben.

2 Eine Grundlage bietet Michael Schneider, Gewerkschaften und Emanzipation. Methodologische Probleme der Gewerkschaftsgeschichtsschreibung, in: Archiv für Sozialgeschichte, Bd.17 (1977), S.419–431; dort finden sich auch Literaturhinweise zu den einzelnen Typen.

3 Zum trade-unionistischen Typ vgl. insbesondere auch Eric J. Hobsbawn, The Labour Aristocracy in Nineteenth-century Britain, in: Labouring Men. Studies in the History of Labour. Hrsg. von Eric J. Hobsbawn, London 1964, und kritisch zu Hobsbawn, H. Pelling, The Concept of the Labour Aristocracy, in: Popular Politics and Society in Late Victorian Britain. Hrsg. von H. Pelling, London und New York 1968, insbesondere S.45ff.

4 Zum sozialistisch-syndikalistischen Typ vgl. Susanne Jauch, Renate Morell und Ulla Schickler, Gewerkschaftsbewegung in Frankreich und Deutschland. Ein kontrastiver Vergleich ihrer zentralen Merkmale bis zum Ersten Weltkrieg, Frankfurt/M. und New York, 1984.

Entscheidungsprozesse einbezogen zu werden, um so die Gesellschaftsordnung reformistisch umgestalten zu können. Machtbasis waren sowohl der hohe Organisationsgrad des Verbandes als auch ein breites Netz von Unterstüzungskassen. Handelndes Subjekt war die streng hierarchisch gegliederte Organisation. Aktionen und Aufgaben wurden nicht dem Einzelnen überlassen, sondern vom Verband übernommen. Repräsentation und Delegation als organisatorisches Strukturmerkmal fanden ihre Entsprechung in Aktionsformen, die im wesentlichen von den Funktionären durchgeführt wurden.[5]

Für die schweizerische Gewerkschaftsforschung stellt sich nun die Frage, inwiefern sich diese idealtypisch vereinfachten Modelle auch in der schweizerischen Gewerkschaftsgeschichte wiederfinden lassen. Rezipierten die Verbände internationale Konzepte oder entwickelten sie eigene, nationale Muster? Welche Faktoren bestimmten die Strukturen und die Entwicklung der schweizerischen Arbeiterorganisationen?

Unsere Untersuchung wird sich auf die Gewerkschaften zweier Branchen beschränken. Einerseits werden die Verbände in der Metall- und Maschinenindustrie analysiert. Dort hatte sich bis zum Ersten Weltkrieg die größte schweizerische Gewerkschaft herausbilden können. Andererseits wird uns das Buchdruckgewerbe interessieren. Die Gewerkschaft der Typographen erzielte in der Vorkriegszeit von allen Verbänden die größten arbeitsmarktpolitischen Fortschritte. Dem Schweizerischen Metallarbeiterverband (SMAV) und dem Schweizerischen Typographenbund (STB) kamen innerhalb der schweizerischen Arbeiterbewegung aber auch Vorbild- und Vorreiterfunktionen zu.

Methodisch schließt unsere Arbeit an die industriesoziologischen Studien von Horst Kern und Michael Schumann an, welche das soziale Bewußtsein und Verhalten als von den spezifischen Arbeitsbedingungen geprägt betrachten. Allerdings bestand zwischen diesen strukturellen Faktoren und der kollektiven Antwort der Gewerkschaft eine dialektische Beziehung. Einerseits wirkte die individuelle Erfahrung auf die Form und die Politik der Organisation ein. Andererseits stellte die Gewerkschaft bewußt vertrauenswürdige Deutungsmuster der Wirklichkeit bereit, um „den Durcheinander, den der Arbeiter im Kopf hat, zu ordnen, Gedanken, die durcheinander im Kopf lagen, in einer gewissen militärischen Ordnung aufzustellen", und so die individuelle Interpretation der Realität und die Handlungsweise der Arbeiter zu beeinflussen.[6]

1. Industrielle Expansion und arbeitsmarktpolitischer Konflikt in der Metall- und Maschinenindustrie

Schon vor dem Ersten Weltkrieg waren Wachstum und Strukturwandel der schweizerischen Industrie in ein Gefüge internationaler Wirtschaftsbeziehungen eingespannt.[7] Wichtige Industriesektoren waren völlig auf Märkte jenseits der Grenzen ausgerichtet. Die Außenhandelsquote der Schweiz überstieg 1913 mit 76% die deutsche und die britische von je

5 Zum sozialdemokratisch-integrativen Typ vgl. Susanne Jauch u.a., a.a.O., sowie Klaus Schönhoven, Expansion und Konzentration. Studien zur Entwicklung der Freien Gewerkschaften im Wilhelminischen Deutschland 1890–1914, Stuttgart 1980.

6 Zur theoretischen Grundlegung vgl. Horst Kern und Michael Schumann, Industriearbeit und Arbeiterbewußtsein. Eine empirische Untersuchung über den Einfluß der aktuellen technischen Entwicklung auf die industrielle Arbeit und das Arbeiterbewußtsein, Frankfurt/M. 1974, und Jürgen Habermas, Theorie des kommunikativen Handelns, Frankfurt/M. 1981; das Zitat stammt vom Schweizer Arbeiterführer Fritz Brupbacher; zitiert nach: Schweizerische Holzarbeiter-Zeitung, Nr.40 vom 5.10.1912.

7 Zur wirtschaftlichen und sozialen Entwicklung der Schweiz vgl. den Überblick von Hansjörg Siegenthaler, Die Schweiz 1850–1914, in: Handbuch der europäischen Wirtschafts- und Sozialgeschichte. Hrsg. von Wolfram Fischer, Bd.5, Stuttgart 1985, S.443–473.

ca. 40%.[8] Beinahe ohne eigene Kohle und Eisenerz war die schweizerische Maschinenindustrie auf den Import von Rohstoffen und von Halbfabrikaten angewiesen. Die Existenz der Industrie war aber auch vom Export abhängig. Allerdings sicherten hohe Spezialisierung und Qualität der Produkte — vor 1900 vor allem Dampfmaschinen, danach elektrotechnische Apparate — in einigen Bereichen einen problemlosen Absatz im Ausland. Die schweizerische Maschinenindustrie profitierte zwischen 1880 und 1914 stark von der kontinentaleuropäischen Wirtschaftsblüte. Mit einem Anteil von 40 bis 50% der Verkaufserlöse blieb der Inlandsabsatz aber von erheblicher Bedeutung. Die Industrie profitierte vom Ausbau der Eisenbahn und der Elektrizitätsversorgung.[9]

Da die Produkte der schweizerischen Maschinenindustrie meist einzeln oder in kleinen Serien nachgefragt wurden, blieb Handarbeit in der Herstellung vorherrschend. Maschinen kamen zwar in der Arbeitsvorbereitung und -unterstützung in wachsender Zahl zum Einsatz, so daß die Verwendung von mechanischen Betriebskräften im Verhältnis zur Arbeiterzahl überproportional zunahm. Mit ungefähr einem PS pro Arbeiter lag die Motorisierung in der Metall- und Maschinenindustrie 1911 aber weit hinter dem führenden Sektor Chemie (33 PS pro Arbeiter) zurück.[10] Die fachlichen Anforderungen an die Arbeiter blieben in den meisten Bereichen der Maschinenindustrie hoch. Die Veränderung der Berufsstruktur zeigt denn auch keine generelle Zunahme der Ungelernten. Diese machten in der Winterthurer Maschinenindustrie 1904 26% aus.[11]

Die Arbeitsbedingungen in den Fabrikationsbetrieben blieben dennoch von Neuerungen nicht unbeeinflußt. Auf der einen Seite richteten verschiedene Unternehmen Kalkulationsbureaus (G. Fischer 1903, Maschinenfabrik Oerlikon 1908), Arbeitszeitkontrollen oder systematische Produktionssteuerungen (Brown Boveri 1912) ein, wodurch die individuelle Autonomie in der Arbeitsgestaltung eingeschränkt wurde.[12] Exemplarisch dafür ist auch die Zunahme der Akkordarbeit in der Industrie. Während der Anteil der Akkordarbeiter im Handwerk keine Bedeutung hatte, nahm er in den Fabriken zwischen 1900 und 1914 stark zu. In der G. Fischer AG lag er 1900 bei 30% und erhöhte sich bis zum Weltkrieg auf 80 bis 90%.[13] In der Winterthurer Maschinenindustrie waren schon 1904 über 70% der Arbeiter im Akkord beschäftigt.[14]

Die Arbeitsbedingungen unterlagen auf der anderen Seite einem Wandel, dem neue bzw. rationalisierte Produktionsverfahren zu Grunde lagen, welche nicht mehr von Facharbeitern übernommen wurden, sondern kurzfristig angelernten Arbeitern überlassen werden konnten. Die traditionellen Berufe verloren an Bedeutung, an ihre Stelle traten vom technischen

8 Michael Bernegger, Die Schweizer Wirtschaft 1850–1913. Wachstum, Strukturwandel und Konjunkturzyklen, Lizentiatsarbeit, Zürich 1983, S.128.

9 A.a.O., S.126.

10 Vgl. Arbeiterschaft, a.a.O., Bd.1: Erich Gruner und Hans-Rudolf Wiedmer, Demographische, wirtschaftliche und soziale Basis und Arbeitsbedingungen, S.129.

11 H. Lotmar, Die Lohn- und Arbeitsverhältnisse in der Maschinenindustrie zu Winterthur, in: Zeitschrift für schweizerische Statistik, Jg.1907, Bd.2, S.1ff.

12 Andreas Balthasar, Berufsverbände, a.a.O., S.99.; zur Rationalisierung der Fabrikationsbetriebe bei der Firma Brown Boweri vgl. Festschrift Brown Boweri 1891–1966, Baden 1966, S.189, nach Hannes Siegrist, Vom Familienbetrieb zum Managerunternehmen, Angestellte und industrielle Organisation am Beispiel der Georg Fischer AG in Schaffhausen 1979–1930, Göttingen 1981, S.88, Anm. 78.

13 Rudolf Vetterli, Industriearbeit, Arbeiterbewußtsein und gewerkschaftliche Organisation (künftig zitiert: Industriearbeit), Göttingen 1987, S.102f.

14 H. Lotmar, a.a.O., S.25. Für die wenige Jahre alte Sulzerische Heizungsfabrik gab Bernheim 1913 80% Akkordarbeiter an, vgl. E. Bernheim, Auslese und Anpassung (Berufswahl und Berufsschicksal) der Arbeiterschaft in der Heizungsfabrik Gebrüder Sulzer AG in Oberwinterthur, Zürich 1916.

Betriebsablauf geprägte Tätigkeiten. Anlernberufe wie Bohrer, Fräser, Hobler oder Revolverdreher symbolisierten diesen Übergang.[15] In Winterthur hatten diese 1904 einen Anteil von 9%, in Zürich betrug der Anteil fünf Jahre später 14%.[16] Gleichzeitig wurden aber den Facharbeitern Tätigkeiten abgenommen, die bis anhin Grundlage ihrer exklusiven Position gewesen waren. Tendenzielle Abnahme der Sonderstellung der Qualifizierten und gleichzeitige Zunahme der Anforderungen an die Ungelernten wirkten in Richtung einer Vereinheitlichung der Interessenlage aller Metallarbeiter.[17] Diese Entwicklung stellte eine wichtige Grundlage für den Aufbau einer Organisation aller Metallarbeiter unabhängig von Beruf und Qualifikation dar.

Ausgangspunkt der Gewerkschaftsbewegung in dieser Branche war ein erfolgloser Steik der Schlosser 1886 in Zürich. Er endete mit Schüssen der Polizei in die Menge. Ein Arbeiter wurde erschossen.[18] Die Streikniederlage wies die Arbeiter auf die Notwendigkeit einer eigenen nationalen Interessenorganisation hin. An verschiedenen Industriestandorten wurden in der Folge Gewerkschaften gegründet. Parallel zu überberuflichen Metallarbeitersektionen entstanden auch nationale Fachverbände von Spenglern, Gießern, Schmieden und Wagnern. Das Prinzip der Industriegewerkschaft, welche alle mit dem Rohstoff Metall beschäftigten Arbeiter zusammenfaßte, setzte sich in den 90er Jahren gegenüber den Fachverbänden durch. Neben der oben geschilderten Annäherung der Interessenlage aller Metallarbeiter trug dazu vor allem die Tatsache bei, daß sich bei den Fachverbänden noch keine stabilen Organisationsstrukturen hatten herausbilden können.[19] Von Anfang an gelang es, durchaus vorhandene Konflikte zwischen einzelnen Berufsgruppen als innerverbandliches Problem einzugrenzen und konkurrierende Verbände zu vermeiden. Innerhalb der Gewerkschaft blieb die Berufsorientierung aber von Bedeutung. So gab es zum Beispiel 1900 in Zürich noch 14 nach Berufen gegliederte Metallarbeitersektionen, und in der Berner Sektion bestanden 1910 mehr als 20 berufliche Untergruppen.

Bis 1902 verfolgte der SMAV ein dezentrales Organisationskonzept, welches den lokalen Sektionen nahezu volle Autonomie gewährte. Die Vorortssektion, welche auch den Zentralvorstand stellte, wechselte mehrfach, und die Vereinsstatuten wurden pausenlos revidiert. Schließlich war ein Unterstützungswesen nur ansatzweise und auf lokaler Ebene vorhanden. Nach harten Auseinandersetzungen wurde zwischen 1898 und 1902 die Wendung zu einem zentralistischen Organisationskonzept vollzogen. Ausschlaggebend war nicht zuletzt der vorangegangene Mißerfolg beim Ausbau des Verbandes gewesen. Bis 1902 hatte der Organisationsgrad kaum 8% erreicht. Durchschlagende Erfolge, insbesondere in der zentralen Frage der Arbeitszeitreduktion, wurden nicht erzielt. Mit der Anstellung eines Zentralsekretärs (1900), der Zusammenfassung der Entscheidungskompetenz und dem Aufbau eines nationalen Unterstützungssystems für Verbandsmitglieder (1902 wurden die Streik-, die Arbeitslosen- und die Reiseunterstützungskasse geschaffen) wurde die interne Stabilisierung vollzogen. Zusammen mit der günstigen konjunkturellen Entwicklung bewirkte diese, daß der

15 Alain Touraine, Industriearbeit und Industrieunternehmen. Vom beruflichen zum technischen System der Arbeit, in: Moderne Technikgeschichte. Hrsg. von Karin Hausen und Reinhard Rürup, Köln 1975, S.297.
16 Vgl. Andreas Balthasar, Berufsverbände, a.a.O., Tabelle 62.5, S.98.
17 Rudolf Vetterli, Industriearbeit, a.a.O., S.233.
18 Arbeiterschaft, a.a.O., Bd.2, Kap.10, S.1037, und Arbeiterstimme, Nr.25 vom 19.6.1886.
19 Vgl. Eric J. Hobsbawn, Der New Unionism — Eine komparative Betrachtung, in: Auf dem Wege zur Massengewerkschaft. Die Entwicklung der Gewerkschaften in Deutschland und Großbritannien 1880–1914. Hrsg. von Wolfgang J. Mommsen und Hans-Gerhard Husung, Stuttgart 1984, S.36.

Organisationsgrad bis 1906 auf 21% hinaufschnellte.[20] Für die städtischen Meister im Kleingewerbe war der Metallarbeiterverband zu einem ebenbürtigen, zum Teil sogar überlegenen Verhandlungspartner herangewachsen. Im Spenglergewerbe kam 1912 ein nationaler Tarifvertrag zustande. Er regelte die Arbeitszeit und bestimmte eine Schlichtungsstelle. 1912 waren rund 13% der Betriebe der Metall- und Maschinenbranche mit 9% der Arbeiter einem Tarifvertrag unterstellt.[21] Nur im graphischen Gewerbe (33%) und in der Holzbearbeitung (22%) unterstanden mehr Arbeiter einer Vereinbarung.

Während die gewerblichen Meister aufgrund der handwerklich-zünftischen Tradition und der relativ schwachen Stellung gegenüber der Gewerkschaft einer Zusammenarbeit zustimmten, betrachteten die industriellen Unternehmer die Gewerkschaft bis nach dem Ersten Weltkrieg als existenzielle Gefahr.[22] Ähnlich wie ihre deutschen Kollegen strebten sie danach, die Organisation zu zerschlagen oder zumindest die organisierten Arbeiter von ihren Betrieben fernzuhalten.[23] Betriebliche Sozialleistungen (Unterstützungskassen, Betriebswohnungen ect.) zielten daraufhin, einen treuen Arbeiterstamm an das Unternehmen zu binden und von der Gewerkschaft fernzuhalten.[24] Die Unternehmer erkannten, daß das Wachstum der Betriebe die Kommunikation mit den Arbeitern erschwert hatte. Sie gründeten daher betriebseigene Arbeiterkommissionen, welche nach dem Urteil der Unternehmer nicht nur die Interessen der Arbeiter formulieren sollten, sondern auch die Aufgabe hatten, Anordnungen von oben nach unten weiterzugeben und zu legitimieren.[25]

Die betriebsinternen Maßnahmen wurden seit 1904 ergänzt durch einen aggressiven Unternehmerverband (Arbeitgeberverband Schweizerischer Maschinenindustrieller, ASM). Diese Organisation stand bewußt nur Großbetrieben offen, um den Interessengegensätzen zwischen Handwerk und Industrie auszuweichen. Die überblickbare Zahl der in der Branche tätigen Unternehmer, Interessenverflechtungen als Kunden und Lieferanten, familiäre Verknüpfungen und vor allem die gemeinsamen Interessen an international konkurrenzfähigen Produktionsbedingungen erleichterten den Aufbau des Verbandes.[26] Innerhalb von nur zwei Jahren entwickelte sich der ASM zum mächtigsten Arbeitgeberverband in der Schweiz. Der Verband legte für alle seine Mitglieder verbindliche Richtlinien bezüglich der wesentlichen Fragen des Arbeitsverhältnisses fest (Arbeitszeit, Kündigung, Art der Lohnzahlung u.s.w.) und übernahm

20 Im Vergleich zu England war dies natürlich sehr wenig. Dort waren je nach Betrieb 60% bis 100% organisiert. Vgl. Jonathan Zeitlin, Engineers and compositors: A comparison (künftig zitiert: Engineers), in: Divisions of labour, skilled workers and technological change. Hrsg. von Royden Harrison, London 1985, S.204.

21 Was die Zahl der Landestarife betrifft, so wissen wir von insgesamt 16, die bis zum Jahre 1914 abgeschlossen worden sind. Sie betrafen die Typographen und Lithographen, Teile der Uhrenindustrie (Gold- und Silberschalenmacher), die Küfer und Brauereiarbeiter, sowie die Spengler und Installateure. Bis auf den Bierbrauervertrag von 1896 traten alle zwischen 1905 und 1914 in Kraft, vgl. Arbeiterschaft, a.a.O., Bd.2, Kap.12.21, S.1242.

22 Hermann Meyer, Die Arbeiterbewegung in der Schweizerischen Maschinenindustrie im Jahre 1905. Im Auftrage und anhand der Akten des Vereins Schweizerischer Maschinenindustrieller, Zürich 1906, S.40.

23 Hans Gerster, Die Arbeitgeberorganisationen in der Schweiz, Basel 1921, und Arbeiterschaft, a.a.O., Bd.2, Kap.82, S.820ff, Vorbildfunktion der deutschen Unternehmer, Kap.81, S.814ff.

24 Andreas Balthasar, Berufsverbände, a.a.O., S.144–120; Jahresbericht des Arbeitgeberverbandes der Schweizerischen Metall- und Maschinenindustrie 1913, S.42ff. Nach 1910 setzten noch ziemlich erfolglose Versuche ein, eine „gelbe", d.h. unternehmertreue Gewerkschaft zu gründen, dazu Arbeiterschaft, a.a.O., Bd.2, Kap. 83, S.829ff.

25 Ausführlich zu den Fabrikkomissionen, Andreas Balthasar, Berufsverbände, a.a.O., Kap. 623.33, S.148f.

26 Hinweise zu den wirtschaftlichen Verflechtungen zwischen den Unternehmen in der Metall- und Maschinenindustrie bei Andreas Balthasar, Berufsverbände, a.a.O., S.107-113, insbesondere Tabelle 62.8; zu den familiären Kontakten unter den Winterthurer Maschinenindustriellen vgl. Ursi Blosser und Franziska Gerster, Töchter der Guten Gesellschaft. Frauenrolle und Mädchenerziehung im schweizerischen Großbürgertum um 1900, Zürich 1985, S.89–91.

die Leitung von Auseinandersetzungen mit den Arbeitern. Daneben bewahrte ein kollektiver Streikfonds die Mitglieder vor den Folgen von Ausständen.

1906 standen sich in der Maschinenindustrie zwei zentralisierte und mit Finanzmitteln ausgerüstete Verbände in höchster Feindschaft gegenüber. Dem Arbeitgeberverband unterstanden 1910 rund die Hälfte aller Arbeiter der Fabrikbetriebe, die Arbeiter hatten einen Organisationsgrad von ca. 20%. Auf beiden Seiten war die Freiheit des Einzelnen zugunsten der Organisation aufgegeben worden. Streiks waren nicht mehr bloß privatrechtliche Auseinandersetzungen zwischen Einzelfabrikanten und deren Belegschaft, sondern reine Machtkämpfe, die den aufgerissenen Klassengraben ständig vertieften. Den Unternehmern gelang es, jeden Einbruch in ihre Front zu verhindern: Das Koalitionsrecht der Arbeiter blieb beschränkt, die Gewerkschaft wurde nicht als Gesprächspartner akzeptiert, Tarifverträge wurden nicht abgeschlossen. Die Industriellen hatten die bürgerliche, gewerbliche und bäuerliche Öffentlichkeit und kooperationsbereite Regierungen auf ihrer Seite.[27] Die Öffentlichkeit unterstützte einerseits die Doktrin, daß die Gewerkschaften die Konkurrenzfähigkeit der schweizerischen Exportindustrie untergruben und diffamierte andererseits den Arbeitskampf als unschweizerisches und undemokratisches Mittel. Streiks galten als revolutionäre Akte, die es mit allen Mitteln zu unterdrücken galt. Arbeitsniederlegungen wurden auch legalistisch behindert, indem Streikbrecher geschützt und Streikposten verboten wurden.[28] Politische Machtlosigkeit und Einschränkung der Machtmittel im Arbeitskampf radikalisierten aber weite Teile der schweizerischen Arbeiterbewegung zunehmend.[29]

Einziger Ansatzpunkt für eine Verständigung zwischen SMAV und ASM bildete 1909 eine Vereinbarung zwischen den jeweiligen Spitzenfunktionären, welche dazu diente, die Zahl der Auseinandersetzungen zu reduzieren. Die darauffolgende Periode relativer Ruhe wurde von beiden Seiten in erster Linie zum Aufbau neuer Kräfte benützt.[30]

Der Einfluß von SMAV und ASM beschränkte sich weitgehend auf die Deutschschweiz. In der Romandie hatte die Gewerkschaft erhebliche Organisationsprobleme. Ihre Sektionen in dieser Region bestanden fast ausschließlich aus deutschsprachigen Mitgliedern. Wie die meisten übrigen Romands schlossen sich auch die in der Metallbranche Beschäftigten lieber lokalen Syndikaten an, als dem von den Deutschschweizern dominierten SMAV.[31]

2. Gewerblicher Charakter und Kooperation im Buchdruckgewerbe

Das Buchdruckgewerbe war vor dem Ersten Weltkrieg eine eigentliche Wachstumsbranche. Aufgrund seiner Abhängigkeit vom föderalistischen politischen System erfolgte das Wachstum aber dezentral an den lokalen Hauptorten. Dies führte dazu, daß eine Vielzahl relativ unabhängiger „Druckzentren" entstand, die jedes für sich alle Produktionsbereiche abdeckten. Die jeweiligen Einzugsgebiete waren für eine konsequente Mechanisierung mittels Setz- und Rotationsmaschinen aber zu klein. Zwar wurde schon 1883 die erste Thorn-Setzmaschine in Betrieb genommen, aber 1914 war immer noch nur jeder achte Setzer an der Maschine beschäftigt. Der Index der Produktionseinnahmen verhielt sich nahezu parallel zur Zahl

27 Vgl. dazu Arbeiterschaft, a.a.O., Bd.2, Kap. 11, S.1141ff.
28 A.a.O. 34.
29 Erich Gruner, Die Parteien in der Schweiz, Bern 1977, S.132.
30 Den Charakter des Abkommens interpretierte der Redaktor der Metallarbeiter-Zeitung (Nr.45 vom 8.11.1913 (erst!)) „Waffenstillstand! Die vorliegende Nummer unserer Zeitung ist die erste seit dem 10.5.1902, in der keine Sperre publiziert ist. Die stille Zeit muß überall zu umfassender, planmäßiger Agitation ausgenützt werden, um späteren Kämpfen gerüstet begegnen zu können".
31 Andreas Balthasar, Berufsverbände, a.a.O., S.136.

der Erwerbstätigen, was darauf hinweist, daß nur beschränkt arbeitssparende Investitionen getätigt wurden.[32] Ein gänzlicher Verzicht auf Maschinen im Zeitungssatz war andererseits auch nicht möglich, wollten die Unternehmer dem Bedürfnis nach aktueller Publikation nachkommen. Absatzbedingte Faktoren ließen somit in der Schweiz eine mittlere Betriebsgröße als optimal erscheinen. Dies schaffte nicht nur relativ einheitliche Arbeitsbedingungen für die Gesellen. Es näherte auch die Interessen der Unternehmer einander an. Deren Hauptziel war es, Schmutzkonkurrenten, welche die Produkte unter dem gängigen Preis anboten, vom Markt zu verdrängen. Es handelte sich zum Teil um große Anbieter, die ihre modernen Maschinen mit Tiefstpreisen auszulasten versuchten. Vor allem waren es aber Kleinmeister, die unter Ausbeutung ihrer eigenen Arbeitskraft danach strebten, ohne Mechanisierung konkurrenzfähig zu bleiben.

Die relativ langsame Ausbreitung der neuen Technologie führte im Buchdruckgewerbe dazu, daß sich die Arbeitssituation in der Vorkriegszeit nicht wesentlich veränderte.[33] Bereits vor dem interessierenden Zeitraum waren technische Elemente in den Produktionsgang eingegliedert gewesen, die grundlegende Arbeitsteilung zwischen Setzern und Druckern hatte schon bestanden. Trotz neuer Maschinen blieben die Qualifikationsanforderungen hoch. Als Folge der erhöhten Kapitalintensität nahm aber der Leistungsdruck zu. Die Typographen nahmen die Setzmaschine als permanente Bedrohung wahr, deren Kontrolle sie seit der Jahrhundertwende wachsende Aufmerksamkeit schenkten.

Der STB war 1858 als berufsständische Organisation von Meistern und Arbeitern gemeinsam gegründet worden. Erst in den 70er Jahren bekannten sich die Gesellen zur unterschiedlichen Interessenlage und richteten Streikkassen ein. Um eine Verfestigung der Verbandsstrukturen zu verhindern, wechselte die Vorortssektion und der Zentralvorstand der Gewerkschaft ähnlich wie im SMAV regelmäßig. Statuten wurden von Generalversammlungen im Detail beraten und häufig revidiert. Unterstützungskassen waren lokal organisiert, und die Tarif- und Streikkompetenz lag bei den Sektionen.

Die Nachteile dieses Konzepts wurden dem STB 1889/90 anläßlich einer empfindlichen Streikniederlage bewußt gemacht. Nur ein Teil der Sektionen war dem landesweiten Streikaufruf gefolgt, so daß es den Meistern ein leichtes war, den Wirkungen des Ausstandes auszuweichen. Zudem ging den beteiligten Sektionen schnell das Geld aus, so daß der Streik nach kurzer Dauer ohne jeden Erfolg abgebrochen werden mußte. Ähnlich wie der SMAV revidierte der STB nach der Streikniederlage sein Organisationskonzept.

Bis 1900 führte dies zu einer Zentralisierung der Unterstützungskassen sowie zur Zusammenfassung der Machtbefugnisse hinsichtlich Leitung bzw. Genehmigung von Verhandlungen und Streiks. Die Mitglieder wurden nur noch zur Beglaubigung von im Vorstand gefaßten Beschlüssen herangezogen. Ein Beispiel stellt die Rolle der Generalversammlung dar, welche einstmals von zentraler Bedeutung gewesen war. Nach der Reorganisation kam ihr immer mehr die Aufgabe zu, die Politik des Zentralvorstandes gutzuheißen und nach außen die Einheit des Verbandes zu demonstrieren. Der Ausbau und die Zentralisierung der Unterstützungskassen

32 Allerdings beruht der Index der Produktionseinnahmen auf sehr rudimentärem Quellenmaterial, vgl. Andreas Balthasar, Berufsverbände, a.a.O., S.23–26; Jonathan Zeitlin nimmt an, daß der langsamen Verbreitung der Setzmaschine in England die Unterschätzung ihrer Vorteile seitens der Unternehmer zu Grunde lag. Vgl. Jonathan Zeitlin, Engineers, a.a.O., S.240.

33 Vgl. Arbeiterschaft, a.a.O., Bd.1, Kap. 462, S.515-524.

erhöhten auch die Attraktivität der ,,selektiven Beitrittsanreize" für die Mitglieder.[34] Dies war umso notwendiger, als den STB-Kassen ein Unterstützungssystem gegenüberstand, das von den Unternehmern mitfinanziert wurde. Da diese ,,gelben" Kassen aber nur in wenigen größeren Orten ,,Stützpunkte" hatten (vor allem in Zürich), standen sie den Gesellen nur beschränkt als Alternative zur Verfügung.[35]

Die Ziele des STB waren reformistisch auf die Verbesserung der Lohn- und Arbeitsbedingungen der qualifizierten Setzer und Drucker ausgerichtet. Anderen Berufsgruppen gegenüber verhielt sich der Verband durchaus elitär. Er lehnte es nicht nur ab, sich organisatorisch mit den Buchbindern, Lithographen oder gar mit unqualifizierten Hilfsarbeitern zu vermischen. Er war auch nicht bereit, deren gewerkschaftliche Organisation zu fördern.[36] Als verbandsstärkende Maßnahme legten die Typographen besonderen Wert auf die Herausbildung eines handwerklich-zünftisch orientierten ,,Kastengeistes" in Form von berufsspezifischer Sprache und Brauchtum.[37]

Obwohl die Buchdruckermeister 1889 einen deutlichen Erfolg hatten erzielen können, setzte sich bei ihnen die Ansicht durch, daß sie die Schmutzkonkurrenz ohne die Hilfe der organisierten Gesellen nicht in den Griff bekommen konnten. Sie waren daher zu Vereinbarungen mit den Arbeitern bereit. Handwerklich-zünftische Berufstradition in Form von Gesprächsbereitschaft und Tarifidee bildeten die Grundlage für den Aufbau von engen Beziehungen. Die ausgewogene Organisationsmacht und die absatzmäßige Unabhängigkeit vom Ausland sicherten eine erfolgreiche Durchsetzung von Abmachungen. 1910 waren knapp 40% der Meister im Verband, darunter die überwiegende Mehrheit der marktbestimmenden Vertreter. Von den Gesellen gehörten 80 bis 90% einer Gewerkschaft an, knapp 10% davon allerdings der ,,gelben" schweizerischen Buchdrucker-Gewerkschaft.

Den ersten Schritt in der Zusammenarbeit zwischen Meistern und Gesellen bildete 1902 ein Vertrag, der die Anzahl der Lehrlinge beschränkte und deren Ausbildung regelte. Für die Gesellen bestand damit ein wirksames Mittel zur Kontrolle des Arbeitskräfteangebots. Die Reetablierung von handwerklich-zünftischen Vereinbarungen setzte mit der Kontrolle des Lehrlingswesens ein. Dies unterstreicht die hohe Bedeutung, welche der Qualifikation im Buchdruckgewerbe zukam. Den nächsten Schritt bildete die Einrichtung einer paritätischen Schlichtungsstelle, welche 1904 zu einer weiteren Rationalisierung der Konfliktlösung beitrug. 1906 folgte ein Maschinensetzertarif. Er beschränkte die Arbeit am ,,eisernen Kollegen" auf qualifizierte Gesellen und schloß die gefürchtete Konkurrenz von Frauen und Hilfsarbeitern aus. Dadurch wurde die Position der Typographen erheblich gefestigt.[38] Im darauffolgenden Jahr wurde ein einheitlicher nationaler Buchdruckertarif abgeschlossen, der

34 Zum Terminus ,,selektive Beitrittsanreize", vgl. Mancur Olson, Die Logik des kollektiven Handelns. Kollektivgüter und die Theorie der Gruppen, Tübingen 1968, S.49f.; zur Entwicklung des Unterstützungswesens im STB und dessen Attraktivität gegenüber den Kassen der ,,gelben" Schweizerischen Versicherungskasse für Buchdruckereiangestellte vgl. Andreas Balthasar, Berufsverbände, a.a.O., S.40–50.

35 Ebda.; Festschrift 75 Jahre Schweizerische Graphische Gewerkschaft 1908–1983, Olten 1983, S.11–18.

36 Vgl. dazu Arbeiterschaft, a.a.O., Bd.2, Kap. 61A, S.309ff, sowie Andreas Balthasar, Berufsverbände, a.a.O., S.74–75; dies steht im Gegensatz zu den Entwicklungen in England, wo es den qualifizierten Druckern in der Vorkriegszeit ebenso wie den Schweizern gelang, ihre Vorzugsstellung auszubauen. Dort waren die Typographen aber bereit, die Gewerkschaft der Ungelernten zu fördern, Vgl. Jonathan Zeitlin, Engineers, a.a.O., S.209.

37 Dazu Helvetische Typographia. Organ des Schweizerischen Typographenbundes, Nr.48 vom 1.12.1905 und Nr.34 vom 21.8.1908.

38 Ähnlich waren die englischen Buchdruckergewerkschaften (London Society of Compositors, Typographical Association und Scottish Typographical Association) vorgegangen. Dazu Jonathan Zeitlin, Engineers, a.a.O., insbesondere S.219–21.

einen Minimallohn garantierte und die Ausbreitung der Akkordarbeit stoppte. Eine wirksame Waffe gegen die Schmutzkonkurrenz erhielten die Unternehmer aber erst, als 1913 eine umfassende Berufsgemeinschaft eingerichtet wurde. Indem Unternehmer nur noch Arbeiter zu den mit dem STB vereinbarten Bedingungen beschäftigten, und die Mitglieder des STB sich verpflichteten, nur bei Meistern zu arbeiten, die sich an die vom Meisterverband bestimmten Produktepreise hielten, wurde die Kontrolle der Organisierten vom Arbeitsmarkt auch auf den Gütermarkt ausgedehnt. Hatte der Verein Schweizerischer Buchdruckereibesitzer den Verbandsgehilfen die Reglementierung des Arbeitsmarktes ermöglicht, so verschaffte der STB nun dem Meisterverband die Beherrschung des Gütermarktes.

Ähnlich wie in der Metallbranche bestand eine organisatorische Trennlinie zwischen der deutschsprachigen und der welschen Schweiz auch im Buchdruckgewerbe. Die Romands waren Anhänger des revolutionären Syndikalismus und bevorzugten die absolute Autonomie der Sektionen. Sie hatten daher einen eigenen Verband gegründet, der auf jede Zentralisierung verzichtete. Verhandlungen mit den Meistern erfolgten ausschließlich auf Betriebs- oder Sektionsebene. Schlichtungseinrichtungen wurden abgelehnt, weil sie die Streikautonomie beeinträchtigten. Die Zusammenarbeit mit dem STB scheiterte aber nicht nur an unterschiedlichen Organisationskonzepten, sondern auch an der Angst der Welschen vor einer Majorisierung durch die Deutschschweizer und an der für dieses Gewerbe besonders wichtigen Sprachschranke.[39]

3. Internationale Konzepte und Determinanten der nationalen Eigenart

In der oben skizzierten Geschichte von SMAV und STB werden die Parallelen zwischen den Strukturen und Entwicklungen in der Schweiz und den zu Beginn vorgestellten gewerkschaftlichen Typen sichtbar: Bis zur Jahrhundertwende lassen sich im SMAV Elemente erkennen, die das sozialistisch-syndikalistische Modell charakterisieren, wie Mißtrauen gegenüber zentralisierten Organisationsstrukturen und Affinität zu basisdemokratischen Entscheidungsprozessen. Allerdings lassen sich diese Faktoren nicht nur in der französischen Gewerkschaftsbewegung wiederfinden, sondern es sind auch Elemente der förderalistischen und direkt-demokratischen Tradition des schweizerischen politischen Systems. Dieser Bezug wird durch zwei weitere Merkmale noch unterstrichen. Auf der einen Seite erinnert das Institut einer regelmäßig wechselnden Vorortssektion an die eidgenössischen Tagsatzungen des 18. Jahrhunderts.[40] Auf der anderen Seite waren die Statuten des SMAV in der Anfangsphase ähnlich wie die schweizerische Verfassung direkt revidierbar. Es ist daher verständlich, daß sich Elemente wie Lokalismus und Basisdemokratie auch in den frühen Verbandsstatuten des STB wiederfinden.

In beiden Gewerkschaften führen die schlechten Erfahrungen mit der dezentralen Vereinsorganisation in der deutschsprachigen Schweiz zu einer Neuorientierung. Während in den französischsprachigen Gebieten die traditionellen Strukturen beibehalten und mit Bezug auf die französische Gewerkschaftsbewegung neu legitimiert wurden, zogen die Deutschschweizer die Verhältnisse in England und Deutschland explizit als Vorbilder heran.[41]

39 Andreas Balthasar, Berufsverbände, a.a.O., S.72–74.

40 Hans Conrad Peyer, Verfassungsgeschichte der alten Schweiz, Zürich 1978, S.117, bezeichnet die Tagsatzungen der Eidgenössischen Orte als Gesandtenkongreß, dem die Aufgaben einer Regierung zukamen.

41 Die ausdrücklichen Bezugnahmen der Typographen in ihrem Organ auf den deutschen Verband sind recht häufig. Interessant sind besonders zwei Artikel aus dem Jahre 1901. Der eine tritt Gerüchten entgegen, welche die Abhängigkeit des schweizerischen gegenüber dem deutschen Verband behaupten (Helvetische Typographia,

Die Organisationskonzepte von SMAV und STB nach 1900 erinnern stark an die deutschen Schwestergewerkschaften.[42] Dafür ist nicht zuletzt auch der Einfluß von deutschen Gewerkschaftsmitgliedern verantwortlich. Im SMAV machten sie zwischen 1905 und 1913 rund 20% der Organisierten aus. Dieser Anteil entsprach ihrer quantitativen Bedeutung unter den Beschäftigten.[43] Auch im Typographenbund entsprachen die knapp 17% Deutschen 1887 dem Anteil der in der Branche Tätigen.[44] Ein stark ausgebautes Unterstützungssystem, die zentralisierten Entscheidungsstrukturen, der Aufbau einer Verbandsbürokratie und die Bereitschaft zu tariflichen Vereinbarungen mit den Unternehmern auf der Basis des bestehenden Wirtschaftssystems sind typische Merkmale des sozialdemokratisch-zentralistischen Gewerkschaftstyps, die sich auch beim SMAV wiederfinden. Entscheidend war aber die Übereinstimmung im Industrieverbandsprinzip. Qualifikation war in der Regel kein entscheidendes Organisationskriterium im Metallarbeiterverband. 1900 waren rund 7% der Qualifizierten und 4% der Unqualifizierten organisiert. Elf Jahre später waren es 21% bzw. 17%.[45]
Anders als die Schweizer hatten sich die englischen Metallarbeiter verhalten.[46] In der Amalgamated Society of Engineers blieben die Facharbeiter unter sich. Sie lehnten eine Kooperation mit den Ungelernten ab und versuchten — vorerst erfolgreich — die Exklusivität ihrer eigenen Position zu steigern. Die wirtschaftlichen Gegebenheiten drängten den schweizerischen Metallarbeitern einen anderen Weg auf. Einerseits reduzierte sich die Bedeutung der traditionellen Berufsqualifikationen bei gleichzeitiger Steigerung der Anforderungen an die Ungelernten. Andererseits erhöhten die internationale Konkurrenz und die Ausbreitung von Kalkulation und Rechnungswesen das Arbeitstempo und beschränkten die Autonomie der Arbeiter. Diese Faktoren bildeten die Grundlage einer Vereinheitlichung der Interessenlage aller Metallarbeiter. In der wirtschaftlichen Offenheit der Branche, welche ihre Ursache in der Kleinheit der Schweiz und ihrer Armut an Rohstoffen und Absatzmärkten hat, liegt also eine wesentliche Ursache der relativ schnellen Blockbildung in der Maschinenindustrie. Zusätzlich beeinflußten sich die Verbände in ihrer Entwicklung auch gegenseitig. Der ASM verstand seine Organisation explizit als Reaktion auf die Machtkonzentration im SMAV.[47]

[Forts. Anm.41] Nr.5 vom 1.2.1901). Der andere Artikel kritisiert die antisoialistische und unternehmerfreundliche Haltung der deutschen Schwesterorganisation, würdigt aber zugleich deren Leistungen im Tarifwesen (a.a.O., Nr.46 vom 15.11.1901). Auf den englischen Verband wurde hauptsächlich im Zusammenhang mit dem Internationalen Buchdruckersekretariat verwiesen (vgl. dazu Andreas Balthasar, Berufsverbände, a.a.O., S.76f). Zudem wurde die vorbildliche Gewerkschaftsliteratur zur Aufnahme in die Sektionsbibliotheken empfohlen (z. B. Sidney und Beatrice Webb, The History of Trade Unionism) in: Helvetische Typographia, Nr.42 vom 16.10.1908). — Auch in der Schweizerischen Metallarbeiter-Zeitung wurde auf die Bewegungen in Deutschland und England Bezug genommen. Während im Verlauf der Reorganisation die Vorbildfunktion und die Leistungen des deutschen Verbandes hervorgehoben wurden (z. B. Schweizerische Metallarbeiter-Zeitung, Nr.6 vom 14.3.1903 und Nr.28 vom 22.10.1904), kam später zunehmende Kritik an der Verbürokratisierung (Nr.33 vom 19.8.1905) und der Erfolgslosigkeit (Nr.49 vom 9.12.1905) auf. Die Verweise auf England bezogen sich einerseits lobend auf die Entwicklung der gesamten Arbeiterbewegung (z. B. Nr.15 vom 18.7.1903), andererseits tadelnd auf die Haltung der englischen Metallarbeiter in der internationalen Zusammenarbeit. Die Engländer waren nicht bereit, Gegenseitigkeitsverträge bezüglich Unterstützungsleistungen abzuschließen. Vgl. dazu Festschrift Internationaler Metallarbeiterbund. Gedrängte Darstellung seiner Entwicklung von 1893–1923 auf Grund der Verhandlungen und Beschlüsse der Kongresse, Bern 1923.

42 Zur Entwicklung der Freien Gewerkschaften in Deutschland siehe Klaus Schönhoven, Expansion und Konzentration, a.a.O., zu den Metallarbeitern insbesondere S.306–376.

43 Andreas Balthasar, Berufsverbände, a.a.O., S.129.

44 A.a.O., S.39.

45 A.a.O., S.131–135, insbesondere Tabelle 62.14.

46 Jonathan Zeitlin, Engineers, a.a.O., speziell S.232–235 und ders., Die Arbeitnehmerpolitik des britischen Maschinenbaus 1890–1914, in: Auf dem Wege zur Massengewerkschaft. Die Entwicklung der Gewerkschaften in Deutschland und Großbritannien 1880–1914. Hrsg. von Wolfgang J. Mommsen und Hans-Gerhard Husung, Stuttgart 1984, S.400–432.

47 Vgl. Arbeiterschaft, a.a.O., Bd.2, Kap. 81, S.814, insbesondere Anm. 34.

Trotz der grundsätzlich anderen Bedingungen war auch im Buchdruckgewerbe die Kleinheit des Raumes für die konsequente Zentralisation der Organisationsstrukturen von großem Einfluß. Das beschränkte Absatzgebiet zwang den Unternehmern eine mittlere Betriebsgröße als ideal auf und ließ Modernisierungen nur beschränkt zu. Auf dieser Grundlage fanden sich nicht nur die Interessen der Meister, sondern auch jene der Gesellen. Den qualifizierten Arbeitern war es gelungen, die neue Technologie unter ihre Kontrolle zu bringen und die Exklusivität ihrer Position noch auszubauen. Mit dem Lehrlingsregulativ wurde 1902 die Zahl der qualifizierten Arbeitskräfte beschränkt. 1906 wurde festgehalten, daß einzig Gesellen mit traditioneller Ausbildung die Setzmaschine bedienen durften. Schließlich stellte die Buchdruckergemeinschaft von 1913 den Höhepunkt und Abschluß einer trade-unionistischen Gewerkschaftspolitik dar.

Das schweizerische Modell weist allerdings eine wichtige Abweichung zum idealtypischen Vorbild auf. Im Gegensatz zum Modell war der STB stark zentralisiert. Immerhin überschritt die zentrale Ausrichtung den „Sprachgraben" nicht. Die welschen Arbeiter waren nicht bereit, sich dem deutschsprachig dominierten Verband anzuschließen. Sie verfolgten sozialistisch-syndikalistische Ideale und wollten die lokale Autonomie keiner Zentrale unterordnen.

Struktur und Entwicklung der Gewerkschaften in der Metall- und Maschinenbranche und im Buchdruckgewerbe der Schweiz sind im vorliegenden Beitrag als Produkt einer Vermischung von internationalen Konzepten und Eigenarten der nationalen politischen und wirtschaftlichen Kultur analysiert worden. Während sich das trade-unionistische und das sozialdemokratisch-integrative Modell in der Organisationsstruktur von STB und SMAV in weiten Teilen wiederfinden lassen, prägten Förderalismus und direkte Demokratie den ursprünglichen Verbandsaufbau. Die Kleinheit des wirtschaftlichen Raumes trug zur Erklärung der Zentralisierungstendenzen in der gewerkschaftlichen Entwicklung bei. Schließlich war die sprachliche Vielfalt für die Trennung der Bewegung in eine deutschsprachige und eine romanische verantwortlich. Es wäre Aufgabe einer weiterführenden Studie, den Zusammenhang zwischen diesen Voraussetzungen und der besonderen wirtschaftsfriedlichen Politik der schweizerischen Gewerkschaftsbewegung zu thematisieren.

„WIR SIND DIE MÄCHTIGE KINDERFREUNDE-BEWEGUNG — KEINE FRAGE, DASS WIR DIE ZUKUNFT HABEN". KLASSENPÄDAGOGIK IM ROTEN WIEN

Von Barbara Schleicher

„Diese Welt, so war unsere Meinung damals, würde elendig zugrunde gehen oder uns gelingt es, aus dieser Welt der Ungerechtigkeit, des Klassenkampfes — das waren ja für uns echte Begriffe damals — der unerhörten sozialen Gegensätze, der Ausbeutung, einen Staat zu schaffen, in dem tatsächlich eine vollkommene Gleichheit besteht." (Franz S.)

„Die Idee ‚Neue Menschen' war sehr tief in uns verpflanzt. Wir waren überzeugt, daß der Sozialismus nur dann Wirklichkeit werden kann, wenn es ‚Neue Menschen' gibt. Und die große Frage, die wir immer an Max Adler richteten, war: ‚Wie entstehen solche Neuen Menschen? Der Mensch wird doch nicht neu geboren?' Und da war die Vorstellung, daß man eben die Idee so stark macht, daß sie in die Kinder geht und ‚Neue Menschen' bewegt. Und da ist mir ganz klar, daß dies alles war eine utopische Idee von Max Adler. Wie kann es wirklich zu einem ‚Neuen Menschen' kommen? Die Erziehung muß zuerst die Grundlage schaffen. Aber eine Erziehung muß von ‚Neuen Menschen' gegründet werden, damit sie ‚Neue Menschen' erziehen." (Stella K. L.)

1. Einleitung

Das „Rote Wien" der Zwischenkriegszeit wurde zum sozialdemokratischen Experimentierfeld für tiefgehende gesellschaftspolitische Reformen auf dem Gebiet der Steuerpolitik, des sozialen Wohnungsbaus, des Fürsorgewesens, der Schulpolitik, u.a.[1] Basierend auf der Ideologie des Austromarxismus, dessen Wurzeln weit in die Vorkriegszeit zurückreichen,[2] wurden die aus den kapitalistischen Besitzverhältnissen resultierenden soziokulturellen Defizite der Arbeiterschaft stückweise beseitigt.[3]

In Verbindung mit der konstruktiven Kommunalpolitik des „Roten Wien" entstand — in Abgrenzung zur vorherrschenden bürgerlichen Kultur — ein fast lückenloses Netz kultureller, sportlicher und schulisch-pädagogischer Organisationen.[4] Mit der sich ausbreitenden Kultur der Arbeiterbewegung zeigten sich erste Ansätze einer neuen politisch-kulturellen Hegemonie

1 Zur Kommunalpolitik im Roten Wien vgl. Otto Bauer, Sozialismus und Kommunalpolitik, in: Otto Bauer. Werkausgabe. Hrsg. von der Arbeitsgemeinschaft für die Geschichte der österreichischen Arbeiterbewegung, 9 Bde, Wien 1975–1980, (künftig zitiert als: Otto Bauer, Werkausgabe), hier Bd.6; vgl. auch: Felix Ceike, Liberale, Christlichsoziale und Sozialdemokratische Kommunalpolitik 1861–1934, Wien 1962, S.83ff; Das Neue Wien. Hrsg. von der Gemeinde Wien, 4 Bde, Wien 1926–1930; Charles Gulick, Von Habsburg zu Hitler, Wien 1976, S.208ff; ferner Maren Seliger, Sozialdemokratie und Kommunalpolitik in Wien, München 1980.

2 Eine Selbstdarstellung des Austromarxismus lieferte Otto Bauer, einer seiner führenden Theoretiker: „Als ‚Austromarxisten' bezeichnete man damals eine Gruppe jüngerer wissenschaftlich tätiger österreichischer Genossen: Max Adler, Karl Renner, Rudolf Hilferding, Gustav Eckstein, Otto Bauer, Friedrich Adler waren die bekanntesten unter ihnen. Was sie vereinigte, war nicht etwa eine besondere politische Richtung, sondern die Besonderheit ihrer wissenschaftlichen Arbeit. [. . .] Waren Marx und Engels von Hegel, waren die späteren Marxisten vom Materialismus ausgegangen, so sind die jüngeren ‚Austromarxisten' teils von Kant, teils von Mach hergekommen". Vgl. Otto Bauer, Austromarxismus, in: Arbeiterzeitung, Nr.301 vom 3.11.1927, S.1f.; vgl. neuere Publikationen zum Thema ‚Austromarxismus': Otto Bauer: Theorie und Politik. Hrsg. von Detlev Albers, Horst Heimann und Richard Saage, Berlin 1985; vgl. auch: Norbert Leser, Genius Austriacus, Wien, Köln und Graz 1986; ferner: Gerald Mozetic, Die Gesellschaftstheorie des Austromarxismus, Darmstadt 1987; vgl. dazu die Beiträge aus dem Sammelband: Solidargemeinschaft und Klassenkampf. Hrsg. von Richard Saage, Frankfurt/M. 1986 (künftig zitiert: Richard Saage, Solidargemeinschaft).

3 Vgl. dazu die Ausführungen bei Michael Scholing und Franz Walter, Der ‚Neue Mensch', Sozialistische Lebensform und Erziehung in der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung Deutschlands und Österreichs, in: Richard Saage, Solidargemeinschaft, S.250–273.

4 Vgl. hierzu den Beitrag von Detlef Lehnert, Klassenintegration und Hegemoniefähigkeit, Organisationscharakter und Wahlattraktivität der deutschen und österreichischen Sozialdemokratie in der Zwischenkriegsperiode, in: Richard Saage, Solidargemeinschaft, S.230–249; ferner: Helmut Gruber, Socialist Party Culture and the Realities of Working-Class Life in Red Vienna, in: The Austrian Socialist Experiment. Hrsg. von Anson Rabinbach, Boulder und London 1985, S.223–246.

in Wien. Über die ,,klassenspezifische Integration"[5] sollte die Arbeiterschaft zu einer neuen proletarisch-kulturellen Identität gelangen. Neue sozialistische Leitbilder wurden aufgebaut, die auf die Emanzipation der Frau, das Familienleben, die Kindererziehung, den Wohnbereich und die Freizeitgestaltung Einfluß gewinnen sollten.

Hinter dem kulturellen Emanzipationsanspruch verbarg sich die antizipatorische Kulturtheorie der österreichischen Sozialdemokratie. Die Austromarxisten wollten schrittweise über parlamentarische Mehrheiten und die Veränderung des Individuums hin zum sozialistisch denkenden, fühlenden und handelnden ,,Neuen Menschen"[6] die sozialistische Gesellschaftsordnung errichten. Das besondere Interesse galt der Erziehung der Kinder und Jugendlichen, die als kommende Generation den Sozialismus verwirklichen sollten. Die marxistische Bildung sollte eine Bewußtseinsrevolution in der Gedanken- und Gefühlswelt des proletarischen Nachwuchses bewirken. "Auf diese Weise kann und muß in den Kindern ein Geist aufwachsen, der für diese bürgerliche Welt nichts mehr taugt, ein Geist, der in der Welt des Kapitalismus nicht mehr leben will, weil er in ihr nicht mehr leben kann, ein Geist, der unter den kulturellen Lügen und Schranken der kapitalistischen Welt noch schmerzlicher leidet als unter ihrer ökonomischen Not."[7]

Um diese neuen Erziehungsideen zu verfolgen, gründeten die austromarxistischen Pädagogen den sozialdemokratischen Schulverein ,,Freie Schule — Kinderfreunde". Unmittelbar in der Aufbruchstimmung der revolutionären Nachkriegszeit erfolgte in der sozialdemokratischen Erziehungs- und Kulturbewegung die Ablösung der alten Führungselite durch junge engagierte Funktionäre, die sich als Anhänger der austromarxistischen Philosophie zur ,,Klassenpädagogik"[8] bekannten. Von nun an zählten neben dem wohl entscheidendsten Theoretiker Otto Felix Kanitz auch Anton Tesarek[9] — Gründer der ,,Roten Falken" und Leiter des Schönbrunner Kinderheims —, Alois Jalkotzy, Philipp Frankowski und Karl Bock zum engeren Führungszirkel der Bewegung. Es war vor allem Kanitz, der, beeinflußt von Max Adler, Alfred Adler,[10] Alice und Otto Rühle und Kurt Löwenstein, die sozialistischen Erziehungskonzeptionen entwickelte. Aufgrund seiner führenden Stellung gelang es Kanitz, die Kinderfreunde-Organisation von einer Fürsorgeorganisation in eine sozialistische Erziehungsbewegung umzugestalten und auszubauen.

In der 1920 stattgefundenen Reichskonferenz definierten sich die Kinderfreunde als ,,Erziehungsorganisation, die zielbewußt die Elemente einer sozialistischen Erziehung schaffen und

5 Als ‚Partei der Kultur' wollte die Sozialdemokratie mehr als nur Interessenvertreter im politischen und ökonomischen Bereich sein. Sie startete den Versuch, eine eigene kulturelle Identität zu schaffen. Dazu heißt es im Linzer Programm: ,,Sie unterstützt alle Anstrengungen der fortgeschrittensten Schichten der Arbeiterklasse, sich die Errungenschaften der Wissenschaft und Kunst anzueignen und sie mit den allmählich auch den Lebensbedingungen der Arbeiterklasse selbst entwickelnden, vom Geist ihres Befreiungskampfes erfüllten Kulturmenschen und Keimzellen der werdenden proletarischen Kultur zu verschmelzen." Zitiert nach dem Programm der sozialdemokratischen Arbeiterpartei Deutsch-Österreichs 1926. in: Otto Bauer, Werkausgabe, Bd.3, S.1033.

6 Vgl. insbesondere die Standardwerke von Max Adler, Neue Menschen, Berlin 1924, (künftig zitiert: Max Adler, Menschen), S.23ff; ferner: ders., Die Kulturbedeutung des Sozialismus, Prag 1924; ders., Schöpferischer Sozialismus, Wien 1932; vgl. auch die programmatischen Schriften von Otto Felix Kanitz, Kampf und Bildung, Wien 1924; ders., Wirtschaft und Kultur, Wien 1927.

7 Max Adler, Menschen, S.79.

8 Otto Felix Kanitz, Klassenpädagogik, in: Sozialistische Erziehung (künftig zitiert: SE), Jg.1 (1921), Nr.3, o.S.

9 Vgl. Anton Tesarek, Die österreichischen Kinderfreunde 1908–1958, Wien 1958, S.121.

10 Mit der Akzeptanz der Individualpsychologie als einer in ihren Ansätzen ‚proletarischen Psychologie', die sich auch ,,mit der Gesellschaft auseinandersetzt", wurden der sozialistischen Erziehungstheorie neue Forschungserkenntnisse über die Determination des proletarischen Kindes durch Familie und Schule zugänglich. Vgl. dazu die Grundlagenliteratur von Alfred Adler, Menschenkenntnis, Frankfurt/M. 1983; ders., Der Sinn des Lebens, Frankfurt/M. 1984.

sie in praktische Taten umsetzen will. Die Reichskonferenz ist überzeugt, die ‚Kinderfreunde' können nur dann dem Proletariat neue Quellen der Kraft für seinen Kampf um die sozialistische Gesellschaft erschließen, wenn sie bewußt sozial empfindende, denkende und handelnde Menschen heranbilden, die für die neue sozialistische Gemeinschaft erzogen sind".[11] Erstmals stand durch den neu interpretierten Marxismus das ,,politisch denkende und handelnde Subjekt" im Mittelpunkt,[12] das aktiv an der Gesellschaftsumwälzung arbeiten sollte. Mit dieser Neuinterpretation des Marxismus, der sich entschieden vom ,,ökonomischen Fatalismus"[13] abwandte, von dem die Väter der österreichischen Sozialdemokratie geprägt waren, sollte der ‚Neue Mensch' die Veränderung ökonomischer, politischer und sozialer Verhältisse selbst in die Hand nehmen, d.h. den Sozialismus errichten. Die dafür entwickelten theoretischen Ansätze zu Form, Inhalt und Methoden der sozialistischen Pädagogik und deren praktische Umsetzung stehen im Mittelpunkt der Untersuchung, die folgenden Fragenkomplexen nachgeht:

— Brachte die außerschulische und außerfamiliäre Erziehung in den sozialistischen Kinder- und Jugendorganisationen den ,,Neuen Menschen", wie ihn die Austromarxisten verstanden, hervor? Konnte über die Vermittlung sozialistischer Normen und Werte eine ,,proletarische Identität" gewonnen werden?
— Inwiefern gelang es der sozialistischen Erziehung, in einer Zeit wachsender Massenarbeitslosigkeit proletarischen Kindern und Jugendlichen eine Lebensperspektive zu eröffnen? In diesem Zusammenhang werden auch die Erklärungsansätze und Lösungsmuster zur Krisenbewältigung näher zu untersuchen sein.
— Zu welchen Ergebnissen führte die Neuorientierung der sozialistischen Erziehungsarbeit, die aufgrund wirtschaftlicher Zwänge im Verlauf der Ersten Republik erforderlich wurde?

1.2. Schriftliche und mündliche Quellen

Zur Beantwortung der aufgeworfenen Fragestellungen erwies es sich als günstig, neben zeitgenössischen Literatur- und Zeitungsquellen[14] sowie unveröffentlichten Briefen aus Privatbesitz, ‚mündliche Quellen' einzubeziehen. Im Rahmen des volkskundlichen Oral-History-Projekts über den Wiener Stadtteil Währing entstanden lebensgeschichtliche Tiefeninterviews mit alten Genossen und Genossinnen. Die für die Untersuchung herangezogenen Interviews gehen auf etwa 80 mehrstündige Gespräche mit zwölf Männern und zehn Frauen zurück, die in den 20er und 30er Jahren in den Kinder und Jugendorganisationen aktiv waren. So entstand eine authentische Rekonstruktion alltäglicher Verhaltensweisen, Deutungsmuster, Einstellungen und Erfahrungen proletarischer Kinder und Jugendlicher in der Zwischenkriegszeit.

11 Vgl. Resolution der Kinderfreunde 1920, in: Otto Felix Kanitz, Die Erziehungsaufgaben des Arbeitervereins Kinderfreunde, Wien 1920, S.16.

12 In den zwanziger Jahren erschien den Austromarxisten die sozialistische Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung greifbar nahe. Vor diesem Hintergrund muß auch die erziehungstheoretische Auseinandersetzung dieser Zeit gesehen werden. Kanitz brachte diese Hoffnung auf eine prägnante Formel: ,,1. ist es doch sehr wahrscheinlich, daß Menschen, die gegenwärtig 10 oder 14 Jahre alt sind, als reife Männer und Frauen, also in zwanzig oder dreißig Jahren tatsächlich vor die Aufgabe gestellt werden, nun aufbauende sozialistische Arbeit in den Betrieben zu leisten. Wir haben alle Ursachen anzunehmen, daß in 20 oder 30 Jahren die politischen Voraussetzungen für diese sozialistische Aufbauarbeit da sind". Vgl. Otto Felix Kanitz, Erziehung zur Sozialisierung, in: SE, Jg.10 (1930), Nr.1, S.4.

13 Max Adler, Menschen, S.23.

14 Als Quellenmaterial liegen der Untersuchung die ‚Jahresberichte des Arbeitervereins Kinderfreunde' (erscheint seit 1926 als ‚Rote Saat'), die ‚Sozialistische Erziehung', die ‚Bildungsarbeit' und die ‚Ferien-Berichte' zugrunde, die von der ‚Freie Schule–Kinderfreunde' herausgegeben wurden. Die Zeitschriften informieren über Mitgliederstand, theoretische Auseinandersetzungen über Ziele, Inhalte und Methoden der Kinderfreunde-Pädagogik.

Die Narrativinterviews zeichneten sich insgesamt durch ein hohes Maß an Emotionalität aus. Längst verarbeitete, aber auch unbewältigte Vergangenheit wurde durch das Erzählen wieder lebendig. Die starke emotionale Betroffenheit, die bei allen Gesprächen aufkam, führte in einigen Fällen zum Abbruch der Interviews nach dem ersten Gespräch. Es bleibt bei den Interviews zu berücksichtigen, daß die Handlungs- und Lebensmuster der Kinder- und Jugendlichen aus der Lebensperspektive der inzwischen 65–85jährigen Sozialisten und Sozialistinnen erzählt werden. Individuelle Lebenserfahrungen sowie die gesellschaftspolitischen und kulturellen Veränderungen haben sicherlich auch veränderte Deutungsmuster entstehen lassen. Aufgrund dessen erweist sich die Verknüpfung von lebensgeschichtlichen Interviews und schriftlichen Quellen für die Rekonstruktion soziokultureller Realität als geeignet.[15]

2. Außerschulische Arbeitsplattformen der sozialistischen Erziehung

2.1. Die „Sozialistische Klosterschule" Schönbrunn

Bis Kriegsende war die Erziehungsarbeit der Kinderfreunde von Eltern und jedem beliebigen Genossen im Nebenberuf[16] geleistet worden. Die danach erfolgte Neuorientierung in der Erziehung verlangte aber nach qualifizierten Erziehern, die außer einer guten Allgemeinbildung auch psychologische, pädagogische und soziologische Fähigkeiten haben mußten. Für Max Adler konnte nur ein Erzieher, der bereits in der Gegenwart die Persönlichkeitsveränderung zum „Neuen Menschen" abgeschlossen hatte, in der Kinderfreundearbeit tätig werden. Dazu bedurfte es nach Adler einer gezielten Ausbildung. „Erzieher wachsen nicht — von einzelnen genialen Ausnahmen abgesehen — wie das Unkraut auf dem Felde, sie müssen gebildet und erzogen werden, und gerade die vielfach vorhandenen Neigungen und Anlagen zu diesem Beruf lassen erst nach einer gründlichen und langandauernden theoretischen und praktischen Schulung erkennen, ob sie wirklich ihrer Aufgabe gewachsen sind."[17] Diese Forderung nach einer Ausbildungsstätte für sozialistische Erzieher konnte in der Aufbruchstimmung der Nachkriegszeit verwirklicht werden. Im expropriierten Schloß Schönbrunn starteten die Kinderfreunde ein Pilotprojekt, das einer der Gründungsväter — Otto Felix Kanitz — folgendermaßen beschrieb: „In aller Eile und mit den bescheidensten Mitteln — sowohl in geistiger als auch in materieller Hinsicht — schritten wir an die Gründung der Kinderfreundeschule. [. . .] Heute wissen wir, daß es eine völlig neue, noch nie dagewesene Schule war, die wir ohne hinreichende Erfahrung aufbauten."[18] Die Kinderfreundeschule beherbergte neben dem Erzieherseminar auch ein ganzjähriges Kinderheim mit 120 Kindern, das von Anton Tesarek geleitet wurde. Die Ausbildung, die sich zunächst über zwei, später über drei Jahre erstreckte, hatte das Ziel, ehemalige pädagogisch geeignete Kinderfreunde-Kinder zu austromarxistischen Erziehern auszubilden.[19] Die Aufnahme in die Schönbrunner Schule war an das erfolgreiche Absolvieren einer schriftlichen Mathematik- und Rechtschreibprüfung und ein mündliches Prüfungsgespräch gebunden. „Es ist im Herbst angegangen, ich

15 Vgl. etwa: Lebenslauf und Lebenszusammenhang. Hrsg. von Rolf Wilhelm Brednich, Freiburg 1982; sowie: Lutz Niethammer, Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis, Frankfurt/M. 1985; vgl. ferner: Detlev Peukert, Arbeiteralltag–Mode oder Methode? in: Arbeiteralltag in Stadt und Land, Berlin 1982.

16 Vgl. Max Adler, Menschen, S.103.

17 A.a.O., S.101.

18 Otto Felix Kanitz, Schönbrunn, in: SE, Jg.2 (1922), Nr.12, S.261.

19 Vgl. dazu den 2. Bericht des Sozialdemokratischen Erziehungs- und Schulvereins Freie Schule–Kinderfreunde, Wien 1920–1922, S.13.

habe zu den Intelligentesten gehört, waren fast alles Arbeitermädel. Ein großer Teil von ihnen hat nicht richtig rechtschreiben können. Es waren Kinderfreunde-Kinder, langjährige." (Lilly B.)

Die Befragte hatte aufgrund ihrer familiären Herkunft aus dem sozialistischen Intellektuellenmilieu eine weitaus bessere Schulbildung vorzuweisen als das Gros der ,,Arbeitermädel". Für die Eltern von Lilly B. bot die Schönbrunner Schule die Chance des sozialen Aufstiegs innerhalb der Arbeiterbewegung. Hinter diesen Absichten verbarg sich das proletarische Bildungsideal, das in Facharbeiterkreisen und dem sich der Sozialdemokratie zugehörig fühlenden Mittelstand anzutreffen war. Die Mehrzahl der Schönbrunner stammte allerdings aus typischen Arbeiterfamilien. Für die Erzieherausbildung wurde ein Lehrplan zusammengestellt, der neben theoretischen Fächern auch einen Praxisbezug durch die Hospitation in Wiener Kinderhorten und die Mitarbeit im angeschlossenen Kinderheim Schönbrunn vorsah. Das umfassende Unterrichtsangebot war besonders auf psychologische und pädagogische, aber auch auf politische Wissensvermittlung ausgerichtet. Die unterrichtenden Dozenten der Schule rekrutierten sich aus den Reihen der austromarxistischen ,,Prominenz", woraus sowohl Rückschlüsse auf das vorherrschende Niveau des Unterrichts als auch auf den Stellenwert der Schule innerhalb der Arbeiterbewegung gezogen werden können. Im Schuljahr 1922/23 unterrichteten in Schönbrunn Dr. Alfred Adler (Psychologie), Dr. Max Adler (Einführung in den Sozialismus und die Soziologie), Dr. Jenny Adler (Gesundheitslehre), Direktor Deisinger (Physik und Chemie), Grete Haller-Kuhe (Jugendkunst und Kunstgeschichte), Johann Heeger (Experimentelle Psychologie), Prof. Dr. Jerusalem (Allgemeine Erziehungslehre), Prof. Julius Jenisch (Rede und Stil sowie Gesang), Dr. Kanitz (Weltgeschichte, sozialistische Erziehung und rhythmische Übungen), Dr. Gerda Brunn-Kautsky (Geographie und Literatur), Dr. Hans Neubauer (Naturgeschichte), Marianne Pollak (Englisch), Scheidl (Geschichte), Emil Seifert (Mathematik und Hortwirtschaft), Hermine Weinreb (Literaturgeschichte) und Hans Wolf (Werkunterricht).[20] Im allgemeinen sollte der Unterrichtsstoff von den Schülern in Diskussionen und Gruppengesprächen erarbeitet werden, um die Lernmotivation zu steigern. Gleichzeitig wurde dadurch, wie Willi Z. meinte, ,,jeder Einzelne zum Mitdenken angeregt."

Als Folge davon, daß der Erzieherberuf gesellschaftlich als ,,Frauendomäne" angesehen wurde, meldeten sich in der Schönbrunner Schule mehrheitlich junge Frauen an. Nur knapp ein Dutzend Männer besuchte die Tagesschule während ihres Bestehens. Daraus resultierte eine spezifische Ausbildungssituation, aus der sich eine Vielzahl unlösbarer Probleme ergab. Willi Z., einer der wenigen männlichen Auszubildenden, erinnert sich noch gut an seinen persönlichen Rollenkonflikt: ,,Als einziger Bub da unter Mädchen, ich kann Ihnen sagen, ein Siebzehnjähriger ist gerne verliebt, interessiert sich für Mädchen. Ich von dem Zeitpunkt ab nicht mehr! Das war eine psychische ‚Kastration' [. . .]. Wenn wir gefahren sind in der Straßenbahn, so sechs, acht, zehn, zwölf Mädchen und ich mitten drin [. . .], das waren fesche Mädel, die haben Aufsehen erregt! Aber ich?" Demnach konnten weder die Jungen noch die große Anzahl der Mädchen Erfahrungen mit dem jeweils anderen Geschlecht in der Phase der eigentlichen Adoleszenz machen. Bei allen Interviewten bahnten sich erst nach Beendigung der Internatsschule heterosexuelle Beziehungen an. ,,Und natürlich sind sie der Reihe nach — wie sie draußen waren, da waren sie siebzehn, achtzehn — in ihr Unglück reingetapst.

20 Ebda.

Haben Fehlgriffe gemacht noch und nöcher. Manche haben es gut getroffen, manche weniger." (Willi Z.) — Erst nachdem später die Hietzinger Arbeiterjugend regelmäßige Treffen in der Schönbrunner Schule veranstaltete, brach die geschlechtsspezifische Abkapselung auf. Im Zusammenleben mit den Kindern erprobten die Schönbrunner neue Erziehungsformen, die im Gegensatz zu bürgerlichen und klerikalen Erziehungsideen standen. Auf der Suche nach den neuen Kulturformen „entstanden begreiflicherweise manche romantische und utopische Versuche, die bald als zu konstruiert und lebensfremd aufgegeben werden mußten. Einiges entsprach aber, bewährte sich und nahm seinen Weg durch die Organisationen."[21]
Bewährt hatte sich die Selbstverwaltung der Schule, die nach demokratischen Prinzipien aufgebaut war. Als oberstes Gremium tagte 14tägig die Vollversammlung, in der erstens alle wirtschaftlichen und pädagogischen Belange besprochen und zweitens anfallende Arbeiten, die zur Aufrechterhaltung des Schulbetriebes notwendig waren, verteilt wurden. Die Mitarbeit aller Schönbrunner war aufgrund des chronischen Personalmangels erforderlich. Anfallende Arbeiten wurden allerdings nach typisch geschlechtsspezifischen Kriterien verteilt.
„Wir sind in der Früh geweckt worden. Wir, die Burschen, mußten Feuer machen gehen, weil wir die Hausarbeiter entlassen mußten. Wir sind früh aufgestanden und haben dann geheizt. Der Koks ist raufgekommen. Zum Teil mußten wir ihn herauftragen und haben geheizt. [. . .] Den Kaffee mußten die Mädchen selber kochen, denn die Köchin ist nur vormittags gekommen. Und Abendessen mußten wir auch selber vorbereiten. Der Küchendienst ist eingeteilt worden, ‚der und der hat Küchendienst'. Wir Burschen, weil wir Heizer waren, mußten wir das nicht!" (Willi Z.)
Die kollektive Planung, Organisation und Ausführung notwendiger Arbeiten[22] fanden nicht nur aus wirtschaftlichen Gründen statt, sondern entsprachen vielmehr den Kanitzschen Forderungen nach der Erziehung zum Kollektivismus, zur Selbständigkeit und Solidarität. Aus diesem Grund war es auch selbstverständlich, daß nie Strafarbeiten für die Kinder des angegliederten Kinderheimes verhängt wurden, um nicht dem herrschenden sozialistischen Arbeitsethos zu widersprechen.
In der gemeinsam verbrachten Freizeit wurde nach Aussagen ehemaliger Schüler musiziert, gelesen oder diskutiert. Außerdem gehörte zur Freizeitgestaltung der Besuch von außerschulischen Kulturveranstaltungen. Vor allem die veranstalteten Feste waren für das Gemeinschaftsleben von immenser Bedeutung. Da keinerlei Ansätze zu einer kindgerechten Festgestaltung vorhanden waren, gingen die Schönbrunner an die Erprobung neuer Formen und Möglichkeiten. Um die Gefühls- und Erlebniswelt der Kinder anzusprechen, schienen alle Formen der Geselligkeit wie Spiel, Theater, Tanz, Musik, Sport, aber auch Diskussionen und Rezitationen geeignet. Außerdem galt es, eigene Rituale und Symbole zu entwickeln, um die Attraktivität der Feste für die Kinder zu steigern. Es entstanden eigene proletarische Kulturformen wie die sozialistische Wochenfeier, an der auch Gäste aus den Reihen der Kinderfreunde und der Arbeiterjugend teilnahmen. Wie die Wochenfeiern in Schönbrunn aussahen, läßt sich anhand folgender Interviewpassage beurteilten:
„Was für die Katholiken die Heilige Messe am Sonntag, war für uns die Wochenfeier in Schönbrunn, die die Schönbrunnerinnen um sieben Uhr abends im Braunschweigzimmer — ein schönes Zimmer mit Tapete, riesigem Lüster, Sesseln, Klavier — gestalteten. Da ist Musik gespielt worden. Einmal hat der Kanitz rezitiert. Einmal hat er Faust behandelt. Einmal war

21 Anton Tesarek, Das Kinderheim Schönbrunn, in: SE, Jg.9 (1929), Nr.9, S.186.
22 Ebda.

Tanz [. . .]. Da sind wir rundrum gesessen und da haben unsere Schönbrunnerinnen Tanzpantomime gemacht — ganz hohe Kunst —, denn wir haben Tanzunterricht gehabt. Ein anderes Mal [ging es um] Revolution oder Rusissische Revolution. Jede Woche ein anderes interessantes Thema, das in der Wochenfeier war. Und da sind nicht nur Schönbrunner gekommen, sondern alle, die sich uns verwandt gefühlt haben im Geist." (Willi Z.)

Mit diesem ,,atheistischen Gottesdienst", wie von einer Schönbrunnerin lakonisch beschrieben, wurde der unterrichtsfreie Tag, der Sonntag, angemessen gefeiert. Das vielschichtige Kulturprogramm gestalteten die Schönbrunner in Eigenregie. In die Festkultur gingen auch bürgerlich-religiöse Feste wie Weihnachten und Ostern ein, die sozialistisch modifiziert, ebenfalls der sozialistischen Erziehung dienen sollten. Insgesamt gesehen entstand durch die sozialistische Erziehung in Schönbrunn eine Gemeinschaft, die nach Ansicht Anton Tesareks, ,,dem Außenseiter wie ein strenger Orden" vorkommen mußte. ,,Alle Schüler waren überzeugt, daß sie Träger einer neuen Gesinnung zu sein hatten, Opfer, schwere Opfer bringen mußten, durch ihren Dienst am proletarischen Kind entscheidend der neuen Zeit zum Durchbruch zu verhelfen."[23] Schon nach kurzer Zeit hatte sich die Schönbrunner Schule zum Dreh- und Angelpunkt der neuen Erziehungsidee entwickelt. Aus den neuen praktischen Erfahrungen erarbeitete Kanitz die sozialistischen Erziehungsgrundsätze, die über die ausgebildeten Schönbrunner in die Horte der Kinderfreunde gelangen sollten. In Schönbrunn wurden Begriff und Utopie des ,,Neuen Menschen" geboren und weiterentwickelt. ,,Und Max Adler, der hat in uns die ‚Neuen Menschen' gesehen und erhofft, daß wir sie erziehen werden die ‚Neuen Menschen'." (Lilly B.) Nach Max Adler war in Schönbrunn ein Stück Zukunft im ,,verheißungsvollen Werden begriffen". Hier glühte der ,,Funke, der in immer neue jugendliche Gemüter überspringend, zu einer lodernden Flamme werden konnte, ganze Generationen von Proletarierkindern mit der Glut des sozialen Ideals zu erfüllen".[24]

Trotz aller kulturpolitischen Erfolge der Erzieherschule überschatteten schon bald wirtschaftliche Sorgen den Schulbetrieb. Das erhobene Schulgeld und der Kinderheller der Gewerkschaftsmitglieder reichten bei galoppierender Inflation zur Aufrechterhaltung des Schulbetriebes bei weitem nicht aus. Diese trostlose finanzielle Situation führte dazu, daß ab dem Schuljahr 1922/23 keine weiteren Jahrgänge mehr aufgenommen werden konnten. Da von den finanziellen Schwierigkeiten in gleichem Maße die Ortsgruppen der Kinderfreunde betroffen waren, fanden dort nur wenige Absolventen der Erzieherschule eine Beschäftigung. Diejenigen Schönbrunner, die glücklicherweise eine Anstellung in den sozialdemokratischen Kinderhorten gefunden hatten, sahen sich im Berufsalltag wachsenden Problemen gegenübergestellt: Für die meisten Eltern und alteingesessenen Funktionäre hatte die Fürsorgearbeit, die die Beaufsichtigung und Versorgung der Kinder garantierte, weiterhin absolute Priorität. Es wurden häufig weiterhin autoritäre Erziehungspraktiken angewandt, die sich an die Familienerziehung anlehnten. Dementsprechend standen traditionalistisch eingestellte Kinderfreunde-Funktionäre dem autoritätsuntergrabenden sozialistischen Erziehungsstil der — als unerfahren eingestuften — Schönbrunner äußerst skeptisch gegenüber. Wie die ersten Erfahrungen der Horttätigkeit für die Mehrzahl der jungen Schönbrunner aussah, schildert stellvertretend Maria C.: ,,Wir waren ja vor den Kopf gestoßen in der Praxis. Wir sind in die

23 Anton Tesarek, Die österreichischen Kinderfreunde 1908–1958, Wien 1958, S.146.
24 Max Adler, Menschen, S.114.

Heime gekommen, wo der ganze reaktionäre Erziehungskörper noch gearbeitet hat. Das war für uns eine Watschen. ‚Jetzt kommen die Chaoten, was können die denn?' — Gitarre spielen habe ich können, Aufgaben habe ich gemacht. Ich habe die Kinder freier gelassen."
Allerdings verhielten sich die Schönbrunner im Umgang mit den alteingesessenen Erziehern oftmals äußerst herablassend. Selbstkritisch bekennt Lilly B.: ,,Wir waren auch gehörig arrogant und überheblich zu den Genossen da draußen, die nichts verstanden haben von der ‚Sozialistischen Erziehung' und die das nicht zur Kenntnis nehmen wollten, was wir gesagt und getan haben." Die Unversöhnlichkeit der jungen austromarxistischen und der noch in der vorrepublikanischen Ära sozialisierten Erzieher führte zu verstärkten innerorganisatorischen Streitigkeiten.
Für die Mehrzahl der Erzieher ergaben sich nach dreijähriger Ausbildung keine Berufsperspektiven, da die Schule kein Öffentlichkeitsrecht hatte und demnach keinen anerkannten Schulabschluß bescheinigen konnte. ,,Das Abschlußzeugnis haben wir uns alle miteinander an den Hut stecken können. Es war nichts wert! Warum? Weil die Schule im revolutionären Überschwang gesagt hat, wir sind jetzt an der Macht, wir sind die Regierung, wir sind die mächtige Kinderfreunde-Bewegung. Keine Frage, daß wir die Zukunft haben. Und die Organisation wird stark genug sein, die Horte zu halten und eine Grundlage zu geben. Und dann kam die Krise." (Willi Z.)
Der Versuch, über den Multiplikator Erzieherseminar in kurzer Zeit eine breite Erfassung der Kindermassen in den Horten zu erreichen, mußte aus finanziellen und personellen Gründen scheitern. Trotzdem zeichnete sich in der sozialistischen Erziehung allmählich ein Wandel ab: Aus finanziellen Gründen erfolgte Mitte der 20er Jahre die Umwandlung der Tagesschule in eine Abendschule mit Sonderkursen, die auf die Fortbildung der Kinderfreunde-Mitarbeiter abzielte, um diese ,,in ihrer Arbeit nach den Forderungen der modernen Schule erziehlich und unterrichtlich zu beeinflussen, andererseits freiwillig sich meldenden Genossen — besonders jugendlichen Arbeitern — eine vertiefte Spezialbildung zu vermitteln".[25] Außerdem wurden Arbeitsgemeinschaften der Mitarbeiter eingerichtet, die zu einem Meinungsaustausch regelmäßig zusammenkamen. Aus dem engeren Erzieherkreis der Schönbrunner Schule fand sich die ,,Arbeitsgemeinschaft sozialistischer Erzieher" zusammen, die neue Akzente in die Erziehungsbewegung durch die Gründung der Roten Falken und des Arbeiterkinderheims setzte.
Durch diePersönlichkeitsveränderung im Sinne eines sozialistischen Menschenbildes und die wissenschaftliche Auswertung stellte die Schönbrunner Schule ein einzigartiges Experiment dar. Nur auf den Grundpfeilern der Erzieherschule Schönbrunn konnte sich die sozialistische Pädagogik entfalten. Trotz des kurzen Bestehens und der aufgezeigten Schwierigkeiten markierte sie den Weg für eine sozialistisch ausgerichtete Pädagogik.

2.2. Die Modifizierung des Kinderhortes

Die bereits im Krieg begonnene Fürsorgearbeit der Kinderfreunde wurde in den ersten Nachkriegsjahren aufgrund der sich verschlechternden sozialen Lage weiter ausgebaut. Jede Ortsgruppe zeigte sich bestrebt, einen eigenen Kinderhort zu gründen, in dem die Kinder der Mitglieder versorgt und beaufsichtigt werden konnten. Im Zuge vermehrter Frauenerwerbstätigkeit und des allgemein bedenklichen Gesundheitszustandes vieler Kinder fanden diese

25 Philipp Frankowski, Die Bildungsarbeit des Landes Wien, in: Der Schul- und Kinderfreund, Jg.5 (1924), Nr.10, S.77.

Selbsthilfeprojekte enormen Zulauf. Die schmackhafte „Jause" lockte auch Ludwig S. in den Hort der Kinderfreunde: „Und da ist einer aufgetaucht, der hat gesagt: ‚Ich gehe zu den Kinderfreunden essen, da gibt es einen Hering mit Reis und am Samstag zwei Milchlaberl und Kakao. Gehen wir dorthin'. Da haben wir zu den Eltern gesagt ‚Na, wir gehen jetzt zu den Kinderfreunden essen'. Wir sind dort in der Ausspeisung. Die Kinderfreunde haben zwar ihren Vereinstitel gehabt ‚Freie Schule-Kinderfreunde', das war ein Zusammenschluß, aber in dieser Zeit waren sie eigentlich in erster Linie eine Hilfsorganisation. Es war die Kinderausspeisung umsonst. Für das alles haben wir kein Geld gebraucht. In der Kinderausspeisung waren mein Bruder und ich."

In Abgrenzung zur bürgerlichen Wohltätigkeit, die als Almosenvergabe empfunden wurde, verfolgten die Kinderfreunde über die „Klassenfürsorge" die Absicht, „das Proletariat zu immer höherer Sittlichkeit und zu einer Fülle neuer ethischer Kräfte"[26] zu erziehen. Die erfolgreich verlaufende Fürsorgearbeit hatte ein Ansteigen der Mitgliederzahlen und die Gründung neuer Ortsgruppen zur Folge. Im Jahre 1922 konnten die Wiener Kinderfreunde auf die beachtliche Zahl von 113 Horten und 13 Heimstätten (mit Verpflegung) schauen, die von 7.003 Kindern besucht wurden.[27] Durch die großangelegten Hilfsprogramme von Staat, Kommune und internationalen Organisationen, die die Finanzierung der Kinderhorte übernommen hatten, war die Eigenbelastung für die Kinderfreunde zunächst relativ gering. Mit dem Wegfall der öffentlichen Finanzspritzen sahen sich die Ortsgruppen ab 1921/22 vor das Problem gestellt, über die Mitgliederbeiträge anfallende Personal-, Verpflegungs- und Materialkosten selbst zu bestreiten.[28] Diese Finanzprobleme lösten erneut die Diskussion um Funktion und Aufgabe der Kinderhorte aus.

Auch sozialistischen Horten wurde von den Eltern hauptsächlich die Funktion der Schularbeitenbetreuung und der Beaufsichtigung zugewiesen.[29] Nur ein kleiner Teil der Eltern forderte, daß die „Kinder in den Horten sozialistisch beeinflußt werden sollten. Etwa in Stunden für Moralunterricht, Gesellschaftskunde und anderem, oder daß sie in einer Gemeinschaft ‚Sozialistisches Fühlen' erleben, daß die klerikalen und nationalistischen Einflüsse der Schule richtiggestellt werden."[30]

Wie der Alltag des Hortbetriebes aussah, schildert in der Retrospektive der ehemalige Kinderfreundepädagoge Karl G.: „Die Kinder kamen erst nachmittags in den Hort, da sie vormittags Schule hatten. Beschäftigt wurden sie mit Spielen, Singen, Zeichnen und natürlich war auch eine Stunde bereit zum Schulaufgaben machen. In der warmen Jahreszeit hatten die

26 Bericht des Arbeitervereins Kinderfreunde für Österreich vom 1.2.1918 bis 1.10.1920, Wien 1920, S.5; Die Sozialdemokratie beurteilte die Fürsorgearbeit der Kinderfreunde wie folgt: „Wenn die Eltern die Notwendigkeit erkannt haben, daß sie auch als Eltern zu Erfüllung ihrer Elternpflichten organisiert sein müssen, dann können die ‚Kinderfreunde', heute die größte und leistungsfähigste Fürsorgeorganisation Deutsch-Österreichs, Staat, Land und Gemeinden die größten Lasten abnehmen und aus eigener Selbsthilfe schaffen, was die Arbeiterschaft bisher nur als Almosen von den österreichischen Körperschaften erbitten konnte". Bericht der Parteivertretung der Arbeiterpartei Deutsch-Österreichs an den Parteitag in Wien 1919, Wien 1919, S.79f.

27 Vgl. 2. Bericht des Sozialdemokratischen Erziehungs- und Schulvereins Freie Schule–Kinderfreunde 1920–1922, Wien 1922, S.7ff; vgl. hier auch Philipp Frankowski, Neue Wege der Kindererfassung, in: SE, Jg.12 (1932), Nr.11, S.230.

28 Verzweifelt appellierte Max Winter an die Proletariereltern: „Wir waren gewöhnt ohne eigene Leistungen große Zuschüsse von außen zu bekommen und wir haben darum geglaubt, mit kleinen Beiträgen uns bescheiden zu dürfen. Nun müssen wir beginnen, uns selbst zu helfen. Es zeigt sich, daß unsere Politik eine falsche war, ist und bleiben wird, solange wir sie befolgen. Nur hohe Beiträge können uns helfen". Vgl. Max Winter, Kinderfreunde hört, in: Der Kinderfreund, Jg.2 (1922), Nr.2, S.9.

29 Vgl. Anton Tesarek, Zur Problematik des pädagogischen Erfolgs, in: SE, Jg.12 (1932), Nr.1, S.4.

30 Anton Tesarek, Die praktische Arbeit in der Erziehungsbewegung — Die Hortarbeit, in: SE, Jg.4 (1924), Nr.5, S.194f.

Kindergruppen auch die Möglichkeit ins Freie zu gehen. [. . .] Sehr gerne wurde Theater gespielt. Das war sehr einfach: Ein Märchen wurde vorgelesen, die Rollen wurden aufgeteilt. Kostüme nähten die Mädchen aus bunten Stoffen oder schnitten aus Buntpapier Kleider. Dann wurde geprobt, so daß jeder wußte, was er zu sagen hatte. Auf den Schultafeln wurden die notwendigen Kulissen mit Kreide gezeichnet, z.B. Wald. Zum Schluß wurden die Kinder alle zusammengeholt und die ‚Schauspieler' konnten ihre Kunst zeigen."

Im Hort galt es auch, die Persönlichkeit des einzelnen Kindes zu erkennen und dementsprechend zu fördern. Damit stand die im Hort mögliche ‚Einzelerziehung' der von den Schönbrunnern geforderten ‚Massenerziehung' antagonistisch gegenüber. Dieser Widerspruch spiegelt sich auch in den Erfahrungen von Maria C., einer ehemaligen Schönbrunnerin, wider: „Der Lehrer mußte an die individualistische Erziehung herangehen. Man kann nicht Reigentanz und Kampflieder singen und Veranstaltungen machen. Unterricht ist ja etwas ganz anderes als wie die pragmatische Erfassung der Kinder bei den Kinderfreunden. ‚Wir erziehen unsere Kinder für den Sozialismus', da geht es ja in die Propaganda hinein. Das war die Domäne, von der Kanitz herausgegangen ist, von der Massenerziehung."

Die beabsichtigte Massenerziehung konnte von den Kinderhorten aufgrund ihrer geringen Aufnahmekapazität, ihres Haushaltsbudgets, dem Besuchszwang, des zu beobachtenden Fernbleibens älterer Kinder und durch die fehlende Effizienz in der sozialistischen Einflußnahme offensichtlich nicht geleistet werden. Trotzdem sprach sich Kanitz für die Beibehaltung der Kinderhorte aus, die den „Übergang zu sozialistischen Kinderheimen"[31] ermöglichen sollten. Die Erkenntnis, daß ein sozialistisch orientierter Erzieher die „Erziehungsarbeit intensiver, besser, gründlicher" leisten könne als jede Massenschulung, war für Kanitz deutlich. Auch weiterhin sollte die „Erziehung zur Klarheit, Freiheit, gegenseitiger Hilfeleistung"[32] im Hort vorangetrieben werden, damit die Kinder und Jugendlichen „in der Klassengemeinschaft zu der besonderen Ertüchtigung zum Klassenkampf und zum Solidaritätsbewußtsein der vom Sozialismus erfüllten Menschheit" heranreifen konnten.[33]

Für die praktische Hortarbeit entwickelte Kanitz ein Minimalprogramm, das Wanderungen, Spielnachmittage, Turnen, Bildungsveranstaltungen und proletarische Feste umfaßte.[34] Trotz aller Reformbestrebungen in den Horten muß festgehalten werden, daß sie keinesfalls den Richtlinien einer sozialistischen Erziehung entsprachen:

1. Die Horte zeigten sich für die praktische sozialistische Erziehungs- und Bildungsarbeit aufgrund der vorgefundenen Autoritätsstrukturen, die jegliche kindliche Eigeniniative ausschlossen, als völlig ungeeignet.
2. Entsprechend den Vorstellungen der proletarischen Eltern waren die Horte meistens als Kinderaufbewahrungs- und Verpflegungsstationen in Betrieb.
3. Die in der Pubertät einsetzende Jugendrebellion gegen die Erwachsenenwelt implizierte auch die Protesthaltung gegenüber der Horterziehung, die sich durch das Fernbleiben dieser Altersgruppe — insbesondere der Jungen — äußerte. Die angestrebte sozialistische Erziehung erfolgte in den Arbeiterkinderheimen, bei den Roten Falken und der Sozialistischen Arbeiterjugend.

31 Otto Felix Kanitz, Um Ziel und Weg, in: SE, Jg.5 (1925), Nr.1, S.7.
32 A.a.O., S.7.
33 A.a.O., S.6.
34 Vgl. Otto Felix Kanitz, Der Weg nach vorwärts, in: SE, Jg.4 (1924), Nr.8, S.294.

2.3. Alltag bei den Roten Falken

Mit dem Scheitern des Schönbrunner Modells und der Einsicht in die begrenzte Ausbaufähigkeit der Kinderhorte entflammte der Diskussionsprozeß um die Massenerziehung erneut. Inspiriert durch die englischen Pfadfinder[35] und die deutsche Wandervogelbewegung, schuf Anton Tesarek für den proletarischen Nachwuchs die Roten Falken. Für diese sozialistische Alternative forderte er, ,,daß die Form der Pfadfinderbewegung in ihren wesentlichen Zügen von uns übernommen werden kann, ja übernommen werden muß, wenn wir unseren Jungen gerecht werden wollen".[36] Trotz aller Vorbehalte aus der ,,Arbeitsgemeinschaft Sozialistischer Erzieher" ging Anton Tesarek daran — unterstützt von Willi Zvacek — die Kindergruppe Baumgarten in eine Falkengruppe umzuwandeln. ,,Ich bin gekommen mit dem Büchl und habe ihnen gesagt: ‚Wir müssen uns einen Namen geben und wir werden Wanderfalken sein'. Wir haben uns einen Wimpel gemacht und das hat wunderbar eingeschlagen. Und der Tesarek hat sich hingesetzt und hat einen Artikel geschrieben von der Gruppe. Das war wie eine Explosion, wie ein Funke, der gezündet hat."

Zunächst war von Tesarek die Zielgruppe der 12–16jährigen Jungen angesprochen worden. Bei den Roten Falken sollten diese ‚Gassenbuben' ihr altersspezifisches Eigenleben entwickeln. Aufgrund des bekundeten Interesses der gleichaltrigen Mädchen wurden bereits nach wenigen Monaten Kinder beiderlei Geschlechts in den Gruppen zugelassen. Trotzdem blieben die Roten Falken weiterhin, wie der Kritiker Andreas Schrott anführte, ,,ein ausgesprochener Knabenbund",[37] was sich auch in der Funktion und Zielsetzung der Bewegung zeigte. Der Mädchenanteil bei den Roten Falken war aufgrund dessen geringer als der der Jungen. Außerdem verhinderten häufig moralische Bedenken der Eltern den Eintritt der Mädchen.[38]

Die Zielsetzung der Roten Falken ging von der Erziehung des neuen sozialindividualistischen Menschentypus Kanitzscher Prägung aus. In Anlehnung an die jugendlichen Bedürfnisse sollten unter Heranziehung sozialistischer Kriterien sowohl das Gemeinschaftsgefühl als auch das Klassenbewußtsein und die proletarische Willensbildung gefördert werden. Die ehemalige aktive Falkenführerin Trude K. erinnert sich: ,,Der Tesarek hat gesagt ‚Die Roten Falken sind die Kadetten des Sozialismus'. Er hat uns immer wieder gesagt ‚Wir sind die, die den Sozialismus aufbauen müssen. Wir werden ihn nicht nur erleben, wir müssen ihn bauen'. Daran haben wir geglaubt."

Das sozialistische Erziehungsziel manifestierte sich in den Falkengeboten, die nachfolgend aufgeführt werden:

,,
1. Der Rote Falke bekennt sich zur Arbeiterklasse.
2. Der Rote Falke ist seinen Genossen stets treu.
3. Der Rote Falke sieht jeden arbeitenden Menschen als Freund und Bruder an.
4. Der Rote Falke ist stets hilfsbereit.
5. Der Rote Falke achtet jede ehrliche Überzeugung eines anderen, auch wenn er sie bekämpft.
6. Der Rote Falke führt stets die Anordnung seines selbstgewählten Führers aus.

35 Vgl. hierzu Baden Powell of Gilwell, Pfadfinder, Zürich 1949.
36 Anton Tesarek, Wege zur Kinderbewegung, in: SE, Jg.5 (1925), Nr.8/9, S.224.
37 Andreas Schrott, Rote Falken, in: SE, Jg.6 (1926), Nr.6, S.137.
38 Das proportionale Verhältnis von Jungen und Mädchen lag eigenen Angaben zufolge bei 3:2. Vgl. Statistische Daten in: Rote Saat (= Jahresbericht der Freien Schule-Kinderfreunde), Wien 1927, S.16f.

7. Der Rote Falke ist mutig und nie verzagt.
8. Der Rote Falke ist wahr: Auf sein Wort kann man bauen. Er ist zuverlässig und pünktlich.
9. Der Rote Falke ist stets rein in Gedanken, Worten und Taten.
10. Der Rote Falke ist enthaltsam und ein Kämpfer gegen alle Rauschgifte.
11. Der Rote Falke hütet seinen Körper und stählt ihn.
12. Der Rote Falke ist ein Freund und Schützer der Natur."[39]

Nur das Versprechen, nach diesen Geboten zu leben, eröffnete den Weg in den Kreis der Falkengruppe. Auf diese Weise wurden die Gebote als allgemeingültige Gruppennorm akzeptiert und internalisiert. Was diese Bewährungsnormen für den Falken bedeuteten, führt Trude K. näher aus: ,,Du hast die Falkengesetze gehabt, da waren wir sehr streng. Bevor nicht gewisse Handfertigkeiten, z.B. Orientierung im freien Gelände, die Bestimmung der Windrichtung und das Kartenlesen, da wurdest du also geprüft. Dann hat der Gruppenführer mit seiner Gruppe ein Versprechen abgehalten, irgendwo bei einem schönen Ausflug, zu Ostern oder zu Pfingsten, irgendwo am Abend mit ein paar Fackeln, und da haben wir brav geschworen, daß wir die Gebote einhalten wollen. In den zwölf Geboten, da war praktisch unser ganzes Leben drin."

Der organisatorische Aufbau zeigte als ,,kleinste und wichtigste Gemeinschaft"[40] die Horde, die aus ungefähr zwölf bis fünfzehn Kindern bestand, die sich an sogen. Horstabenden regelmäßig trafen. Im Horst fanden je nach Interessenschwerpunkt der jeweiligen Gruppe politische Schulungen, Film- und Diavorträge, Vorlesungen, Spielnachmittage etc. statt. Hier wurden auch die Teilnahme und Mitwirkung an den proletarischen Festen wie dem Ersten Mai, Frühlingsfest, Jugendweihe usw. geplant und vorbereitet. Neben diesen eher spielerischen und bildungsorientierten Veranstaltungen motivierte der Horstabend auch zu sozialer Mitarbeit. ,,Wir sind eingeteilt worden, alten Leuten zu helfen. Da hat es eine alte blinde Frau gegeben, die hatte eine Bäckerei gehabt, so eine Zuckerbäckerei mit Bonbons und solchen Sachen, die war verwitwet. Für die habe ich einkaufen müssen, Holz holen. Ich war vielleicht zehn oder zwölf Jahre alt. Wahrscheinlich eine gute ‚Genossin'. Es sind nur solche Handgriffe gewesen." (Hermine P.)

In einem ähnlichen sozialen Zusammenhang stand auch die mehrfach durchgeführte Altglassammlung, bei der alte Flaschen aus den Haushalten abgeholt, gelagert und später verkauft wurden. Der Reinerlös wurde nicht nur für den Ankauf neuer Zelte, Sportgeräte u.ä. bereitgestellt, sondern diente, wie Trude K. konstatierte, noch einem anderen Zweck: ,,Die Arbeitslosigkeit hatte inzwischen nicht nur die Steiermark ergriffen, sondern sie griff auch hart in das Leben der Wiener Bevölkerung ein. Ein großer Teil der Eltern unserer Kinder war bereits arbeitslos, und dies behinderte natürlich die Möglichkeiten der Kinder, an Ausflügen und Lagern teilzunehmen. Erfindungsreich wie wir waren, organisierten wir im Jahre 1932 eine große Aktion, um Geld zu verdienen. Geld zu verdienen ist für Kinder eigentlich verboten, aber wir machten uns dran, alte Flaschen und altes Papier zu sammeln und dann zu sortieren und weiter zu verkaufen."

Mit diesen und ähnlichen Aktionen wurde das Solidaritäts- und Klassengefühl der Kinder aktiviert. Spielerisch lernten sie, daß nur durch aktives, soziales Handeln ‚Veränderungen' — in diesem Fall die Teilnahme finanziell schlechter gestellter Kinder an Ausflügen und Wanderungen — möglich waren. Regelmäßig stattfindende Wanderungen der Horde entsprachen

39 Anton Tesarek, Buch der Roten Falken (künftig zitiert als: Anton Tesarek, Buch), Wien 1926, S.26f.
40 A.a.O., S.13.

dem Wunsch nach Bewegung und dem Drang nach Abenteuern. Gemeinsam plante die Horde das Ausflugsziel und organisierte manchmal auch Übernachtungs- und Kochmöglichkeiten. Entsprechend dem Grundsatz der Egalität wurde der von den einzelnen Kindern mitgebrachte Proviant gesammelt und dann gleichmäßig an alle verteilt. ,,Und wenn wir Ausflüge gemacht haben, der eine hat nur ein Brot gebracht, der andere hat eine Wurst gebracht. Und dann haben wir Brötchen gemacht, dann hat jeder was zum Essen gehabt. Nicht, daß der eine nur Brot ißt und der andere hat eine Wurst, sondern daß alle miteinander einmal [. . .] so wie eine Kommune gewissermaßen." (Fritz G.)

Auch bei den Sonntagstouren galt es, politische Aspekte mit dem Spaß eines Ausflugs zu verbinden. Verschiedene Hinweise, Diskussionen oder Geländespiele, die mit revolutionären Begebenheiten in Verbindung gebracht wurden, zielten auf die Ideologisierung und Politisierung der Kinder und Jugendlichen. Ein eindringliches Bild eines solchen Falkenausflugs vermittelt Ludwig S.: ,,Im 28er Jahr bin ich mit meiner Falkengruppe nach Neufeld gefahren. Die haben damals gehabt das Braunkohlenwerk und die Jute- und Hanffabrik, eine Große an der Grenze von Niederösterreich zum Burgenland. Dort haben wir im Turnsaal geschlafen, auf den Bänken, sind am Sonntag mit einem Lastauto — nicht mit dem Autobus — sondern mit dem Lastauto sind wir von der Hanf- und Jutegesellschaft nach Klingenbach gefahren. In Klingenbach waren begraben die Schutzbündler und der kleine Bub, die im Jahre 1927 erschossen worden sind in Schattendorf. Da war eine Gedenksteinenthüllung und da sind wir mit unseren Falken aus Währing in der Spitze von dem Schutzbundaufmarsch marschiert und haben dort unsere Lieder gesungen. Dann sind wir mit dem Auto wieder zurück nach Neufeld. An die 30 waren wir, es ist fast die ganze Gruppe mitgefahren."

Gemeinsam mit den Schutzbündlern ehrten die 12–16jährigen Falken die Opfer von Schattendorf. Diese politische Aktion, an der die Jugendlichen freiwillig teilnahmen, muß als Ausdruck eines vorherrschenden politischen Bewußtseins in der Arbeiterjugend gewertet werden. Die Einbeziehung tagespolitischer Ereignisse in das Gruppenleben war gerade bei den Roten Falken sehr weit fortgeschritten. Schon allein ihr äußeres Erscheinungsbild verwies auf ihre Klassenzugehörigkeit. In Anlehnung an die Arbeitskleidung der Werktätigen setzte sich bei den Falken eine Uniformierung durch, die aus blauen Blusen, Hosen bzw. Röcken bestand. Zur kulturellen Identität gehörte auch das rote Halstuch, das ein Stück der roten Fahne symbolisierte.[41] Mit dieser uniformierten Kleidung wurden auch die Kriterien sozialistischer Massenästhetik erfüllt, wie Otto Felix Kanitz betonte: ,,Ja, es sind unsere künftigen Jugendlichen, unsere künftigen Genossen. Hier gelingt dem Erzieher im Hinblick auf die anderen Erwachsenen ein Kunststück, das sonst Erziehern nie oder ganz selten gelingt, ein weithin sichtbarer Erfolg ist das. Das sind lauter Rote Falken."[42] Wie keine andere Gruppe repräsentierten die Falken die ‚Arbeiterklasse',[43] was dazu führte, daß sie bei Kundgebungen und Wahlveranstaltungen als jugendliche Agitpropgruppe eingesetzt wurden. Ihr Ruf als disziplinierte, elitäre Jugendorganisation wurde in der Partei anerkannt. ,,Bei den Wahlen hat man so Wahlveranstaltungen gemacht. Da sind so Filme vorgeführt worden. Und der Max Lustig, der Stern Hansel und ich haben so Szenen aufgeführt ‚Nie wieder Krieg'. Der Max Lustig

41 A.a.O., S.18.
42 Otto Felix Kanitz, Für und wider die Roten Falken, in: SE, Jg.6 (1926), Nr.5, S.114f.
43 Vgl. diesbezügliche Darstellung ,,Der wandernden Horde voran flattert der rote Wimpel, beim Lagerfeuer im Walde ertönen die revolutionären Lieder, von den Wänden des Horstes grüßen uns die Bilder der Vorkämpfer des Proletariats, das Falkenlager ist eine sozialistische Gemeinschaft". Zitiert nach Gustav Schweitzer, Proletarische Erziehungsarbeit, Warmsdorf 1929, S.130.

war der Onkel und hat uns das erklärt, und wir haben gefragt. Das war halt Wahlveranstaltung. Das war sehr schön! Also hat es für uns Kinder schon sowas wie eine Parteiarbeit gegeben." (Mietzi W.)

Seit Beginn der 30er Jahre wurden die Roten Falken verstärkt zu politischen Wahlversammlungen und Massenaufmärschen herangezogen. Der Grund für diese Integration in die Parteiarbeit liegt auf der Hand. Die Roten Falken stellten ein Abbild des paramilitärischen sozialistischen Schutzbundes dar. Sie repräsentierten die geschlossene Arbeiterjugend, die mit Stärke, Selbstbewußtsein und Einsatzbereitschaft für ihre politischen Ideale eintrat. Hinter der Lagerromantik, dem Aktionismus, der Uniformierung und den Ritualen steckten grundlegende sozialistische Inhalte und die Hoffnung auf Veränderung des Gesellschaftssystems. Mit ihrem positiven Image wurden die Roten Falken für die Altersgruppe der 12–16jährigen Jugendlichen attraktiv, und dementsprechend stiegen die Mitgliederzahlen sprunghaft an.[44] Letztlich bleibt noch die Frage offen, ob es sich bei den Roten Falken tatsächlich um eine eigenständige Kinderbewegung handelte. Die von Tesarek in seinem Artikel „Wege zur Kinderbewegung"[45] formulieren Forderungen nach Freiwilligkeit, Selbstverantwortung und Spontaneität einer autonomen Kinderbewegung wurden nur in der Aufbruchphase der Roten Falken erfüllt. Spätestens mit der strikten Festlegung der Struktur und dem Aufbau der Organisation, die im „Buch der Roten Falken"[46] niedergelegt wurden, waren die Eigenständigkeit und die Selbstbestimmung der Gruppe nicht mehr gewährleistet.

2.4. Kinderrepubliken — Schulen der Demokratie

Die Ferienlager der Kinderfreunde waren für die Weiterentwicklung der sozialistischen Erziehungskonzeption sehr wichtig. In ihnen wurde ein Freiraum geschaffen, in dem für längere Zeit die sozialistische Massenerziehung praktiziert werden konnte. Die Erziehung durch die Gemeinschaft, in der sich der einzelne an die selbstbestimmten Normen der Gruppe halten mußte, konnte dort erprobt werden. Andreas Schrott kommentierte in einem Artikel in der „Sozialistischen Erziehung" diesen Erziehungsfaktor folgendermaßen: „Korrekturen, die an uns vorgenommen wurden, ertragen wir umso schwerer, je mehr sie Ausfluß eines Einzelwillens sind, um so leichter, als sie von der Masse als Abwehr der Angriffe gegen gemeinschaftliche Interessen kommen. Diese psychologische Erkenntnis hat dazu geführt, von der Gemeinschaft der Kinder selbst die Gesetze des Gemeinschaftslebens aufzustellen und behüten zu lassen."[47] Somit wurde in den Ferienlagern eine Verbindung zwischen Massenerziehung und Persönlichkeitsbildung geschaffen. In ihnen konnte die Erziehung, die auf den sozialistischen Prinzipien beruhte, zu mehr praktischer Wirksamkeit gelangen, da die Kinder von ihrem üblichen sozialen Umfeld (Schule und Familie) getrennt waren. Dieser geschaffene Freiraum und der dort mögliche enge Kontakt zur sozialistischen Bewegung befähigte die Kinder und Jugendlichen, bereits in der bürgerlichen Gesellschaft Fähigkeiten zu entwickeln, die für die Verwirklichung des Sozialismus notwendig waren. Die Ferienkolonien leisteten einen wichtigen Beitrag, das Denken, Fühlen und Handeln der Kinder und Jugendlichen sozialistisch zu beeinflussen. Die Erziehung zur Gemeinschaft implizierte die demokratische

44 Bereits nach zwei Jahren (1928) waren 5.100 bis 1933 sogar 16.149 Rote Falken organisiert. Zum gleichen Zeitpunkt hatten die Kinderfreunde bereits einen kontinuierlichen Mitgliederschwund zu verzeichnen, dessen Ursachen in der Folge der Weltwirtschaftskrise mit ihrer wachsenden Arbeitslosigkeit und einer sich ausbreitenden Pauperisierung begründet waren.

45 Vgl. Anton Tesarek, Wege zur Kinderbewegung, in: SE, Jg.5 (1925), Nr.8/9, S.224f.

46 Vgl. Anton Tesarek, Buch.

47 Andreas Schrott, Von Disziplin und Ordnung, in: SE, Jg.3 (1923), Nr.11, S.245.

Selbstverwaltung der Ferienkolonien. Im Mittelpunkt des Lagerlebens stand die Dorfgemeinschaft, die sowohl für die Nahrungsmittelversorgung als auch für die Kulturaktivität zuständig war. Das Erleben demokratischer Strukturen galt als elementare Voraussetzung des Bewußtseinsbildungsprozesses. ,,Wir wollen die Demokratie mitten in das Kinderleben hineinstellen. Die Kinder sollen einige demokratische Einrichtungen für sich und nur für sich schaffen. [. . .] Die Kinderrepubliken sind sicher eine große sozialistische Erziehungstat, auf die wir stolz sein können."[48] Das praktische Erleben demokratischer Strukturen weckte in den Kindern das Verantwortungsgefühl der Gruppe gegenüber. Gleichzeitig lernten sie, Entscheidungen im Gesamtinteresse des ganzen Lagers zu treffen und durchzuführen. Sicherlich war der Einfluß der erwachsenen Erzieher aufgrund ihrer Erkenntnisse und Fähigkeiten auf jegliche Entscheidungsfindungsprozesse bei den Kindern und Jugendlichen unbestritten, doch blieb nach Aussagen von Kurt Löwenstein noch ,,genügend eigene Arbeit und eigene Verantwortung" für die Jugend übrig. Schließlich sollten die Kinderrepubliken ,,in ihrer Absicht keine völlige Isolierung vom Leben der Erwachsenen sein".[49] Mit der Forderung nach Demokratisierung der Erziehung ging auch der Anspruch nach dem sozialistisch fühlenden, denkenden und handelnden Menschen einher, der in diesen sozialistischen ‚Ferieninseln' geformt werden sollte. Im Hinblick auf die sozialistische Aufbauarbeit sollten die Kinder bereits in der Gegenwart lernen, sozialistisch zu leben. Dies implizierte die freiwillige Einordnung in die Gemeinschaft und die Übernahme anfallender Arbeiten sowie den Verzicht auf Vorteile und Sonderrechte.

Für Kurt Löwenstein stellten die Ferienlager bereits sozialistische Staaten im Kleinformat dar: ,,In unseren Kinderrepubliken gibt es keine Vorrechte und keine Ausbeutung. Alle Helfer wie Kinder wohnen in den gleichen Zelten, und nur von der Disziplin, der Sorgfalt und der Sachkunde der einzelnen Zeltgemeinschaften hängt es ab, ob das Zelt wohnlicher oder unbequemer ist. [. . .] Alle Kinder und Helfer der Kinderrepublik aßen das gleiche Essen, das einfach, nahrhaft und schmackhaft war. Jeder bekam soviel, daß er voll gesättigt war, und es gab daher keine Mißgunst, wenn der eine mehr oder der andere weniger verbrauchte."[50] Daraus zieht Löwenstein folgenden Schluß: ,,Die Kinderrepublik, der Staat selbst, war der stets hilfsbereite Versorger und der Staat, das waren die Kinder selbst."[51] Daß in dieser Form des Staates die gesellschaftliche Realität verzerrt wurde, war allen Erziehern sicherlich bewußt, aber das Ferienlager bildete zumindest einen Freiraum, in dem demokratische Lernschritte von Kindern eingeübt werden konnten.

Wie sah nun den Alltag in einer Ferienrepublik aus? Das vierwöchige Ferienlager stellte für Arbeiterkinder, die in der Regel nie aus ihrer gewohnten Umgebung herauskamen, eine Attraktion dar. Auf die Frage nach seinen Erinnerungen an die Ferienlager antwortete Fritz G.: ,,Wir haben Wanderungen gemacht, Geländespiele haben wir gemacht, nicht wahr. Beeren sind wir sammeln gegangen, dort ist ein Wald, der ist unwirklich und dann waren wir schon beschäftigt! Und dann wurde geprobt, es ist so Zirkus veranstaltet worden. So Theateraufführungen sind gemacht worden. Wandzeitungen sind gemacht worden. [. . .] Gedenktage wurden auch veranstaltet und es wurde den Kindern erzählt über die politischen Tätigkeiten." Das Freizeitprogramm konnt nicht passiv konsumiert werden, sondern verlangte von allen

48 Erich Klupp, Erziehung und Politik, in: SE, Jg.10 (1930), Nr.3, S.52.
49 Kurt Löwenstein, Das Kind als Träger der werdenden Gesellschaft, in: Sozialismus und Erziehung. Hrsg. von Ferdinand Brandecker und Hildegard Feidel-Mertz, Berlin und Bonn-Bad Godesberg 1976, S.142.
50 A.a.O., S.231.
51 Ebda.

aktive Vorbereitung und Gestaltung. Zur Aufrechterhaltung des Ferienbetriebes war die Mitarbeit aller gefordert. Neben dem Küchendienst gehörten die Errichtung der Zelte, die Beaufsichtigung jüngerer Kinder, der Einkauf u.ä. zu den Tätigkeiten, die den Alltag des Lagers bestimmten. Damit wurde gleichzeitig der Forderung der Erziehungstheoretiker nach Selbständigkeit und Eigeninitiative der Kinder und Jugendlichen entsprochen. In einem Bericht über den zu leistenden Arbeitsaufwand im Ferienlager heißt es: „In der Vormittagshälfte war gewöhnlich eine Lagerarbeit durchzuführen, wie Lagerreinigung, Holz holen und zersägen. Oder es kam ein Bauer, dem eine Kleinigkeit auf dem Felde zu helfen war, dann wieder war ein Holzwagen steckengeblieben, ein Sturm warf einen Baum aufs Haus, der abgesägt werden mußte. So war meist das ganze Lager beschäftigt."[52] Die erbrachten Hilfsleistungen für die ansässige Landbevölkerung können einerseits als Hilfe, andererseits aber auch als eine Form der ‚Public-Relation-Arbeit' angesehen werden, denn die Kleinbauern stellten für die Austromarxisten auf dem „Weg zur Macht" ein wichtiges, noch zu gewinnendes Wählerpotential dar,[53] um das sich auch die Arbeiterjugend mit besonderer Intensität bemühte. Die verschiedenen geselligen Veranstaltungen, die von der Jugend organisiert wurden, zielten u.a. auf den Abbau tief verankerter Vorurteile gegenüber den Sozialisten und gleichzeitig auf die ideologische Beeinflussung der Landbevölkerung ab: „Und immer wieder der Versuch, mit den Menschen in dem Ort, in dem wir uns befanden, Kontakt zu bekommen. Wir haben ein Fest für die Genossen des Ortes oder auch die Bewohner des Ortes mit Lied, Tanz und Musik und Theater veranstaltet. Und wir sangen jeden Samstag bei einer Linde in der Ortsmitte. Und wir malten und schrieben Plakate selbst für die Veranstaltungen. Wir lernten selbständig handeln, wir mußten die Plakate affichieren an besonders frequentierten Orten." (Trude K.)
Als Zielgruppe für die Ferienlager galten zunächst die Kinder ab dem zehnten Lebensjahr, die für solche mehrwöchigen Ferienaufenthalte schon eigenständig genug waren. Meistens kamen schon festgefügte Gruppen wie Rote Falken oder Jugendweihe-Gemeinschaften in die Kinderrepublik, was Rückschlüsse auf die Kontinuität in der Erziehungsarbeit zuläßt. Insgesamt rückten ‚Massenarbeit' und ‚Massenerholung' immer mehr in den Vordergrund. Beispielsweise waren 1929 insgesamt 7789 Kinder in Ferienlagern und Tagesheimstätten untergebracht.[54] Diese Entwicklung wurde von den Erziehungstheoretikern gefördert, die seit Ende der 20er Jahre die Massenerziehung forcierten, um damit die breite Masse der Jugendlichen zu politisieren und ihr Klassenbewußtsein zu stärken. Bedeutung erlangten die Kinderrepubliken auch als Erholungsstätten für Kinder und Jugendliche, deren Gesundheitszustand besorgniserregend war. Durch die günstigen Angebote der Kinderfreunde, die teilweise noch durch die Jugendfürsorge subventioniert wurden, konnten auch sozial schwache Familien ihre Kinder in den Erholungsurlaub schicken. Auffallend ist, daß von den meisten Befragten zahlreiche Ereignisse und Sensationen des Ferienaufenthaltes detailliert geschildert werden konnten, während die demokratischen Strukturen, denen von den Erziehungstheoretikern so viel Bedeutung beigemessen wurde, nur am Rande erwähnt wurden. Diese Tatsache ist sicherlich darauf zurückzuführen, daß für die 10–16jährigen abenteuerliche Urlaubserlebnisse mehr

52 Hans Schwarz, Ein österreichischer Versuch, in: SE, Jg.9 (1929), Nr.3, S.169. Vgl. hierzu auch Josef Zvieger, Über die Bedeutung der Ferienkolonien, in: SE, Jg.8 (1928), Nr.6, S.109.
53 Vgl. Programm der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei Deutsch-Österreichs, Linz 1926, in: Otto Bauer, Werkausgabe, Bd.3, S.1022f.
54 Vgl. Rote Saat, Wien 1929, S.10.

Relevanz hatten als basisdemokratische Experimente. Trotzdem kann davon ausgegangen werden, daß sich die Selbstverwaltung in den Kinderrepubliken gerade bei den Kindern, die aus autoritären Elternhäusern kamen, auf ihr Demokratieverständnis auswirkte.

2.5. Das Arbeiterkinderheim als Alternative

Als konkrete Alternative zum Kinderhort entstand 1929 auf Initiative der ,,Arbeitsgemeinschaft Sozialistischer Erzieher" das erste Arbeiterkinderheim (AKH), in dem eigenen Angaben zufolge ,,ein ganzes System der Formen unserer Erziehungsarbeit"[55] in die Praxis umgesetzt wurde. Welche Intentionen hinter der Gründung des AKHs steckten, erklärt die ehemalige Leiterin Hilde Zechmeister-Böhmer: ,,Das Ziel der Arbeitsgemeinschaft war nämlich nicht nur die Qualität der Erziehung, sondern auch durch unsere Arbeit so viele Kinder als möglich in den Bereich der sozialdemokratischen Beeinflussung zu bringen. Dieses Bedürfnis war wahrscheinlich maßgebend für die Entwicklung des Prinzips des Arbeiterkinderheims."[56]

Zunächst sollten die Kinder, deren Eltern noch nicht Mitglieder des Vereins ,,Freie Schule-Kinderfreunde" waren, durch Massenveranstaltungen angesprochen werden. Auf diesem Wege sollte die ,,systematische politische Bearbeitung der Kindermassen des ganzen Bezirkes"[57] vorangetrieben werden. Verschiedene Veranstaltungen wie proletarische Feste und Feiern, Filmvorführungen, Kasperltheater, Sportveranstaltungen u.ä. waren allen Kindern zugänglich. Zu solchen Anlässen strömten, angelockt durch die Mundpropaganda, jugendliche Massen in das AKH. Veranstaltungen, die zu ,,gleichen Gefühls- und Verstandeserlebnissen"[58] bei Kindern führten, förderten das Solidaritäts- und Klassengefühl, wie die Praxis zeigte. Durch die Massenveranstaltungen wurde die Gründung kleiner Kindergruppen begünstigt, in denen durch die enge Beziehung zu den Pädagogen "eine für das Kind inhaltsreiche Erziehungsarbeit geleistet werden"[59] konnte. Diese Gemeinschaften, zu denen auch die Roten Falken, die Jugendweihegemeinschaften und die Wander- und Sportgruppen zählten, organisierten gemeinsam mit ihrem pädagogischen ‚Führer' Ausflüge, Feste und Gruppennachmittage, an denen gebastelt, gespielt, getanzt oder gelesen wurde. Sukzessiv bildete sich eine ,,Art Lebensgemeinschaft"[60] bzw. eine Gruppenidentität. ,,Das Ziel war, den Kindern Gemeinschaftserlebnisse zu geben, die sie zum sozialen Denken anregen sollten."[61] Die Kindergruppen waren nicht zuletzt die Stützgruppen des AKH. Sie arbeiteten nicht nur als unbewußte Multiplikatoren, indem die Kinder Freunde und Freundinnen zu Veranstaltungen und Aktionen mitbrachten, sondern sie nahmen auch aktiv auf die Gestaltung und Struktur des Heimes Einfluß.

Im AKH kam das egalitär-demokratische Prinzip der Selbstverwaltung zum Tragen, das in der Vollversammlung und in der Wahl der ‚Vertrauensleute' seinen organisatorischen Rahmen fand. Der Betrieb des AKH beruhte auf der Mitarbeit einer größeren Anzahl ehrenamtlicher Helfer, deren unterschiedliche Berufserfahrungen in die einzelnen Hobbygruppen einflossen. Um das pädagogische Defizit des Mitarbeiterteams auszugleichen, wurden verschiedene

55 Hilde Zechmeister-Böhmer, Die Bedeutung des Arbeiterkinderheimes, in: 75 Jahre Kinderfreunde 1908–1983. Hrsg. von Josef Bindel, Wien 1983 (künftig zitiert: Josef Bindel, Kinderfreunde), S.359f.
56 Vgl. Hilde Zechmeister-Böhmer, Briefe an Henriette Kotlan-Werner (Privatbesitz).
57 Hilde Zechmeister-Böhmer, Das Arbeiterkinderheim, in: SE, Jg.10 (1930), Nr.4, S.80.
58 Ebda.
59 Arbeitsgemeinschaft Sozialistischer Erzieher, Arbeiterkinderheim, in: SE, Jg.8 (1928), Nr.4, S.98.
60 A.a.O., S.99.
61 Hilde Zechmeister-Böhmer, Briefe an Henriette Kotlan-Werner (Privatbesitz).

Fortbildungsmaßnahmen angeboten.[62] Außerdem gelang es, ältere Kinder und Jugendliche in den Kreis der Erzieher zu integrieren. Bei den Leitern des AKH wurden gemäß eigener Richtlinien ,,organisatorische Fähigkeiten, psychologische und gesellschaftliche und wissenschaftliche Erkenntnisse"[63] vorausgesetzt.

Durch die aktiven Mitwirkungsmöglichkeiten der Kinder und Jugendlichen an der Gestaltung des AKH und durch die Transparenz der Organisationsstrukturen konnten jegliche Autoritätsfixierung abgebaut und der autoritäre Erziehungsstil überwunden werden. In den Vordergrund rückten Selbstbestimmung und Selbstverwaltung der Kinder. Damit erfüllte das AKH die bereits 1922 von der Reichskonferenz erhobene Forderung nach Konsolidierung einer selbständigen Erziehungsorganisation, die sozialistische Erziehungsziele verfolgen sollte. Zusammen mit den Roten Falken entwickelte das AKH neue Strukturen und eigenständige Praktiken sozialistischer Erziehungsarbeit, die über den Rahmen der traditionellen Hortarbeit weit hinausgingen. Dadurch erhielt die sozialistische Erziehungsbewegung maßgebliche Impulse, die in die ersten Ansätze der Arbeiterkinderbewegung, nämlich die ,,Bobby-Bär-Gruppen", die ,,Roten Kindersportgruppen" u.ä. miteinflossen. Das AKH stellte demnach eine Stufe der sozialistischen Erziehung dar, in der die Elternfixierung weitgehend aufgehoben werden konnte, die noch das Hortleben prägte. ,,So stellt das AHK durch seine reichen Arbeitsmöglichkeiten und durch seine eigenartigen Methoden ein ausgezeichnetes Erziehungsmittel vor, die Kinder in der Vorpubertät fürs erste zu erfassen."[64] Zwar setzte sich das AKH-Modell ausschließlich in Wien durch, doch gaben die wachsenden Besucherzahlen dem neuen Trend der sozialistischen Erziehungsbewegung recht.[65]

3. Problemfelder in der sozialistischen Erziehungsarbeit

3.1. Koedukation — Prüfstein sozialistischer Sexualethik

Die bürgerliche Moral, die die Sexualität in die Schranken der Institution Ehe verwies, wurde von der Sozialdemokratie prinzipiell abgelehnt, zumal es sich in der Regel um eine Doppelmoral handelte, die dem Mann durchaus voreheliche Erfahrungen und ‚Seitensprünge' zubilligte, dagegen von der Frau Keuschheit bis zur Hochzeit und eheliche Treue forderte. Es ist nicht weiter überraschend, daß die gesellschaftliche Tabuisierung der Sexualität eine im Verborgenen blühende Prostitution begünstigte.[66] Die starre Geschlechterrollenverteilung erstickte erste Ansätze einer sexuellen Befreiung bereits im Keim.[67] Da die bürgerliche Gesellschaft ,,nur zu oft die erotischen Beziehungen vergröbern, verderben und die Glücksgefühle verkümmern"[68] ließ, galt es, eine neue Sexualauffassung in der austromarxistischen Jugendkultur zu verankern.[69]

62 Hilde Zechmeister-Böhmer, Das Arbeiterkinderheim, in: SE, Jg.10 (1930), Nr.4, S.80.
63 Hilde Zechmeister-Böhmer, Die Bedeutung des Arbeiterkinderheims, in: Josef Bindel, Kinderfreunde, S.360.
64 Anton Tesarek. Zur Problematik des pädagogischen Erfolgs, in: SE, Jg.12 (1932), Nr.1, S.6.
65 Insgesamt wurden in Wien sieben Arbeiterkinderheime eröffnet. Vgl. Henriette Kotlan-Werner, Otto Felix Kanitz und der Schönbrunner Kreis (künftig zitiert als: Henriette Kotlan-Werner, Otto Felix Kanitz), Wien 1982, S.277.
66 In diesem Zusammenhang ist auf den Wiener Reigen-Skandal 1921/22 hinzuweisen. Vgl. Dazu die Ausführungen von Alfred Pfoser, Literatur und Austromarxismus, Wien 1980.
67 Vgl. Hierzu Alfred Adler, Menschenkenntnis, Frankfurt/M. 1983, S.113ff; ferner Otto Rühle, Kind und Umwelt, Berlin 1920, S.4ff.
68 Therese Schlesinger und Paul Stein, Leitsätze für die sexuelle Aufklärung der Jugend, in: Bildungsarbeit, H.12 (1932) (künftig zitiert als: Therese Schlesinger und Paul Stein, Leitsätze), S.238.
69 Über die austromarxistische Haltung in der ‚sexuellen Frage' vgl. die Darstellungen von Doris Byer, Sexualität — Macht — Wohlfahrt. Zeitgemäße Erinnerungen an das ‚Rote Wien', in: Zeitgeschichte, Jg.14 (1987), H.11/12, S.442–463.

Im Zusammenhang mit der sexuellen Ethik muß auf das veränderte Frauenbild und eine entsprechende Auffassung der gleichberechtigten Partnerschaft hingewiesen werden. Nach sozial-emanzipatorischem Verständnis sollte anstelle des Geschlechterkampfes der gemeinsam geführte Klassenkampf treten. Diese veränderte Einstellung dokumentierte auch die Strophe des bekannten Arbeiterliedes ,,Wenn wir schreiten Seit an Seit":

,, Mann und Weib und Weib und Mann
sind nicht Wasser mehr und Feuer
Um die Leiber legt ein neuer
Frieden sich, wir blicken freier
Mann und Weib uns fürder an!"[70]

Der Wandel des Frauenbildes zielte auf eine ‚proletarische Weiblichkeit', deren äußeres Erscheinungsmerkmal kurze, legere Kleider und Hosen sowie die praktischen Kurzhaarfrisur, nämlich der Bubikopf, waren. Dadurch waren den Mädchen und Frauen mehr Entfaltungsmöglichkeiten bei Spiel und Sport gestattet. Auf diese Zusammenhänge weist auch eine ehemalige Falkenführerin in ihren Erinnerungen hin: ,,Und diese Leiberl-Röcke habe ich ja den ganzen Sommer getragen. Die haben wir uns selber genäht. [. . .] Dann hat man natürlich dazu, wenn man von zu Haus das bekommen hat, Schwesternschuhe getragen. Das waren Spangenschuhe mit ganz flachen Absätzen und die waren sehr modern damals für gewisse Kreise — sportlich und wanderfreudig — das hat der Wandervogel auch getragen. Aber die blauen Leiberl-Röcke, das war schon unsere Kleidung. Und es war auch so, daß die Frisur ganz unkompliziert war, ganz kurzgeschnitten und glatt. Und so, daß man kein Spangerl und kein Mascherl [. . .] Bubikopf war damals, kurzer Haarschnitt." (Trude K.)

Danach spiegelte sich in der Kleidermode auch ein Grundmuster sozialistischen Denkens wider. Mit Sorgfalt wurde auf betont sportliche und schlichte Kleidung geachtet, die dem natürlichen Bewegungsdrang nachgab. ,,Ich meine, das haben nicht alle getragen, das haben die getragen, die sich besonders von jeglicher Hochkultur, was man heute sagen würde, von jeglicher kapitalistischen Lebensführung distanziert hatten. Ich weiß nicht, wie lang wir z.B. keine Seidenstrümpfe angezogen haben, wahnsinnig lang, ich weiß nicht wie lang. Aber solange es Florstrümpfe gegeben hat, das ist ein Baumwollstrumpf, ein dünner gewesen. Ein glänzender Seidenstrumpf war für uns schon das Zeichen der Dekadenz. Aber wie wir keine anderen mehr gekriegt haben, dann haben wir die auch angezogen. Aber da war ich sicher schon 18 Jahre alt." (Trude K.)

Mit der Distanz zu bürgerlichen Schönheitsnormen und Modediktaten war für proletarische Teenager nach austromarxistischem Kulturverständnis der erste Schritt auf dem Weg zur Emanzipation getan. Der Weg zum Wandel der Geschlechterrollen und zu veränderten zwischenmenschlichen Kontakten führte zunächst über die Koedukation, die von Clara Zetkin als Chance angesehen wurde ,,das Ungesunde, Gekünstelte, Überreizte in den Beziehungen der Geschlechter zueinander zu beseitigen, das sich besonders in der Zeit der Pubertät bemerkbar macht".[71] Gemeinsam verbrachten Jungen und Mädchen ihre Freizeit, wozu sowohl der Sport, die Wanderung, das Ferienlager als auch die politische Schulung zählten. Anfallende organisatorische Aufgaben wurden ebenfalls im Team von Jungen und Mädchen bearbeitet. Erzieherische Appelle richteten sich in erster Linie an die Jungen, ,,allen Mädeln

70 Mit uns zieht die neue Zeit, Ausstellungskatalog, Wien 1984.
71 Aus der Rede Clara Zetkins auf der sozialdemokratischen Frauenkonferenz in Bremen 1904, in: Ludwig Fertig, Zeitgeist und Erziehungskunst, Darmstadt 1984, S.184.

so viel als möglich helfen, damit sie immer mit euch wandern und spielen und froh sein können und ihr sollt niemals mit Geringschätzung von den Mädeln sprechen! Wenn sie nur Zeit und Freiheit haben, dann werden sie bald ebenso gut turnen, wandern und spielen wie ihr."[72] Mit der Koedukation hofften die Kulturtheoretiker, dem Patriarchat in Familie und Gesellschaft wirksam entgegentreten zu können. Jungen und Mädchen, die bereits nach sozialistischem Rollenbild sozialisiert worden waren, schienen ein Garant für die Befreiung der Frau zu sein. Außerdem gewährte die verstärkte Partizipation der Frauen und Mädchen einen Zuwachs an Funktionärinnen, die für die Massenbewegung unbedingt erforderlich waren. Neue Formen des Gemeinschaftslebens und veränderte zwischenmenschliche Beziehungen hoben auch die Tabuisierung der Körperlichkeit auf, was sich in der Verbreitung der Nacktkultur oder dem gemeinsam betriebenen Sport offenbarte, wie es bei Franz S. anklingt: ,,Und in der Organisation der Jugendlichen waren unsere Mädchen mit uns. Wir haben alles gemeinsam gemacht, auch Sport gemeinsam betrieben. Wir haben also keine getrennten Mannschaften gehabt, z.B. beim Völkerball."

Die freiere proletarische Kultur führte zu maßlosem Entsetzen bürgerlich-klerikaler Kreise. Andreas Schrott führte diesbezüglich an: ,,Fast überall, wo Kinderfreundegruppen in den Sommerferien hinkamen und die Kinder zur Gesundung und Stärkung soviel als möglich sich entblößten, um die Haut den Sonnenstrahlen auszusetzen, erhoben sich geifernde Stimmen jener ‚Reinen', die sich in ihrem Schamgefühl verletzt gaben."[73] Die Welle der Entrüstung schwappte über. Nach Angaben des Franziskaner-Paters Zyrill Fischer war ein angeblicher Anstieg der Syphillisfälle bei Kindern auf die praktizierte Koedukation und Nacktkultur zurückzuführen.[74]

Zur Koedukation gehörte auch die sexuelle Jugenderziehung, die über biologische Prozesse ebenso wie über den Gebrauch von Verhütungsmitteln aufklärte.[75] Es wurde zudem immer wieder auf die örtlichen Sexualberatungsstellen hingewiesen, um die ‚Schwellenangst' vor derartigen Institutionen abzubauen.[76] Bezeichnenderweise waren Sexualunterricht und praktizierte Koedukation für viele Eltern Grund genug, ihre Kinder, insbesondere die Töchter, einer solchen Bewegung nicht anzuvertrauen. Die Enttabuisierung von Sexualität führte zu einer Verunsicherung der Eltern. An die bestehenden Vorurteile innerhalb der Elternschaft kann sich Lilly B. noch gut erinnern: ,,In der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung, da habe ich noch Töchter von Arbeitern, von alten, sozialdemokratischen Arbeitern [gekannt]. Das ‚Kaptial' haben sie gelesen, aber ihre Töchter haben nicht in den Turnunterricht gehen dürfen. Das war allgemeine Moral."

Ähnliche Erfahrungen machte auch Frederike T., die gerne zu den Treffen der Roten Falken gegangen wäre. Mit der Begründung der Mutter: ,,Das geht nicht, da sind Buben und Mädeln gemischt", wurde ihr jahrelang der Eintritt in die Falkenbewegung verwehrt. Sozialistische Wertvorstellungen einer Sexualreform, die in den ,,Leitsätzen für die sexuelle Aufklärung der Jugend" festgehalten wurden, thematisierten auch die Aufnahme von Koitus-Beziehungen. ,,Nur eine unbefangen freie Einstellung zum Geschlechtsleben, die schon im erzieherischen Umgang mit dem Kinde bewahrt werden muß, kann die normale Sexualentwicklung verbürgen. [. . .]

72 Otto Felix Kanitz, Die Buben müssen den Mädeln helfen, in: Kinderland, Nr.8 (1926), S.90.
73 Andreas Schrott, Die Frage der geschlechtlichen Erziehung in der sozialistischen Erziehung, in: Henriette Kotlan-Werner, Otto Felix Kanitz, S.295.
74 Vgl. Zyrill Fischer, Sozialistische Erziehung, Wien 1926, S.100.
75 Vgl. das zeitgenössische Standardwerk von Max Hodann, Bub und Mädel, Leipzig 1924.
76 Therese Schlesinger und Paul Stein, Leitsätze, S.234.

Andererseits aber hat die Erziehung auch auf die Grenzen hinzuweisen, welche dem Anspruch auf Sexualverkehr gezogen sind. Diese Grenzen werden bestimmt durch die Sorge um das physische und psychische Wohl des zu erwählenden Geschlechtspartners."[77] Vor der Aufnahme sexueller Kontakte sollte der individuelle, psychische und soziale Reifungsprozeß' stehen. ,,Es darf aber bei der reifenden Jugend nicht übersehen werden, daß die Entwicklung zum vollendeten Kontakt, das heißt zum Sexualakt, nicht jäh vor sich zu gehen pflegt. Von dem Schwärmen und Träumen der ersten Pubertätsjahre führt die Suche nach der Vereinigung mit einem begehrten Wesen zunächst zu zärtlicher Freundschaft, Kameradschaft (oft auch gleichgeschlechtlicher Kameradschaft), dann zu zärtlichen Beziehungen, die nur unbewußt mehr erstreben als geistige Intimität, körperliche Nähe, Berührungen und Küsse."[78] Der Appell an die sexuelle Selbstbeherrschung ging auch mit der Forderung nach der monogamen Partnerschaft einher. Kanitz stellte in diesem Zusammenhang heraus, daß die Jugend imstande sein müßte ,,gegen den Geschlechtstrieb dort, wo er den Forderungen sozialistischer Sittlichkeit widerspricht, zu kämpfen".[79]

Verstärktes sozialpolitisches und kulturelles Engagement sollte die jugendlichen ,,Triebenergien" kompensieren. Als Empfehlung wurde ausgesprochen: ,,Die Befriedigung aufsteigender Triebe, zum Teil durch die Umsetzung von Triebenergien in wertschaffende Energien, die der Kultur zugute kommen, zu ersetzen, ist eine zwingende Pflicht. Der kulturelle Aufstieg ist nicht denkbar ohne diese Vergeistigung und Sublimierung eines Teils der Triebenergien. Kulturschaffende Arbeit und Lustbefriedigung müssen in ein gesundes Verhältnis zueinander gebracht werden."[80]

Zum Aufbau der sozialistischen Gesellschaft gehörte die Lösung der Sexualfrage. Disziplinierung und Überwachung führten das Sexualleben aus der Privatsphäre heraus und machten es zum Bestandteil der sozialistischen Öffentlichkeit. Die Entwicklung einer neuen ‚sozialistischen Prüderie' war die Folge. Keinesfalls sollte die Jugendarbeit durch mögliche ‚sexuelle Ausschweifungen' gefährdet oder in Frage gestellt werden. Deshalb mußten die sozialistischen ‚Liebespaare' Disziplin wahren. Für sie bestand nur wenig Freiraum, um sich einmal ungestört vom Gemeinschaftsleben zu entfernen. Dieses Problem spricht auch Trude K. an: ,,Dann hat sich die Mutti aufgeregt, wenn ich spät nach Hause gekommen bin. Nach den Führerbesprechungen bei den Roten Falken, dann habe ich endlich meinen Karli bei der Hand nehmen können, und dann sind wir, weiß ich wie oft, um den Häuserblock gegangen. Sind immer bei der Gaslaterne stehen geblieben und ich habe gesagt: ‚Jetzt muß ich aber wirklich nach Hause gehen', aber dann war noch immer so viel. Und das war es! Mehr Zeit ist uns nicht geblieben. Das hat aber genügt und am Sonntag hast einen Ausflug gemacht [. . .] mit anderen."

Häufig wurden Gruppenführer, die eine partnerschaftliche Beziehung eingegangen waren, wegen angeblicher Unvereinbarkeit privater und sozialistischer Interessen von ihren Funktionen entbunden. Zwar gab es nach Beobachtung von Ernst Fischer in der Jugendbewegung auch Beziehungen, die jedoch ,,in Stücke zerhackt waren, die zusammenzufügen allzu selten gelingt, hier eine rasche Umarmung, dort ein halbes Genießen, quälende Unvollkommenheit solcher Zusammenkünfte".[81] Die Verdrängung der Sexualität steigerte in den Gruppen Spannungen,

77 Ebda.
78 A.a.O., S.235.
79 Otto Felix Kanitz, Geschlechtliche Erziehung, in: SE, Jg.2 (1922), Nr.1, S.7.
80 Therese Schlesinger und Paul Stein, Leitsätze, S.236.
81 Ernst Fischer, Krise der Jugend, Wien 1931 (künftig zitiert als: Ernst Fischer, Krise), S.41.

die häufig durch Sportaktivitäten kompensiert wurden, die man betrieb, ,,um der Sexualität Herr zu werden".[82] Ein solcher Puritanismus mußte auf Dauer zu sexuellen Störungen, wenn nicht gar zur Hysterie führen, wie der Sexualwissenschaftler Wilhelm Reich behauptete: ,,Die Hauptschwierigkeit der ganzen Frage ist, daß die Atmosphäre in der Organisation von sexuellen Spannungen durchsetzt ist, während ein großer Teil der Jugendlichen sowohl innerlich gehemmt als auch von äußeren Schwierigkeiten zu erdrückt ist, um einen Ausweg daraus zu finden. Eltern, Parteiführung und die gesamte gesellschaftliche Ideologie stehen dagegen, während das Gemeinschaftsleben der Jugend den Durchbruch der gezogenen Sexualschranken fördert."[83] Konkrete sexuelle Probleme standen der propagierten theoretischen Freizügigkeit gegenüber, so daß sich hieraus ein gewaltiges Konfliktpotential für die persönliche Lebensgestaltung ergeben mußte. Verschärft wurde besagte Situation noch durch die Tatsache, daß es an räumlichen Gegebenheiten für das Ausleben der Sexualität mangelte. Weder die elterliche Wohnung noch die Massenquartiere der Jugendbewegung waren dazu angetan, sich ‚zurückzuziehen'. Außerdem hemmte die Unerfahrenheit der gleichaltrigen Partner aus dem Kreis der Jugendgruppe eher erotische und sexuelle Entwicklungen. Nach Ernst Fischer mußte der Wunsch nach einem überlegenen Partner oder einer erfahrenen Partnerin, der auf der unterschiedlichen Reife von pubertierenden Jungen und Mädchen beruhte, unerfüllt bleiben.[84] Dementsprechend scheiterten Beziehungen schon oft daran, daß der ,,schöne Schwung des Eroberers, die schöne Gebärde der Leidenschaft, die schöne Sicherheit der Regie" fehlten.[85]

Trotz der ungezwungenen Einstellung zur Körperlichkeit wurden die Jugendlichen in eine Verdrängungs- und Wartehaltung gezwängt. Als Formen der Sublimierung galten die Askese oder der politische Intellektualismus. Die weitgehende Ausklammerung sexueller Verhaltensweisen wird vielfach in den Interviews angesprochen: ,,Wir waren eine ‚Rote Jesuitenbewegung'. Zum Beispiel der Tesarek [. . .], der hat uns also das Verhältnis zwischen Buben und Mädeln in einer so sauberen Weise dargelegt und wir sind eigentlich fast im Verhältnis zu den Mädeln zu schüchtern erzogen worden. Bei mir zumindest war es so. Wir sind doch in die Lager gefahren, in die Sommerlager, in die Osterlager und Nachtausflüge haben wir gemacht, aber da hat es überhaupt irgendwas Zweideutiges nicht gegeben, so sauber war das und das war so ein wertvolles Erlebnis diese Falkenbewegung. Jeder Einzelne, der darüber redet, wird es, ja [. . .] wie einen Glauben wird er das bringen." (Ludwig S.)

Hinter der von Wilhelm Reich und Ernst Fischer kritisierten sozialistischen Prüderie verbarg sich auch die Angst vor erneuten Angriffen aus dem klerikalen Lager gegen die Jugendbewegung. Schließlich sollte allen ‚Moralheuchlern' bewiesen werden, ,,daß man gemeinschaftlich wandern, schwimmen, in Zeltlagern schlafen könne, ohne daß es sofort zum Ärgsten kommen müsse".[86]

3.2. Masse und Führer

Der austromarxistische Ansatz pädagogischer Theorien entwickelte in Ablehnung der bürgerlichen ‚individualisierenden Erziehung' neue Formen und Methoden. Verstärkt wandten sich die Kulturtheoretiker der Erziehung der Massen zu, die nach Max Adler für die Verwirklichung

82 Wilhelm Reich, Geschlechtsreife, Enthaltsamkeit, Ehemoral, Wien 1930, S.91.
83 A.a.O., S.92.
84 Ernst Fischer, Krise, S.49f.
85 A.a.O., S.55.
86 A.a.O., S.41.

des Sozialismus ebenso unentbehrlich war, ,,wie eine bestimmte Höhe der gesellschaftlichen Produktion und der zahlenmäßigen Entwicklung des Proletariats selbst".[87] Die Massenerziehung wurde zum Grundprinzip der sozialistischen Kinder- und Jugendbewegung erhoben.

Für die Massenerziehung wurde spätestens mit dem Scheitern des Schönbrunner Konzepts, das eine spezielle Ausbildung für die sozialistischen Erzieher verfolgt hatte, der ehrenamtliche Funktionär, der sogen. Führer notwendig. Im Vergleich zu Lehrern und Erziehern, die den sozialistischen Bewußtseinsprozeß in den Kleingruppen vorantreiben sollten, war es die Aufgabe des sozialistischen Führers, bei einer Masse von Kindern die Determination für das sozialistische Denken, Fühlen und Handeln zu schaffen. Nach Siegfried Bernfeld mußte der Führer in den Kindermassen ,,bestimmte Stimmungen, Ziele, Willensimpulse" erzeugen und zu gewissen Aktionen motivieren, ,,ohne daß er jedem einzelnen Individuum der Masse persönlich gegenüberträte, ohne daß er einzelne Individuen speziell beeinflußt (erzöge), aber freilich auch ohne Gewähr dafür zu geben, wie tief und dauerhaft in jedem einzelnen seine Wirkung sein wird".[88]

Als Gruppenvorbild wurde von dem Führer verlangt, sein ,,Alltagsleben im Sinne des Sozialismus zu gestalten".[89] Schließlich sollte er den Idealtypus des ,,Neuen Menschen" Adlerscher Prägung verkörpern, der strikt nach den Falkengeboten bzw. den sozialistischen Idealen lebte. Die Wahl zum Falkenführer war an das Bestehen einer Eignungsprüfung, ebenso wie an ein Mindestalter gebunden. Der Führer, der mit dem heutigen Jugendgruppenleiter vergleichbar ist, wurde von den Gruppenmitgliedern gewählt und war jederzeit abwählbar. Er bestimmte das Gruppenleben, da er für die Gestaltung des Horstabends verantwortlich war, Wanderungen organisierte und in den Ferienlagern mitarbeitete.

Zur politischen, pädagogischen und sozial-psychologischen Wissenserweiterung nahmen die Führer regelmäßig an den sich über zwei Monate erstreckenden ,,Führerschulungen" im ,,Zentralen Falkenheim" des Karl-Marx-Hofes teil. Neben dem Erlernen neuer Spielmethoden konnte dort über Erfahrungen und Probleme der praktischen Gruppenarbeit diskutiert werden. Die ehemalige Falkenführerin Trude K. resümiert: ,,Da wurden die Kenntnisse, die man braucht, um eine Gruppe zu führen, die Organisation, der Aufbau einer Gruppe, wie man die Horden zusammenfaßt an Abenden, der Ablauf der Feiern, gewisse technische Ausrüstungen, die man braucht [gelehrt]."

Gleichzeitig war die ,,Führergemeinschaft" das Diskussionsforum, von dem für die Praxis neue Impulse ausgingen. Zur systematischen Ausbildung trugen die verschiedenen Vorträge in Medizin, Pädagogik, Psychologie, Soziologie und Geschichte bei. ,,In dieser Gruppe wurden wir zum ersten Mal mit den Theorien der Arbeiterbewegung bekannt gemacht. Wir haben damals auch geschichtliche Daten der Arbeiterbewegung kennengelernt. In der Zeit wurde uns vermittelt, wann diese Arbeiterbewegung entstanden ist. Der berühmte Einigungsparteitag 1888/89 Hainfeld. Und auf welchen Wegen sich diese Arbeitergemeinschaft langsam organisiert hat. Uns wurde damals die Kenntnis von Männern vermittelt, wie zum Beispiel Viktor Adler. Wir haben damals zum ersten Mal in diesen Gruppen auch die damals führenden

87 Max Adler, Menschen, S.27.

88 Siegfried Bernfeld, Antiautoritäre Erziehung und Psychoanalyse, in: Antiautoritäte Erziehung und Psychoanalyse. Hrsg. von Lutz von Werder und Reinhard Wolff, 3 Bde, Frankfurt/M. 1970, Bd.3, S.238; vgl. auch Helmut Uitz, Die österreichischen Kinderfreunde und Roten Falken 1908–1938. Salzburg 1975.

89 Otto Felix Kanitz, Kampf und Bildung, Wien 1924, S.24.

Funktionäre, teilweise sogar persönlich, kennengelernt, ob das Otto Bauer, ob das Karl Seitz, ob das Danneberg, ob das Ellenbogen, ob das Breitner gewesen ist. Es war eine ganze Zahl von ganz hervorragenden Männern." (Franz S.)

Aus der Geschichte der Arbeiterbewegung ließ sich die sozialistische Ethik ebenso wie die Strategie des Austromarxismus ableiten. Letztlich stand die Frage nach dem Weg zur sozialistischen Gesellschaft zur Diskussion.[90] Die ,,Führergemeinschaften" hatten aber auch persönlichkeitsbildende Funktion: Durch sie sollte die proletarische Identität gewonnen werden. In den regelmäßig stattfindenen ,,Gruppenführerbesprechungen" und Schulungslagern fanden diese Sozialisationsbestrebungen ihre Fortsetzung. Die gemeinsam verfolgte politische Zielsetzung sowie zahlreiche gemeinsame Aktivitäten stärkten nicht nur das Wir-Gefühl, sondern ließen auch freundschaftliche Kontakte entstehen. ,,Und in der anderen Zeit waren die Zusammenkünfte halt so, wie man heute irgendwo hingeht in ein Jugendheim." (Alois B.)

Problematisch erscheint aus heutiger Sicht die auffallende Tendenz zur Hierarchisierung, die im ,,Führerprinzip" ihren Ausdruck fand. Dazu heißt es in den Überlegungen von Anton Tesarek: ,,Und wenn bei uns stärker eine gewisse Einheitlichkeit vorgeschrieben ist, so entspricht dies dem Wollen, die Roten Falken möglichst zentralistisch zu führen und starke individuelle Verschiedenheiten des Zusammenlebens unmöglich zu machen, um Zersplitterungen ähnlich den Vorgängen in der bürgerlichen Jugendbewegung zu verhindern. Das straffe bewußte Einordnen in eine große Masse, das bewußte Dienen einer hohen Aufgabe — in letzter Linie der Sache des Proletariats — sollte damit einen äußeren Ausdruck finden."[91]

Die von Tesarek gerechtfertigte Disziplinierung und Zentralisierung ist nur vor dem historischen Hintergrund zu verstehen. Letztlich kämpfte die wachsende und sich verzweigende Arbeiterkulturbewegung, welche die Jugendorganisationen miteinschloß, um den Aufbau der politischen und kulturellen Hegemonie. Nur eine vereinte Arbeiterbewegung konnte, indem sie Solidarität praktizierte, ihre Gegenkultur errichten und stabilisieren. Als selbstbewußtes Glied der Gemeinschaft galt es für die Jugendlichen, für die künftige sozialistische Gesellschaft zu kämpfen.

Organisierte Jugendliche, die von der sich ausbreitenden Arbeitslosigkeit betroffen waren, sahen häufig in dem Arbeitsplatzverlust die Chance zur Intensivierung politischer Aktivitäten. ,,Die Roten Falken waren die großen Freizeitgestalter. Und sie hatten viel Freizeit. Die Verantwortlichen waren nämlich zum großen Teil und zu einer großen Zeitspanne arbeitslos. Und wenn ich das immer wiederhole: Sie waren nicht unglücklich in der Arbeitslosigkeit! [. . .] Und die anderen, mein Mann, der Daxböck und die anderen, die haben gesagt: ‚Jetzt habe ich wieder Zeit für die Sache, jetzt habe ich Zeit für die Bewegung. Jetzt können wir wieder Aktionen machen'. Und dann haben sie Pläne geschmiedet und haben ungeheuer viel Zeit gehabt. Private Ablenkungen waren fast gar keine! Und auch weil die Mädchenbekanntschaften an den Rand gedrängt wurden oder eingebunden waren. Die Freizeit ist den Kindern gewidmet worden mit größter Freude." (Trude K.) Die sich teilweise über Jahre erstreckende Erwerbslosigkeit, die höchstens durch Gelegenheitsjobs unterbrochen wurde, führte also keinesfalls zu Resignation oder apolitischen Einstellungen, sondern wurde, wie alle Befragten bestätigten, durch verstärktes politisches Engagement kompensiert. Damit konnte der durch

90 Vgl. Henriette Kotlan-Werner, Otto Felix Kanitz, S.272f.
91 Anton Tesarek, Rote Falken, in: SE, Jg.6 (1926), Nr.3, S.56.

die Arbeitslosigkeit bedrohten sozialen Identität durch ,,den partiellen Aufbau einer politischen Identität als Sozialist/in"[92] entgegengewirkt werden.
Mit wachsenden gesellschaftlichen Spannungen wurden die Roten Falken verstärkt in die Parteiarbeit einbezogen. Bei Wahlveranstaltungen, Kundgebungen und Demonstrationen marschierten die Roten Falken als geschlossene uniformierte Formation mit oder traten mit einem eigenen Kulturprogramm auf. Die auffallend militanten Züge der Falken ließen zwar die erwachsenen ‚Genossen' voller Stolz auf den Nachwuchs blicken, bildeten aber gleichzeitig eine Provokation für das erstarkende faschistische Lager. Immer häufiger wurden gerade die älteren Falkenführer Zielscheibe brutaler Angriffe, wie Karl D. herausstreicht: ,,Eines Tages hatten wir von den Falken eine Veranstaltung gehabt im Czartoryskischlössl und zwar irgendeine Filmvorführung. Und wir waren zu fünft. Und wie wir runtergehn, wir waren alle in Tracht, wir haben nicht Uniform gesagt, sondern Tracht, kommen von der Klostergasse so 25 Heimwehrler in Uniform runter. Wir sind da hingegangen und dann hat es angefangen, sie haben uns angepöbelt und wir ‚Ihr Hahnenschwänze!' Und dann ist es gegangen bis hier her zum Iriskino [. . .] und auf einmmal haben sie uns eingekreist, so im Halbbogen und haben wollen anfangen." Die dann folgende Schlägerei wurde durch das Auftauchen einer Polizeipatrouille unterbrochen. Da nur fünf Falkenführer beteiligt waren, wurden sie sofort nach der Beweisaufnahme freigesprochen, während die Heimwehrler zur Zahlung einer Geldstrafe verurteilt wurden. Zu Beginn der 30er Jahre mehrten sich Zusammenstöße dieser Art mit Nationalsozialisten und Heimwehrlern.
Der Kulturtheoretiker Luitpold Stern sah in der ,,Auflösung der proletarischen Masse in lauter Führerfunktionen" ein erstrebenswertes Ziel. ,,Jeder hat Führer zu sein in einem Teilgebiet."[93] Damit hofften die Kulturtheoretiker die Integration der Jugendlichen in die proletarischen Organisationen voranzutreiben und gleichzeitig den allgemeinen politischen Bewußtseinsstand im austromarxistischen Sinne zu heben.
Problematisch erscheint aus heutiger Sicht der hierarchische Organisationsaufbau sowie die Bezeichnung Führer. Diese sozialistischen Prinzipien hatten ihren Ursprung in der bürgerlichen Jugendbewegung (Wandervogel), deren ,,geistige Führer" maßgebliche Erziehungsfunktionen übernahmen. Das später von den Nationalsozialisten angewandte — freilich mit anderen Inhalten gefüllte — ,,Führerprinzip" sollte nicht dazu führen, im nachhinein die austromarxistische Jugendarbeit zu verurteilen, selbst wenn aus heutiger Sicht die ambivalenten Strukturen der Kinder- und Jugendorganisationen als Defizit der sozialistischen Bewegung offenkundig erscheinen.

4. Ausgewählte Beispiele sozialistischer Festkultur

4.1. Proletarische Weihnachten

Religiöse Bräuche als traditioneller Bestandteil der österreichischen Volkskultur waren auch in proletarischen Kreisen fest verankert, obwohl die wachsende Zahl der Kirchenaustritte im nachhinein als Abkehr von der Institution Kirche und damit von jeglichem religiösen Leben erscheinen mag. Für Otto Bauer war dies Anlaß zur Kritik: ,,Andere vergessen wohl im lärmenden Alltag des städtischen Lebens die Religion ihrer Heimat, aber an allen Wendepunkten

92 Hans Safrian, ,,Wir ham die Zeit der Arbeitslosigkeit schon richtig genossen auch", in: Mündliche Geschichte und Arbeiterbewegung. Hrsg. von Gerhard Botz und Josef Weidenholzer, Wien 1984, S.327.
93 Liutpold Stern, Klassenkampf und Massenschulung, Prag 1924, S.32.

ihres Lebens, bei ihrer Heirat, bei der Geburt ihres Kindes, am Grabe eines ihrer Lieben, wollen sie religiöse Festlichkeiten nicht entbehren."[94] Zu den tradierten religiösen Festen zählte neben Ostern, Nikolaus und Dreikönige auch Weihnachten. Ursprünglich war das gefühlsbetonte christliche Weihnachtsfest, das traditionell im engsten Familienkreis unter dem weihnachtlichen Lichterbaum mit Festschmaus und Geschenken begangen wurde, auf die patriarchale Bürgerfamilie zugeschnitten, hatte dann aber in allen Schichten der Bevölkerung kulturelle Verbreitung gefunden. Kritisch bemerkte Kanitz, daß es vor allem die Kirche verstanden habe, ,,ihr Weihnachtsfest den Herzensbedürfnissen der Kinder anzupassen, daß selbst Proletariereltern noch in seinem Bann stehen".[95] Anfängliche Versuche, das größte proletarische Fest am Ersten Mai zu feiern, ähnlich dem Weihnachtsfest mit Geschenken und Festessen und in ideologischer Ausrichtung auf die zukünftige sozialistische Welt in der Familie zu verankern, scheiterten. Deshalb wurde das Weihnachtsfest mit sozialistischen Inhalten gefüllt und in diesem Sinne gestaltet, um der ,,sozialistischen Beeinflußung dienen"[96] zu können.

Wie sah nun die Neuinterpretation des Weihnachtsfestes bei den sozialistischen Kulturtheoretikern aus? Die kulturelle Orientierung erfolgte an dem germanischen Wintersonnenwendfest, das vermutlich die Germanen aus Freude über das Längerwerden der Tage und des kommenden Frühlings veranstaltet hatten.[97] Mit Hinweis auf diese ursprünglichen Naturzusammenhänge feierten auch die Kinderfreunde ihr proletarisches Weihnachtsfest. ,,Eine Weihnachtsfeier haben wir nicht als Weihnachtsfeier gestaltet, sondern es war Sonnenwendfeier. Nicht weil es die Nazis hatten, sondern wir haben es vor dem 34er Jahr schon nicht als Weihnachtsfeier in dem Sinn betrachtet. Wir haben also all diese Dinge im alten Geist aufgezogen." (Karl D.)

Der tradierten Überlieferung über die Naturbetrachtung des germanischen Festes räumten die Sozialisten die absolute Priorität ein. Zahlreiche Gedichte, Lieder und Geschichten beklagten die Kälte und Dunkelheit des Winters oder drückten ihre Freude über das kommende Frühjahr aus. Als Beispiel sozialistischer Naturlyrik sei hier eine Strophe aus dem Gedicht ,,Weihnacht" von Otto Felix Kanitz zitiert:

,,So ruht im Menschheitsschoß die Saat der neuen Zeit.
Einst kommt ein Tag, ein großer, der uns aus Nacht befreit.
Verzagt im Kampfe nicht.
Es spricht die Sonnenwende: Am Ende siegt das Licht."[98]

Trotz Reaktivierung des vermeintlichen germanischen Kulturerbes gelang es nicht, die konkurrierenden christlichen Traditionen zu durchbrechen. Nun war es den Kulturtheoretikern vorbehalten, die ,,Weihnachtsgeschichte" neu zu interpretieren. Es kam zu skurrilen Auslegungen: ,,Die schöne Erzählung von dem armen Kinde, das im Stall geboren wurde, nie seine Herkunft vergessen hat, sondern lebenslang ein warmer Freund der Mühseligen und Beladenen und ein grimmiger Feind der Reichen und Mächtigen ist."[99] Für Kanitz nahm die Person ,,Jesus" zutiefst humanistische, solidarische, sogar klassenkämpferische Charakterzüge an,

94 Otto Bauer, Ein Beitrag zur Erläuterung des Linzer Programms, in: Otto Bauer, Werkausgabe, Bd.3, S.476f.
95 Otto Felix Kanitz, Gefühlsbildung durch Symbole, in: SE, Jg.5 (1925), Nr.10, S.259.
96 Anton Tesarek, Das Kinderheim Schönbrunn, in: SE, Jg.9 (1929), Nr.9, S.186.
97 Vgl. Unsere Feste, in: SE, Jg.8 (1928), Nr.11, S.289f.
98 Otto Felix Kanitz, Weihnacht, in: Arbeiterfesttage, Wien 1928, S.120.
99 Otto Felix Kanitz, Ein paar Worte zum Weihnachtsabend, in: Die häusliche Erziehung, Beilage zur SE, Jg.8 (1928), Nr.11, S.302.

womit diese spielend in die austromarxistische Kultur- und Geisteswelt integrierbar war. Sogar der christliche ,,Erlösergedanke", der eng mit dem Weihnachtsfest verknüpft ist, fand sich modifiziert in der ,,Roten Weihnacht" wieder. Sozialistische Kulturtheoretiker forderten von Eltern und Erziehern die Sentimentalität der Weihnachtszeit zu nutzen, um ,,in die Herzen der Kinder die Sehnsucht nach einer besseren und schöneren Welt"[100] — gemeint war die sozialistische Gesellschaft — zu bringen.

Die spezifisch sozialistischen Inhalte des Weihnachtsfestes ergaben sich aus der Zielsetzung der proletarischen Erziehung. Allein die veränderte Form, das Gemeinschaftsfest der Gleichaltrigen, wies auf den neuen Festcharakter hin. Ob im Hort, im Arbeiterkinderheim oder bei den Roten Falken — überall fanden Weihnachtsfeiern mit oder ohne Eltern statt. Zu den Vorbereitungen für das Weihnachtsfest gehörte auch das Basteln der Weihnachtsgeschenke für Eltern und Geschwister, damit das Kind ,,durch seine eigenen Leistungen seinen Lieben Freuden bereiten" konnte.[101] Im Vordergrund stand bei etwaigen Geschenken die eigene Kreativität. Darüber hinaus fanden bei den Roten Falken gemeinschaftliche Bastelaktionen statt, um Tausenden von Kindern aus sozial schwachen Familien eine Weihnachtsfreude zu bescheren. Über diesen Solidaritätsbeweis berichtet Karl D., ein ehemaliger Falkenführer: ,,Also vor 1934 hat es viele Arbeitslose gegeben und da konnten viele Arbeitereltern ihren Kindern zu Weihnachten kein Spielzeug schenken. Und da haben die Roten Falken gleich nach dem Schulbeginn mit dieser großen Spielzeugaktion angefangen. Sind zu Tischlermeistern, zu Genossen, gegangen, haben dort um Abfälle ersucht, Sperrholz usw. Dann haben wir nach Vorlage alles mögliche gezimmert: Tiere usw. Es war eine phantastische Sache und dann hat man dieses Spielzeug zu Genossen gebracht".

Während die Jungen mit den Holzarbeiten beschäftigt waren, wurden die Mädchen — im Sinne geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung — zum Puppenanfertigen motiviert. ,,Für uns Mädchen blieben nach wie vor die Puppen. [. . .] Es gab also fertige Puppenköpfe zu kaufen, die man an Stoffleiber annähte und da waren wir sehr produktiv. Ich konnte schon Maschinennähen und nähte daheim die Glieder und den Körper und dann stopften wir fleißig aus. Dann wurde das also nach Geschmack und nach vorhandenem Material recht lieb als Geschenk vorbereitet." (Trude K.) Die Adressaten waren in erster Linie steirische Kinder, deren Eltern von Arbeitslosigkeit am stärksten betroffen waren. Diese Solidaritätsaktionen förderten das soziale und politische Engagement der Kinder und Jugendlichen und stärkten gleichzeitig das Gruppengefühl.

Für die Falkengruppe von Karl D. endete die Weihnachtsaktion 1932 mit einer unvorhergesehenen Überraschung: ,,Und da ist ein besonderes Erlebnis in mir noch vorhanden: Knapp vor Weihnachten, da hat es irgendwelche Bananenimporteure gegeben und da haben wir Roten Falken als Dank für unsere Arbeit, haben wir Bananen bekommen. Ich kann mich gut erinnern, für uns Arbeiterkinder war eine Banane etwas ganz ungewöhnliches. Ich habe das erste Mal in meinem Leben eine Banane gegessen. Das war 1932."

Der sozialistische Trend, das proletarische Weihnachtsfest aus der verinnerlichten Familienharmonie zu lösen und zu entmythologisieren, ging auf die ersten Weihnachtsfeste in Schönbrunn zurück. Die Schönbrunner Weihnachtsfeier, an der sich alle Dozenten, Schülerinnen und Schüler beteiligten, fand am 24. Dezember statt. ,,Es ist nichts Religiöses gefeiert worden. Am Heiligen Abend haben wir gefeiert und haben irgendwelche kleinen Geschenke

100 Ebda.
101 Pleyl, Konzentration auf ein nahes Ziel, in: SE, Jg.4 (1924), Nr.10, S.376.

bekommen. Ich kann mich noch an die Feuerbach-Bilder erinnern — wir waren große Anhänger von Anselm Feuerbach, der war Anfang der 20er Jahre ein sehr sentimentaler Maler, hat antike Szenen gemalt — da haben wir uns gegenseitig so kleine Geschenke gemacht, das weiß ich auch noch. Irgendwer wird schon eine Ansprache gehalten haben, wahrscheinlich Kanitz oder Tesarek." (Lilly B.)

Auch in Schönbrunn bildete der einfach geschmückte Weihnachtsbaum, der am 24. Dezember angezündet wurde, die Kulisse des Festes. Im Kreise der zukünftigen Erzieher fand eine harmonische Weihnachtsfeier statt, die sich außerhalb der sonst üblichen familiären Intimität bewegte. Trotz veränderter Kulturinhalte haftete auch dem sozialistischen Weihnachtsfest ein emotionaler, ja sentimentaler Zauber an, dessen Ursprung sicherlich in der traditionell verankerten Gefühlsbetontheit des Festes lag. Der Schenkbrauch wurde ebenfalls weitergeführt, selbst wenn die Präsente aus Kostengründen ‚eher bescheiden' ausfielen.

Aus dem traditionellen Weihnachtsrepertoire wurden Märchen, Gedichte und Lieder mit betont sozialkritischen, pazifistischen oder naturbezogenen Inhalten ausgewählt bzw. überarbeitet.[102] Beispielsweise ertönte das populäre Weihnachtslied „Stille Nacht, heilige Nacht" nun in einer neuen proletarischen Fassung, die sich mit dem sozialen Elend der Unterschicht auseinandersetzte.

Wintersonnwendnacht

Stille Nacht! Weihenacht!
Ringsumher Kerzenpracht,
in der Hütte nur Elend und Not,
Kalt und öde, kein Licht und kein Brot.
(: Schläft die Armut auf Stroh :)

Stille Nacht! Weihenacht!
Drunten tief in dem Schacht
Wetterblitzen in drückender Fron,
gräbt der Bergmann um niedrigen Lohn.
(: Für den Reichen das Gold :)

Stille Nacht! Weihenacht!
Henkersknecht, er hält Wacht;
in dem Kerker, gefesselt, geächt',
leidet schmachtend für Wahrheit und Recht
(: Mutiger Kämpfer Schar :)

Stille Nacht! Weihenacht!
Arbeitsvolk, halte Wacht!
Kämpfe mutig mit heiliger Pflicht,
bis die Sonnenwend der Menschheit anbricht
(: Bis die Freiheit ist da :)[103]

102 Vgl. Unsere Feste, in: SE, Jg.8 (1928), Nr.11, S.289f; vgl. auch Weihnachtsfeier, in: Bildungsarbeit, Jg.13 (1926), S.53.

103 Otto Felix Kanitz, Wintersonnwendnacht, in: Wolfgang Neugebauer, Bauvolk der kommenden Welt, Wien 1975, S.459.

Als Lösung aus dem sozialen Elend forderte das Lied die Arbeiterschaft zum ,,Heiligen Kampf" für das ,,Paradies" Sozialismus auf. In Anlehnung an den Erlösergedanken des Christentums fand auch die sozialistische Utopie ihre spezielle Mystifizierung, was sich anhand des übernommenen christlichen Vokabulars zeigte.[104] Allerdings übernahmen weder Christkind noch Weihnachtsmann die Funktion des geheimnisvollen Gabenbringers. Vielmehr zeigte ihnen das sozialistische Weihnachtsmärchen ,,Kasperl sucht den Weihnachtsmann", das regelmäßig als Puppenspiel oder Theaterstück aufgeführt wurde, die wahren Produzenten der Geschenke: Der ,,Rote Kasperl" ist auf der Suche nach dem Weihnachtsmann, der scheinbar die armen Bauern bei der Bescherung vergessen hat. Auf seiner Reise muß er erkennen, daß es keinen Weihnachtsmann gibt, dafür aber eine breit angelegte Solidarität der Arbeiterschaft, die den Bauern auf ihre Weise hilft. In der Schlüsselszene erklärt das Vorbild Kasperl den zuhörenden Kindern: ,,Und wo ich hingekommen bin, zu unseren Genossen, alle haben mir geholfen. Die Holzknechte haben mir einen Baum gegeben. Die Leute in der Kerzenfabrik haben mir Kerzln gegeben. Die Bäcker und Zuckerbäcker die Buchteln und Strudeln, die chinesischen Genossen haben einen Tee geschickt. Die Seidenweber haben das Kopftüchl gegeben und so können wir jetzt fein Weihnachten feiern. Ja, ja die Leut, die Freundschaft sagen, die halten auch gut zusammen."[105]

In dieser für Kinder verständlichen Sprache legte der ,,Rote Kasperl" ein Bekenntnis zur Solidargemeinschaft ab. Die erzieherische Absicht dieses Stückes ist offenkundig: Solidarisches Handeln, das in der sozialistischen Ethik einen hohen Stellenwert hatte, sollte auch für Kinder zum erklärten Handlungsmuster werden.

In der von den Kinderfreunden veranstalteten Weihnachtsfeier folgte als letzter Programmpunkt die Bescherung für alle. Nach dem Motto: ,,Die neue Welt ist eine Welt der tätigen Gemeinschaft, nicht selbständiger Einzelwesen",[106] wurden an die Kinder- und Jugendgruppen kleine Geschenke vergeben. Bücher, Spielsachen, Zelte oder ähnliches bereichterten das Freizeitangebot und förderten damit die Attraktivität der Kinderfreunde-Gruppen. Das gegenseitige Beschenken bürgerte sich nicht ein, wie Trude K. berichtet: ,,Wir selbst bekamen keine Geschenke weder von den Kinderfreunden noch von der Partei. Wir machten in kleinen Gruppen Weihnachtsfeiern ohne Geschenke, nur mit feierlicher Stimmung. Und mit einem guten Gemeinschaftsabend. Es war nicht üblich damals, auf Geschenke zu warten oder solche zu verteilen."

Um keinerlei Widerspruch zwischen der Roten Kinderweihnacht und der Familienfeier aufkommen zu lassen, erschienen in diversen sozialistischen Zeitungen Anregungen zur Vorbereitung und Durchführung der Weihnachtsfeier im Arbeiterhaushalt. Letztlich zählte in sozialistischen Kreisen das bürgerliche Weihnachtsfest mit seinen vorgetäuschten Konsummöglichkeiten ,,zu den vielen Lügen und Täuschungen dieser kapitalistischen Welt."[107] Denn gerade Weihnachten standen manche Arbeiterfamilien aufgrund des Lohnausfalls während der Festtage vor beinahe unlösbaren Aufgaben. ,,Oder wenn Feiertag war, da war das Einkommen gering, denn Feiertage wurden nicht bezahlt. Zu Weihnachten hat sich die Mutti immer

104 Vgl. dazu Norbert Lesers Ausführungen über Religion und Austromarxismus, in: Norbert Leser, Genius Austriacus, Wien, Köln und Graz 1986, S.54f.
105 Anton Tesarak, Kasperl sucht den Weihnachtsmann, Wien o.J., S.31.
106 Diese Festung ist zu schleifen, in: Der Schul- und Kinderfreund, Jg.4 (1923), Nr.12, S.60.
107 Anton Tesarek, Die Feste der Arbeiterkinder, Wien 1927, S.60.

gefürchtet, das waren meistens zwei, drei Feiertage und das Geld war wenig. Man hätte was auf den Tisch stellen sollen, ein bißl mehr [. . .] Kinder waren da. Man hat gedacht Weihnachten soll besser der Tisch gedeckt sein". (Maria W.)
Da schon am Festessen gespart werden mußte, fielen auch die Weihnachtsgeschenke für die Kinder sehr klein aus. Meistens wurden ohnedies benötigte praktische Kleidung, Schuhe u.ä. verschenkt, die gekauft, angefertigt oder ,,aufpoliert" wurden. Die Verkaufsstände der Ortsgruppen boten in Absprache mit der Reichszentrale in Schönbrunn ,,gute Bücher, einzelne Bilder und Bildmappen, Spiele, Hortarbeitsmaterial, Rucksäcke, Lupen, Taschenmikroskope, Wanderkleider, Schuhe usw. an."[108] Mit dieser Geschenkauswahl bekannten sich die Sozialisten zu bildungspolitischen Ansprüchen; infolgedessen wurde auch vom Kauf von Kriegsspielzeug in zahllosen Aufklärungskampagnen abgeraten.
Die Empfehlungen für die weihnachtliche Familienfeier richteten sich gegen das religiöse Brauchtum und forderten die Eltern zur politischen Auseinandersetzung mit den Kindern auf.[109] Innerhalb eines begrenzten Kreises von Arbeiterfamilien gelang es, die bürgerlich tradierten Kulturinhalte entscheidend zu korrigieren und durch ein entmythologisiertes Weihnachtsfest der Kinderfreunde-Bewegung zu ersetzen.

4.2. Das größte Jugendfest der Welt

Das ,,Rote Wien" hatte durch seine jahrelange sozialdemokratische Kommunalregierung tiefgreifende soziale und kulturelle Veränderungen durchsetzen können, wodurch die Stadt zum internationalen Anziehungspunkt der ,,Linken" wurde. Aus diesem Grund wurde Wien 1929 als Veranstaltungsort des Zweiten Internationalen Jugendtreffens gewählt. Einer der damaligen Teilnehmer, Franz S., resümiert über die Bedeutung Wiens als Veranstaltungsort: ,,Das war das schönste Erlebnis der Vorkriegszeit. Nun hat diese Stadt durch mindestens drei Tage das Gesicht des europäischen Sozialismus repräsentiert in einem unerhörten Ausmaß. [. . .] In hoher Zahl haben damals die deutschen Genossen teilgenommen. Aber darüber hinaus französische, belgische, englische und tschechische [. . .] . Es war eine gigantische Kundgebung, die eigentlich damals bei der Stadt selbst und in der Bevölkerung sehr sympathisch, sehr positiv aufgenommen wurde. Daß es da Gegner gibt, daß es da faschistische Bewegungen gibt, davon hat man in diesen Tagen überhaupt nichts bemerkt." An der ,,Pilgerfahrt"[110] ins Rote Wien nahmen schätzungsweise 50.000 Jugendliche aus achtzehn Ländern teil,[111] die mit der Bahn, aber auch zu Fuß oder per Autostop nach Wien gekommen waren. Um die Kosten des Aufenthaltes so gering wie möglich zu halten, wurden die Jugendlichen in Heimen und Privatquartieren untergebracht.
Mit der Veranstaltung bekundeten die Jugendlichen — trotz angespannter Weltlage — ihren Willen zu Solidarität und Völkerverständigung. Niemals wieder wollten sich die jungen Proletarier ,,dazu zwingen lassen, mordende Waffen gegeneinander zu kehren".[112] Statt dessen gelobte die junge Generation, sich für den Aufbau des Sozialismus in ihren Heimatstaaten einzusetzen.

108 Von Weihnachtsgeschenken, in: Der Schul- und Kinderfreund, Jg.4 (1923), Nr.12, S.60.
109 Vgl. Diese Festung ist zu schleifen, a.a.O., S.60.
110 Das größte Jugendfest der Welt, in: Kinderland, (1929), S.77.
111 Unter den Teilnehmern waren etwa 20.000 Österreicher, die aus den verschiedensten Kinder- und Jugendorganisationen stammten.
112 Das größte Jugendfest der Welt, in: Kinderland, (1929), S.77.

In den drei Tagen beherrschte ein aus historischer Sicht völlig unbegründeter Optimismus hinsichtlich der zu erwartenden sozialistischen Welt die Gemüter der Jugendlichen. Eingegliedert in die Masse Gleichgesinnter wurden die Festtage zu einem Erlebnis, das Kanitz als ,,Auftakt zu neuer, dem Sozialismus geweihter Tätigkeit"[113] ansah. In der Tat war die Veranstaltung ein voller Erfolg für die sozialistische Jugendbewegung, wofür nicht zuletzt die anwesende austromarxistische und internationale Prominenz sorgte, deren Werbewirksamkeit auch auf Außenstehende unbestritten war. Eröffnet wurden die internationalen Jugendtage von Karl Seitz, Otto Felix Kanitz und Koos Vorrink, dem Vorsitzenden des holländischen Jugendverbandes.[114]

Um die ausländischen Besucher über die österreichische Sozialdemokratie und die Wiener Kommunalpolitik zu informieren, wurde neben einer Stadtführung, die auf die Erfolge der Wiener Wohnbaupolitik hinwies, auch eine Vortragsreihe zusammengestellt, in der Robert Danneberg, Hugo Breitner, Anton Weber, Dr. Karl Renner und Paul Richter referierten. Zu dem Kulturprogramm gehörten auch proletarische Massenspiele, wie z.B. die ,,Revolutionsfeier" von Kanitz, die im Konzerthaussaal aufgeführt wurde. Kanitz hatte, um die Geschichte der Klassenkämpfe aufzuzeigen, entsprechende Revolutionslyrik gewählt, die musikalisch vertont wurde. Gezeigt wurde im Festspiel, ,,wie die Revolution Männer und Frauen und Jugend erweckt und der wahren Menschheit den Weg bahnt."[115] In den aufgeführten Massenspielen wurde eine Verbindung zwischen Sprech- und Bewegungschor[116] geschaffen, wobei ein ,,enges Zusammenarbeiten der Mitglieder am gemeinsamen Werk, das Sicheinfügen des Einzelnen in das Ganze, strenge Disziplin"[117] Voraussetzung war. Damit wurde proletarische Einstimmigkeit in dem Massenspiel spielerisch demonstriert. Die Trennung von Darstellern und Publikum wurde weitgehend aufgehoben, denn es gehörte jeder zu den Akteuren der Festspiele. In Szene gesetzt wurde die Masse, keinesfalls eine individuelle künstlerische Darbietung. Hinter diesen Masseninszenierungen verbarg sich die Absicht, Jugendliche emotional anzusprechen und ihre Politisierung voranzutreiben. Jugendliche sollten von einem Gefühl kollektiver Kraft ergriffen werden.

Das musikalische Programm bot außer klassischer Musik von Strauß und Laner auch auflockernde Folklore. Große Resonanz fanden auch die sportlichen Veranstaltungen, wie Wehrturnen, Radfahren, Jiu-Jitsu bis hin zu Fußball- und Handballspielen. Auch hier stand vor dem individuellen Sieg das kollektive Prinzip. Bereits die Teilnahme zeigte nach Ansicht der Sozialisten die Fähigkeit der Jugend, ,,überall Freiheit und edle Disziplin in harmonische Verbindung"[118] zu bringen.

Den Abschluß des Jugendtreffens bildete der Festzug, an dem alle Jugendgruppen teilnahmen. Vom Ring bis hin zum Praterstern zog die mit Fahnen und Wimpeln ausstaffierte Demonstration der Jugendlichen vorbei an den im Spalier stehenden erwachsenen Sozialisten.

Für Ludwig S. brachte der Festzug eine besondere Überraschung. Bei der Verteilung der Fahnen blieb für den Neuankömmling nur die rot-weiß-rote Nationalflagge übrig, während alle anderen mit den Roten-Falken-Fahnen ausgestattet worden waren. Beschämt ging er mit dem Nationalbanner zum Sammelplatz der österreichischen Jugend, wo ihn eine freudige Über-

113 Otto Felix Kanitz, Mit neuen Kräften vorwärts, in: Die Praxis, Jg.9 (1929), Nr.7/8, S.173.
114 Das endgültige Programm, in: Die Praxis, Jg.9 (1929), Nr.6, S.134ff.
115 A.a.o., S.135.
116 Vgl. dazu Jon Clark, Schönlank und die Arbeitersprechchorbewegung, Köln 1984.
117 Elisa Karau, Was ist Sprechchor, in: Bildungsarbeit, Jg.13 (1926), S.11.
118 Das Antlitz der Neuen Jugend, in: SE, Jg.9 (1929), Nr.7/8, S.145.

raschung erwartete: ,,Unser Treffpunkt war zwischen den beiden Museen, bei dem Denkmal der Maria Theresia. Und die Österreicher sind als Gastgeber als letzte im Festzug dann beim Rathaus wegmarschiert, nachdem alle anderen Nationen schon marschiert sind. Und interessanterweise haben die Österreicher, die Organisatoren des Aufmarsches, die haben keine rot-weiß-rote Fahne gehabt, während jedes Land mit seiner Nationalfahne vorausmarschiert ist. Als denen das aufgefallen ist, haben sie gesagt: ‚Jesus, die Währinger haben eine rot-weiß-rote Fahne." Damit rückte Ludwig S. als Fahnenträger an die Spitze der österreichischen Jugend. ,,Natürlich vorn an der Spitze von Österreich als Einzelner alleine gegangen, marschiert natürlich." Beim Marsch über den Ring erkannte Ludwig S. prominente deutsche Sozialdemokraten. ,,Paul Löbe, den Präsidenten des deutschen Reichstages und Erich Ollenhauer, der war damals der Führer der sozialistischen Jugend in Deutschland. An den kann ich mich noch gut erinnern." Sicherlich gelang es mit der Gestaltung des Internationalen Jugendtreffens, neue proletarische Formen der Massenästhetik in Szene zu setzen, die sich von typisch bürgerlich-religiösen Kulturformen absetzten. Als Ausdruck dessen dürfen der Aufmarsch an der Ringstraße, der Fackelzug und das dramatische Sprechchorwerk gewertet werden. Trotz seines nicht zu leugnenden Pathos war das Jugendtreffen auch Ausdruck eines in der sozialistischen Jugendbewegung fest verankerten Internationalismus und Pazifismus. Als ,,Auftakt zu neuer, dem Sozialismus geweihter Tätigkeit"[119] schaffte das Treffen nicht nur die Intensivierung sozialistischer Kontakte, sondern appellierte an die Jugend, den Weg politischer Arbeit auch in Zukunft fortzusetzen. Die gelungene Gestaltung des Internationalen Jugendtreffens, das bei allen interviewten Personen einen bleibenden Eindruck hinterließ, diente als kulturelle Orientierung für Massenveranstaltungen wie die Arbeiterolympiade 1932 und die Erste-Mai-Feier 1933.

5. Der ,,Neue Mensch" — Verinnerlichung sozialistischer Werte und ihre alltagspraktischen Auswirkungen

Ausgehend von der antizipatorischen Kulturtheorie vom ,,Neuen Menschen", die den sozialistischen, klassenbewußten und proletarisch-disziplinierten Arbeiter der Zukunft propagierte, stellt sich letztlich die Frage, inwieweit die sozialistische Erziehung auf die Persönlichkeitsentwicklung tatsächlich Einfluß nehmen konnte. Eine umfassende Analyse dieses komplexen Problemkreises steht noch aus. Die durchgeführten Intensivinterviews geben jedoch Aufschluß über folgende Aspekte:

1. Die wirtschaftliche Entwicklung der 20er und frühen 30er Jahre führte bei den meisten Arbeiterfamilien durch finanzielle Einbußen (Einkommensverluste durch Lohndruck, Kurzarbeit und Arbeitslosigkeit) zu einer Veränderung der gesamten Lebenslage. Das reduzierte Familienbudget, das häufig einen Wohnungswechsel, Einschränkungen in Kleidung, Nahrung usw. erforderlich machte, traf die Arbeiterkinder in ähnlicher Weise wie die Eltern. Im Zusammenhang mit der elterlichen Arbeitslosigkeit traten psychische und soziale Schwierigkeiten bei den Kindern auf.

   Die sozialistische Erziehung verwies auf Zusammenhänge und Wirkungen von Arbeitslosigkeit und kapitalistischer Produktionsweise. Über diesen Zugang begriffen die Kinder die Arbeitslosigkeit der Eltern nicht als persönlichen Schicksalsschlag, sondern als systemimmanentes Problem.

119 Otto Felix Kanitz, Mit neuen Kräften vorwärts, in: SE, Jg.9 (1929), Nr.7/8, S.173.

2. Langjährige Jugendarbeitslosigkeit hatte, wie z.B. die zeitgenössische Studie über „Die Arbeitslosen von Marienthal“[120] aufzeigte, auch sozialpsychologische Folgewirkungen. Arbeitslosen Jugendlichen drohte der Verlust sozialer Identität, verbunden mit einer fortschreitenden Vereinzelung.
   Dagegen zeigte der Arbeitsplatzverlust für die organisierten Jugendlichen im „Roten Wien“ kaum entpolitisierende und isolierende Wirkung. Die jugendlichen Arbeitslosen verbrachten die meiste Zeit in den sozialistischen Jugendorganisationen, wo sie solidarische Unterstützung sowohl von den älteren Genossen als auch von anderen jugendlichen Arbeitslosen erhielten; dort konnten sie als Funktionäre der Jugendbewegung ihre soziale Identität partiell aufbauen und stärken, die ansonsten durch die Arbeitslosigkeit gefährdet gewesen wäre. Außerdem konnten die Jugendlichen, die von ihren Eltern materiell abhängig waren, das vielfältige kostenlose Freizeitprogramm wahrnehmen.
3. Der sozialistischen Erziehung gelang es, Kindern und Jugendlichen in der Zeit steigender Massenarbeitslosigkeit und sinkenden Lebensstandards sozialistische Utopien zu vermitteln. In einer sozialistischen Gesellschaft, so wurde ihnen von den Kulturtheoretikern versichert, könnten alle materiellen und immateriellen Probleme gelöst werden. Damit nahm die sozialistische Perspektive für die Arbeiterkinder, die den täglichen Existenzkampf hautnah miterlebten, eine sinngebende Funktion an.
4. Nachdem die sozialistischen Organisationen vom austrofaschistischen Staat ausgeschaltet worden waren und infolgedessen Richtlinien und Entscheidungen nicht mehr von der sozialistischen Führungsspitze vorgegeben werden konnten, zeigten diejenigen, deren politische Sozialisation bereits vor 1933 abgeschlossen war, eine relativ große Bereitschaft zum antifaschistischen Widerstand. Demnach waren durch die sozialistische Erziehung determinierte Denk- und Handlungsstrukturen auch ohne den normativen Rahmen bei den Jugendlichen gefestigt. Die sozialistische Identitätsbildung wurde in der austrofaschistischen Phase bei den interviewten Personen nicht gefährdet.
5. Die durch die Erziehung zum „Neuen Menschen“ internalisierten gesellschaftlichen Werte, Normen und Verhaltensdispositionen leben in der Generation der 60–80jährigen Genossen bis heute fort. Als Ausdruck dessen darf ihr bis heute erkennbares politisches Engagement gewertet werden.

Wie weit die sozialistische Erziehung noch heute bei den ehemaligen Jugendfunktionären der sozialistischen Bewegung wirkt, zeigt das Bekenntnis von Franz S.:

„1979, zum 50. Jahrestag gab es ein Erinnerungsfest in Wien, 50 Jahre nach dem Internationalen Sozialistischen Jugendtreffen. Da war die ganze Begeisterung der damaligen Zeit in den Teilnehmern noch ersichtlich. Obwohl da der Regierungschef mit Bart und grauen Haaren da unten saß. Ich erinnere mich, daß ich damals den Genossen P., den habe ich nachher getroffen und habe gesagt: ‚Du, P., hast du auch das Gefühl gehabt, wenn du in den Saal hineingerufen hättest: Genossinnen und Genossen, jetzt ziehen wir vor das Wiener Parlament und gründen die Sozialistische Republik!‘ Sagt er: ‚Alle wären's gegangen!‘ Da war noch der alte Schwung der Bewegung, der heute nicht mehr da ist. Natürlich im Alter wird das verklärt auch. Aber man hat deutlich gespürt, das ist die Generation, die damals voller Begeisterung und aus echtester, innerster Überzeugung die Bewegung getragen hat“.

120 Vgl. Maria Jahoda, Paul Lazarsfeld und Hans Zeisel, Die Arbeitslosen von Marienthal, Frankfurt/M. 1982, S.64f.

DIE GRÜNDUNG DER ZENTRALARBEITSGEMEINSCHAFT UND DIE „GELBEN GEWERKSCHAFTEN"

Von Klaus Schönhoven

Die am 15. November 1918 von Repräsentanten der Spitzenverbände der Arbeitgeber- und Arbeitnehmerorganisationen unterzeichnete Vereinbarung über den Abschluß einer Zentralarbeitsgemeinschaft (ZAG) gehört ohne Zweifel zu den wichtigsten Dokumenten in der Geschichte der industriellen Beziehungen in Deutschland. Nach einer jahrzehntelangen Konfrontation zwischen Arbeit und Kapital wurde mit diesem Abkommen eine Allianz geschmiedet, die beide Seiten zur Zusammenarbeit verpflichtete, wobei die beteiligten Gewerkschaftsführer die damit geschaffene sozialpartnerschaftliche Plattform für tragfähiger hielten als die Unternehmer, für die diese Zentralarbeitsgemeinschaft mit den sozialdemokratischen, christlichen und liberalen Richtungsgewerkschaften wenig mehr als ein Zweckbündnis auf Zeit war. Der Verlauf der seit August 1917 geführten Gespräche, die ab Anfang Oktober 1918 intensiviert und konkretisiert wurden und dann wenige Tage nach dem revolutionären Umbruch in Berlin im Novemberabkommen ihren verbindlichen Niederschlag fanden, ist insbesondere in den Forschungsarbeiten von Gerald D. Feldman rekonstruiert worden.[1] Alle Einzelheiten konnte er aber nicht aufklären, weil die fragmentarische Überlieferungssituation dies nicht zuließ. Die an den Gesprächen Beteiligten verpflichteten sich nämlich zur Vertraulichkeit und unterrichteten ihre Organisationen über den Gang der Dinge nur punktuell und sporadisch. Die aussagekräftigsten Quellen sind einige Niederschriften über die internen Besprechungen von Unternehmerverbänden sowie Briefe von an den Verhandlungen beteiligten Arbeitgebervertretern an Kollegen in anderen Vorstandsetagen. Die Gewerkschaftsführer hatten offensichtlich kein Interesse daran, die Kontaktaufnahme mit den Konzernführern sofort publik zu machen. Die Verbandspresse, die sonst breit informierte, enthielt in den entscheidenden Verhandlungswochen kaum Hinweise,[2] und die auf den Konferenzen der Verbandsvorstände der Freien Gewerkschaften erstatteten Berichte[3] beschränkten sich auf das Notwendigste.

Vermutlich wollte der kleine Kreis von eingeweihten Gewerkschaftsführern — er umfaßte höchstens zehn Personen — das anvisierte Abkommen erst unter Dach und Fach haben, bevor er die zuständigen Entscheidungsgremien einschaltete und die Mitglieder der Verbände informierte. Diese gewerkschaftliche „Geheimdiplomatie" ergab sich aus der Brisanz der Situation und aus der Brisanz der Gespräche. Verhandelte man doch mit dem Unternehmerlager in einem Zeitraum, in dem der Zusammenbruch des wilhelminischen Obrigkeitsstaates von Tag zu Tag näher rückte und die Hoffnungen auf eine sozialistische Umgestaltung der

1 Vgl. Gerald D. Feldman, German Business Between War and Revolution: The Origins of the Stinnes-Legien-Agreement, in: Entstehung und Wandel der modernen Gesellschaft. Festschrift für Hans Rosenberg zum 65. Geburtstag. Hrsg. von Gerhard A. Ritter, Berlin 1970, S.312–341; ders., The Origins of the Stinnes-Legien-Agreement: A Documentation (with the assistance of Irmgard Steinisch), in: IWK, H.19/20 (1973), S.45–104; ders., Die Freien Gewerkschaften und die Zentralarbeitsgemeinschaft, in: Vom Sozialistengesetz zur Mitbestimmung. Zum 100. Geburtstag von Hans Böckler. Hrsg. von Heinz Oskar Vetter, Köln 1975, S.229–252; ders. und Irmgard Steinisch, Industrie und Gewerkschaften 1918–1924. Die überforderte Zentralarbeitsgemeinschaft, Stuttgart 1985.

2 Das Correspondenzblatt der Generalkommission der Freien Gewerkschaften erwähnte die Verhandlungen nur beiläufig, ohne auf ihre zentrale Bedeutung aufmerksam zu machen: Jg.28 (1918), Nr.45 vom 9.11., S.414. Andere Gewerkschaftszeitungen übergingen die Gespräche völlig.

3 Einen ersten Bericht über die Gespräche erstattete Carl Legien auf der Konferenz der Verbandsvorstände der Freien Gewerkschaften am 1.11.1918. Die Konferenz beauftragte die Generalkommission „mit allen gegen zwei Stimmen", die Verhandlungen mit den Unternehmern fortzuführen „und die Sache zum Abschluß zu bringen". Das Protokoll der Konferenz ist ediert in: Die Gewerkschaften in Weltkrieg und Revolution 1914–1919. Bearb. von Klaus Schönhoven, Köln 1985, S.516 ff, Zitate S.519.

Wirtschafts- und Gesellschaftsverfassung die gewerkschaftlich orientierten Arbeitermassen faszinierte und mobilisierte.

Kurz vor dem Bankrott des Kaiserreichs eine Verständigung mit Vertertern des Großkapitals anzubahnen, die ihre Gewerkschaftsfeindlichkeit auch unter dem Vorzeichen des ,,Burgfriedens" während des Ersten Weltkrieges immer wieder drastisch demonstriert hatten, war ein mehr als riskantes Unterfangen. Dessen waren sich alle an den Verhandlungen beteiligten Gewerkschaftsvertreter bewußt, die befürchten mußten, von ihrer Mitgliederbasis auf ihrem Kooperationskurs im Stich gelassen zu werden. Wie unpopulär eine antirevolutionäre Notgemeinschaft mit den Arbeitgebern im Herbst 1918 war, erhellt folgende Äußerung eines eher auf dem rechten Parteiflügel stehenden Sozialdemokraten, der dem Bergarbeiterfunktionär Otto Hué entgegenhielt, als dieser ihn privat von den Gesprächen mit dem Ruhrindustriellen Hugo Stinnes Mitteilung machte: ,,Mit Stinnes? Bist du verrückt? Der wird aufgehangen".[4]

Der projektierte Partnerschaftsvertrag zwischen Arbeit und Kapital, der letztlich darauf hinauslief, daß die Gewerkschaften für organisations- und sozialpolitische Zugeständnisse der Unternehmer die bestehende privatwirtschaftliche Eigentumsordnung anerkannten, bezog sich inhaltlich auf einen breiten Themenkatalog, der im Zuge der Gespräche von der gemeinsamen Steuerung der Demobilmachung bis auf die Kerngebiete der zukünftigen Sozialverfassung des Deutschen Reiches ausgeweitet wurde. Eine der umstrittensten Fragen war von Beginn an, ob die wirtschaftsfriedlich-nationale Arbeiterbewegung an den Verhandlungen beteiligt werden sollte, zu denen in der Schlußphase ab Anfang November 1918 auch Vertreter der Arbeitsgemeinschaft freier Angestelltenverbände, der Arbeitsgemeinschaft kaufmännischer Verbände und der Arbeitsgemeinschaft der technischen Verbände Zutritt erhielten. Die Einbeziehung der Werkvereine hätte diese nicht nur organisatorisch aufgewertet, sondern ihnen zugleich die Möglichkeit eröffnet, sich institutionell als Tarifpartner zu etablieren. Dies wollten aber die Vertreter der Gewerkschaften unbedingt verhindern, in deren Augen die Wirtschaftsfriedlichen nichts anderes als unternehmerhörige Spaltpilze waren.

Seit 1905, als die ,,Gelben", wie sie sofort abschätzig in Gewerkschaftskreisen bezeichnet wurden,[5] ihre Organisationsarbeit aufnahmen, hatten namentlich die sozialdemokratischen Verbände alles getan, um diese Scheingewerkschaft zu ächten und zu isolieren. Dennoch breitete sich die Werksvereinsbewegung, die auf das Streikrecht ausdrücklich verzichtete und dafür ideell und materiell massiv von den Unternehmern gefördert wurde, insbesondere in Großbetrieben aus. Sie faßte vor allem in den Elektro- und Chemiekonzernen sowie im Bergbau und in der Eisen- und Stahlindustrie Fuß und stellte hier mit rund 180 000 Mitgliedern vor dem Ersten Weltkrieg eine für die Gewerkschaften bedrohliche Organisationsmacht dar. Da die Tore der Großbetriebe bis 1914 den Gewerkschaften fast völlig verschlossen blieben,[6] bestand die Gefahr einer wirtschaftsfriedlichen Umklammerung der gewerkschaftlichen Arbeiterbewegung, die zu ihrer Kapitulation als autonomer Interessenverband hätte führen

4 Zitiert nach: Hans-Joachim Bieber, Gewerkschaften in Krieg und Revolution. Arbeiterbewegung, Industrie, Staat und Militär in Deutschland 1914–1920, T.1 und 2, Hamburg 1981, T.1, S.605.

5 Vgl. zur Geschichte dieser Organisation Klaus Mattheier, Die Gelben. Nationale Arbeiter zwischen Wirtschaftsfrieden und Streik, Düsseldorf 1973. Der Begriff ,,Gelbe" war an der Jahrhundertwende in Frankreich geprägt worden. Er diente als offizielle Bezeichnung der 1902 gegründeten Dachorganisation der wirtschaftsfriedlichen Arbeitervereine: Fédération nationale des Jaunes de France, aber auch als Schimpfwort für einzelne Streikbrecher und für Streikbrecherorganisationen allgemein. Vgl. Klaus Mattheier, a.a.O., S.309 f.

6 Vgl. dazu Klaus Schönhoven, Expansion und Konzentration. Studien zur Entwicklung der Freien Gewerkschaften im Wilhelminischen Deutschland 1890 bis 1914, Stuttgart 1980, S.74ff, 331 ff.

können. Dies war auch die strategischen Perspektive der Unternehmer, als sie die Werkvereine zum Instrument ihrer Betriebspolitik machten.

Ein Wendepunkt wurde mit der Verabschiedung des Hilfsdienstgesetzes im Dezember 1916 erreicht. Hier gelang es den Gewerkschaften erstmals, ihr Vertretungsmonopol als Arbeiterorganisationen gesetzlich festschreiben zu lassen und die wirtschaftsfriedliche Bewegung bei der Wahrnehmung allgemeiner Arbeiterinteressen auszugrenzen.[7] Zwar hinderte das die Unternehmer nicht daran, ihre ,,gelben'' Zöglinge weiterhin kräftig finanziell und organisatorisch zu unterstützen, doch der Aufschwung der Werkvereine war mit dem Inkrafttreten des Hilfsdienstgesetzes gestoppt. In den letzten beiden Kriegsjahren konnten die drei Richtungsgewerkschaften sich auch in der Großindustrie organisatorisch verankern, während die Werkvereine ,,unaufhaltsam der Agonie und dem Zerfall'' zutrieben.[8]

Nicht zuletzt deshalb bemühten sich die Unternehmer im Herbst 1918 bei ihren Kontakten mit den Gewerkschaftsvertretern darum, das Überleben der ,,Gelben'' zu sichern. Erreicht werden sollte dies durch die Einbeziehung von Vertretern der Werkvereine in die sich abzeichnende Zentralarbeitsgemeinschaft. Als sich jedoch die Delegation der drei Richtungsgewerkschaften Ende Oktober/Anfang November weigerte, den Wirtschaftsfriedlichen einen Platz am Verhandlungstisch einzuräumen, drohte das Scheitern der Gespräche. Ein einstimmiger Beschluß der Gewerkschaftsseite vom 1. November 1918, die Verhandlungen nur dann fortzusetzen, ,,wenn die Gelben ausgeschlossen blieben'',[9] stellte den Unternehmern ein Ultimatum und konfrontierte sie mit einer schwierigen Entscheidung, über die die Einheit des Arbeitgeberlagers zu zerbrechen drohte. Einer Preisgabe der Werkvereine wollten vor allem die Montanindustriellen aus dem Ruhrgebiet nicht zustimmen, deren Konzerne ein Zentrum der wirtschaftsfriedlichen Bewegung bildeten. Sie hatten sich seit Anfang Oktober 1918 bei ihren Gesprächen mit regionalen Repräsentanten der Gewerkschaften für die Teilnahme der Werkvereine hartnäckig eingesetzt und am 18. Oktober schließlich eine halbe Zusage erreicht.[10]

In den ersten Novembertagen, als sich die innenpolitische Lage immer mehr zuspitzte, ließ sich dieser Kurs auf Reichsebene jedoch nicht mehr durchhalten. Trotz des hinhaltenden Widerstands der Ruhrindustriellen blieb für die Werkvereine die Tür zu den Verhandlungen verschlossen. Die für die Zukunft der wirtschaftsfriedlich-nationalen Verbände entscheidende Sitzung fand am 5. November statt. An ihr nahmen sieben Arbeitgeber- und sechs

7 Vgl. dazu Klaus Mattheier, a.a.O., S.252ff; Hans-Joachim Bieber, a.a.O., T.1, S.296ff; Gerald D. Feldmann, Armee, Industrie und Arbeiterschaft in Deutschland 1914 bis 1918, Berlin und Bonn 1985, S.169ff.

8 So Hans-Joachim Bieber, a.a.O., T.1, S.358.

9 Dies teilte Hans von Raumer in einem Schreiben vom 2.11.1918 Hugo Stinnes mit, in dem er diesen über eine Unterredung mit Legien am gleichen Tag informierte. Für von Raumer ergab sich folgendes Gesamtbild: ,,Die Gewerkschaften aller Richtungen wünschen die Nichtzuziehung der Gelben und weigern sich, in der Frage der gemeinsamen Aktion für die Errichtung eines Demobilmachungsausschusses mit den Gelben zusammenzuarbeiten. Bestehen wir auf dieser Forderung, so ist die Aktion gescheitert. Die Gewerkschaften beabsichtigen nicht, die Gelben von den lokalen und provinziellen Ausschüssen auszuschließen''. Das Schreiben ist abgedruckt bei Gerald D. Feldman, The Origins. . ., a.a.O., S.77f.

10 In den Verhandlungen zwischen Vertretern der Bergarbeitergewerkschaften und der Ruhrindustriellen im Oktober 1918 hatten sich die Teilnehmer aus dem Gewerkschaftslager zunächst geschlossen gegen eine Einbeziehung der Werkvereine ausgesprochen, während die beteiligten Unternehmer deren Zuziehung mit Entschiedenheit forderten. Am 18. Oktober fand dann eine Besprechung in der Wohnung von Hugo Stinnes statt, in der es zu einer Annäherung der Standpunkte kam. An dieser Besprechung nicht beteiligt waren die Vorsitzenden des freigewerkschaftlichen und christlichen Bergarbeiterverbandes, die am gleichen Tag in einer Unterredung mit Vertretern des unternehmerischen Zechenverbandes eine Vertretung der Werkvereine bei den Verhandlungen strikt ablehnten. Vgl. dazu Gerald D. Feldman, The Origins. . ., a.a.O., S.60ff.

Arbeitnehmervertreter teil, die sich in Berlin trafen.[11] Als Wortführer der Gewerkschaften trat bei dieser Zusammenkunft Carl Legien auf, der sich seit Anfang Oktober mehrmals mit dem Elektroindustriellen Hans von Raumer getroffen hatte und nun bei den Verhandlungen die Regie übernahm.

Legien formulierte die Bedingungen der Arbeitnehmerseite, die faktisch darauf hinausliefen, daß die Unternehmer die Werkvereine organisatorisch ihrem Schicksal überlassen und die gewerkschaftliche Koalitionsfreiheit der großbetrieblichen Belegschaften anerkennen mußten. Es war aber auch Legien, der den Arbeitgebern eine goldene Brücke baute, indem er zugestand, nach einem halben Jahr könne über die Integration der Werkvereine in die Zentralarbeitsgemeinschaft nochmals verhandelt werden. Dieses Zugeständnis sollte dem Vorsitzenden der Generalkommission noch viel innergewerkschaftlichen Ärger einbringen. Er vertraute jedoch darauf, daß sich die wirtschaftsfriedlichen Vereine ohne die Rückendeckung der Unternehmer in einem Konkurrenzkampf mit den Gewerkschaften nicht behaupten könnten.[12]

Der werkvereinsfreundlichen Gruppe der Montanindustriellen fiel es allerdings schwer, diesen Kompromiß zu akzeptieren, wie die Diskussionen der folgenden Wochen deutlich machten. Am 14. November, einen Tag vor der Unterzeichnung des ZAG-Abkommens, versuchte der Geschäftsausschuß des Zechenverbandes die Vertreter der Bergarbeitergewerkschaften auf die Mitte Oktober informell vereinbarte Linie festzulegen, um die Zulassung der Werkvereine zur Zentralarbeitsgemeinschaft doch noch durchzusetzen. Die Arbeitervertreter „äußerten dagegen die ernstesten Befürchtungen" und wiesen darauf hin, „man werde ihnen den Vorwurf machen, sie seien von den Werksbesitzern gekauft worden". Schließlich verständigten sich beide Seiten darauf, die Frage zu vertagen. Bei der gleichen Zusammenkunft — fünf Tage nach dem Sturz der Monarchie — blockten die Ruhrindustriellen erfolgreich einen Antrag der Gewerkschaftsvertreter ab, „das Anbringen von Anschlägen der Bergarbeiterverbände, das Einkassieren der Beiträge usw. auf den Zechen zu gestatten". Auch hier wollte man erst einmal die weitere Eintwicklung abwarten.[13]

Für Hugo Stinnes war zu diesem Zeitpunkt das letzte Wort über das Fortbestehen der Werkvereine noch nicht gesprochen. Er meinte, es sei „schon ein großer Erfolg, daß man die Gewerkschaften von ihrer vollkommen ablehnenden Haltung abgebracht habe".[14] Ähnlich argumentierte auch Kurt Sorge, der Vorsitzende der Vereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände. Er hatte Vertretern des Hauptausschusses der wirtschaftsfriedlich-nationalen

11 Anwesend waren: Ernst von Borsig (Mitinhaber und Leiter der Borsig GmbH Berlin); Otto Henrich (Vorstandsmitglied der Siemens-Schuckert-Werke Berlin); Walther Rathenau (Präsident der AEG); Hugo Stinnes (Gründer und Leiter der Deutsch-Luxemburgischen Bergwerks- und Hütten AG); Albert Vögler (Vorstandsmitglied des Vereins Deutscher Eisen- und Stahlindustrieller); Felix Deutsch (Generaldirektor der AEG Berlin); Hans von Raumer (Geschäftsführendes Vorstandsmitglied des Zentralverbandes der Deutschen Elektrotechnischen Industrie); Carl Legien (Vorsitzender der Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands); Adam Stegerwald (Generalsekretär des Gesamtverbandes der Christlichen Gewerkschaften Deutschlands); Franz Neustedt (Verbandssekretär des Verbandes der Deutschen Gewerkschaften, Hirsch-Dunckersche Gewerkvereine); Paul Eisner (Vorstandsmitglied der Arbeitsgemeinschaft kaufmännischer Verbände); Siegfried Aufhäuser (Vorsitzender der Arbeitsgemeinschaft freier Angestelltenverbände); Anton Höfle (Vorsitzender der Arbeitsgemeinschaft technischer Verbände). Die Teilnehmer führt der Hauptgeschäftsführer des Vereins deutscher Eisen- und Stahlindustrieller, Jakob Reichert, in einem Schreiben vom 16.11.1918 an den Generaldirektor der Phoenix AG, Wilhelm Beukenburg auf. Abgedruckt bei Gerald D. Feldman, The Origins. . ., a.a.O., S.79f. Zum Verlauf der Sitzung vgl. auch das im Anhang abgedruckte Dokument.

12 Daß Legien diesen Vorschlag machte, ergibt sich eindeutig aus dem Schreiben von Reichert an Beukenburg (siehe Anm. 11).

13 Zitiert nach Gerald D. Feldman, The Origins. . ., a.a.O., S.89, Anm. 8.

14 Ebda., S.89, Anm. 6.

Arbeiterbewegung in einem Gespräch am 13. November eröffnet, die Unternehmer befänden sich in einer ,,Zwangslage", deshalb müßten die Werkvereine ,,über das nächste halbe Jahr mit eigenen Mitteln wegkommen".[15]

So buchstabengetreu legten allerdings nicht alle Arbeitgeber den Passus des ZAG-Abkommens vom 15. November 1918 aus, der dekretierte: ,,Die Arbeitgeberverbände werden die Werkvereine (die sog. Wirtschaftsfriedlichen Vereine) fortab vollkommen sich selbst überlassen und sie weder mittelbar noch unmittelbar unterstützen".[16] Auch weiterhin flossen Gelder aus Unternehmerkassen, doch wurde die Finanzierung der Werkvereine durch die Konzerne nicht mehr so offen wie früher praktiziert. Die Südwestdeutsche Gruppe des Vereins Deutscher Eisen- und Stahlindustrieller weigerte sich, den Abschnitt des Novemberabkommens über die Werkvereine anzuerkennen, und Paul Reusch, Vorstandsvorsitzender der Gutehoffnungshütte und Verbindungsmann der Nordwestlichen Gruppe des Vereins Deutscher Eisen- und Stahlindustrieller zu den Werkvereinen, schrieb an den Chemieindustriellen Carl Duisberg: ,,Ich kann nicht zum Verräter werden an einer Sache, die ich jahrelang gefördert habe. Vorläufig habe ich die Achtung vor mir selbst noch nicht verloren".[17]

Obwohl vor allem regionale Verbände der Schwerindustrie sich weigerten, ihre Patenschaft über die ,,gelben" Organisationen aufzukündigen, entstand jedoch keine geschlossene Unternehmerfront gegen den am 5. November vereinbarten Kompromiß in der Werkvereinsfrage. In den Revolutionswochen waren die Arbeitgeber zum Stillhalten gezwungen, wenn sie nicht die antirevolutionäre Substanz der Vereinbarungen mit den Gewerkschaften gefährden wollten. Allerdings weckte die Geschäftsführung der Vereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände in vertraulichen Informationen an ihre Mitgliederverbände den Eindruck, am 5. November sei mit den Gewerkschaftsführern abgesprochen worden, die Wirtschaftsfriedlichen nach einer Übergangszeit automatisch in die Zentralarbeitsgemeinschaft aufzunehmen. Öffentlich vertrat diese Position Jakob Reichert, der Hauptgeschäftsführer des Vereins Deutscher Eisen- und Stahlindustrieller. Er erklärte in einer viel Aufsehen erregenden Rede am 30. Dezember 1918 vor den Handelskammern Rheinland-Westfalens in Essen, man habe sich mit den Gewerkschaften nicht auf ein ,,Fallenlassen der Gelben" verständigt, sondern auf die ,,Einräumung einer Karenzzeit, innerhalb der die Gelben ihre Existenzberechtigung beweisen sollen". Werde dieser Nachweis erbracht, könnten auch die Werkvereine ,,als berechtigte Vertretungen der Arbeiterschaft auftreten".[18]

Diese Auslegung der Novembergespräche stieß auf den Widerspruch der Gewerkschaftsführer. Sie legten Wert darauf zu betonen, man habe am 5. November nur zugesagt, über die Aufnahme der wirtschaftsfriedlichen Verbände in die Zentralarbeitsgemeinschaft nach sechs Monaten nochmals zu verhandeln. Voraussetzung sei jedoch, daß diese sich in diesem Zeitraum zu einer Organisation umformten, ,,die ohne Unterstützung der Unternehmer sich auch auf gewerkschaftlichen Boden stellt und es ernstlich unternimmt, die Lage der Arbeiter zu verbessern".[19] Einen in diese Richtung weisenden Beschluß faßte auch der vorläufige Zentralvorstand der Zentralarbeitsgemeinschaft am 30. Januar 1919. Danach war der ,,Beitritt eines

15 Vgl. zu seinen Ausführungen auf der Hauptvorstandssitzung des Vereins Deutscher Eisen- und Stahlindustrieller am 14.11.1918 Gerald D. Feldman, The Origins. . ., a.a.O., S.90.

16 Zitiert nach: Die Gewerkschaften in Weltkrieg und Revolution, a.a.O., S.534.

17 Zitiert nach Klaus Mattheier, a.a.O., S.296.

18 Diese Rede, die 1919 als Broschüre erschien, ist auszugsweise abgedruckt bei Gerald D. Feldman und Irmgard Steinisch, Industrie und Gewerkschaften, a.a.O., S.150ff, Zitat S.156.

19 So der Vorsitzende des freigewerkschaftlichen Holzarbeiterverbandes, Theodor Leipart, auf der Vorständekonferenz am 1./2.2.1919, zitiert nach: Die Gewerkschaften in Weltkrieg und Revolution, a.a.O., S.658.

Arbeitnehmerverbandes zur Arbeitsgemeinschaft, sofern der rein gewerkschaftliche Charakter feststeht, nicht an die Zugehörigkeit zu einer der drei Arbeitnehmer-Arbeitsgemeinschaften, die das Abkommen vom 15. November 1918 unterzeichnet haben, geknüpft".[20] Bedingung für die Einbeziehung eines Verbandes in die Zentralarbeitsgemeinschaft als Arbeitnehmerorganisation war also dessen gewerkschaftliche Ausrichtung. Gerade diesen Schritt konnten und wollten die Werkvereine nicht tun. Ihre Existenzberechtigung war nach eigenem Selbstverständnis und in der ihnen von den Unternehmern zugeschriebenen Funktion durch ihre ,,klassenversöhnende" und antigewerkschaftliche Rolle definiert.

Das Objekt des Streites, der Bund Deutscher Werkvereine, gründete noch im November 1918 eine Nachfolgeorganisation, den Deutschen Arbeiterbund, der sich in seinen Richtlinien als autonome Arbeiterorganisation präsentierte. Betont wurde jetzt die Unabhängigkeit der wirtschaftsfriedlichen Bewegung von den Unternehmern, aber auch, daß man den Klassenkampf verwerfe und den Streik nur als eine Waffe der Notwehr ansehe. An den alten Idealen der ,,gelben" Verbände, die an einer friedlichen Zusammenarbeit zwischen Arbeit und Kapital orientiert waren, hielt der Deutsche Arbeiterbund somit fest.[21]

Der organisatorische Zerfall der Werkvereine ließ sich jedoch nicht mehr aufhalten, nachdem sich ihre Schutzherren in den Vorstandsetagen von ihnen weitgehend zurückzogen und sie selbst sich nicht mehr in Betriebsgruppen, sondern nur noch in Ortsgruppen organisieren konnten. Im Ruhrgebiet und in Mitteldeutschland verfügten außerdem lokale Arbeiter- und Soldatenräte die Auflösung der Verbände und beschlagnahmten ihre Kassenbestände. Es kam auch zu Ausschreitungen gegen einzelne Mitglieder, die von aufgebrachten Arbeitern zur Rechenschaft gezogen und öffentlich als ,,Gelbe" an den Pranger gestellt wurden.[22] Den Nachfolgeorganisationen der Werkvereine gelang es nirgendwo, in die regionalen oder zentralen Gremien der Zentralarbeitsgemeinschaft aufgenommen zu werden. Damit fehlte es ihnen auch an Möglichkeiten, sich als sozialpartnerschaftlicher Interessenverband zu profilieren. Ein halbes Jahr nach der Revolution war die Lage so, wie es Legien im November 1918 vorausgesagt hatte: Die Werkvereine waren in den Großbetrieben von der Bildfläche verschwunden oder fristeten höchstens noch ein Schattendasein.

Die Umbenennung des Deutschen Arbeiterbundes in Nationalverband Deutscher Gewerkschaften im Oktober 1919 und dann in Nationalverband Deutscher Berufsverreine im Laufe des Jahres 1921 war lediglich der Austausch des Firmenschildes, ohne daß dadurch ein festgefügter Dachverband entstand. Programmatisch unterschied sich die Organisation kaum von den früheren wirtschaftsfriedlichen Verbänden; sie bewegte sich am rechten Rand des politischen Spektrums und unterhielt in der Folgezeit enge Kontakte zum Reichslandbund, dem Deutschen Wehrverein und dem Jungdeutschen Orden. Auf der ersten Reichstagung des Nationalverbandes Ende Oktober 1920 war Adolf Hitler als Gast anwesend. Ein dort gestellter Antrag, man solle eine nationale Arbeiterpartei gründen, wies der Verbandsvorsitzende mit dem Hinweis zurück, er erblicke Ansätze zu einer solchen Partei trotz ihrer ,,sozialistischen Einstellung in der ‚Nationalsozialistischen Arbeiterpartei' (Sitz München)".[23]

20 Das Protokoll ist überliefert im Deutschen Zentralarchiv Postdam, Bestand 70 Ze 1/28, Bl.49.
21 Vgl. Klaus Mattheier, a.a.O., S.297; siehe auch Hans-Alexander Apolant, Die wirtschaftsfriedliche nationale Arbeiterbewegung (Gelbe Gewerkschaften) in Deutschland, Leipzig 1928, S.38ff.
22 Vgl. dazu die Beispiele bei Klaus Mattheier, a.a.O., S.297 und Hans-Joachim Bieber, a.a.O., T.2, S.801.
23 Zitiert nach Dieter Fricke, Nationalverband Deutscher Berufsverbände (NDB) 1919–1925, in: Die bürgerlichen Parteien in Deutschland. Handbuch der Geschichte der bürgerlichen Parteien und anderer bürgerlicher Interessenorganisationen vom Vormärz bis zum Jahre 1945, 2 Bde, Leipzig 1970, Bd.2, S.438–442, Zitat S.439.

Anklang fanden die wirtschaftsfriedlichen Einzelorganisationen, die sich zum Nationalverband Deutscher Berufsvereine zusammengeschlossenen hatten, vor allem in ländlichen Regionen, in einigen handwerklichen Gewerben sowie — punktuell — auch in Industriebetrieben. Der aggressive Nationalismus und Antikommunismus, den der Nationalverband in seiner Propaganda vertrat, fand bei Landarbeitern viel mehr Gehör als bei Industriearbeitern. Dies zeigt die Organisationsentwicklung der wirtschaftsfriedlichen Landarbeiterverbände. Seit dem Frühjahr 1919 konnten sie in Pommern und in Brandenburg Fuß fassen und in kurzer Zeit mitgliederstarke Verbände aufbauen, die von den Gutsbesitzern massiv gefördert wurden. Ende 1921 waren fast 100 000 Landarbeiter in ,,gelben'' Verbänden organisiert.
Parallel zum Aufstieg dieser nationalistischen, antidemokratischen und auch antisemitischen Landarbeiterbewegung vollzog sich der Niedergang der gewerkschaftlich orientierten Verbände. Allein der freigewerkschaftliche Landarbeiterverband, der sich während seines revolutionären Höhenflugs zwischen 1918 und 1920 von 9 900 auf 695 000 Mitglieder ausgeweitet hatte, verlor bis 1924 wieder vier Fünftel dieser Mitglieder. In den folgenden Jahren pendelte seine Mitgliederzahl zwischen 147 000 (1924) und 131 000 (1932), was bedeutete, daß sein Organisationsanteil unter den Landarbeitern von zunächst stolzen 20 Prozent (1920) schließlich auf bescheidene 5 Prozent (1932) schrumpfte.[24]
Die Auswanderung der wirtschaftsfriedlichen Verbände von der Stadt auf das flache Land und damit aus den Großbetrieben auf die Gutshöfe war eine Folgeerscheinung der 1918/19 steckengebliebenen Staatsumwälzung, denn diese hatte die ökonomischen Machtpositionen der Großgrundbesitzer nicht erschüttert. Sie konnten ihren Herrschaftsbereich erfolgreich gegen die Revolution abschirmen und waren auch nicht gezwungen, mit den Richtungsgewerkschaften eine Allianz einzugehen, weil deren Aktionsradius im Herbst 1918 kaum über die städtischen Ballungsgebiete hinausreichte. Im Kaiserreich waren die Koalitions- und Bewegungsfreiheit der ländlichen Arbeiterschaft durch administrative und gesetzliche Restriktionen fast völlig lahmgelegt gewesen. Die Last dieser jahrzehntelangen ideologischen Bevormundung und sozialen Disziplinierung überdauerte die Revolutionsmonate. In ihnen setzte zwar eine stürmische Aufwärtsentwicklung der Landarbeitergewerkschaften ein, doch es gelang dieser neuen Bewegung nicht, sich organisatorisch zu konsolidieren. Die überwiegende Mehrheit der Landarbeiter wurde schnell wieder zur Beute reaktionärer Agrarverbände, wobei sich die Großgrundbesitzer der wirtschaftsfriedlichen Verbandshülle bedienten, um ,,ihre'' Landarbeiter nach Gutsherrenart gegen gewerkschaftliche Einflüsse zu immunisieren.Während der Weimarer Republik blieben die wirtschaftsfriedlichen Landarbeiterverbände ein Hort antirepublikanischer Politik und ein Sammelbecken für das Fußvolk der DNVP und dann der NSDAP.[25]
Dagegen übernahmen in den industriellen Großbetrieben, wo wirtschaftsfriedlich-nationale Arbeiterorganisationen bis in den Weltkrieg hinein eindeutig dominiert hatten, die Gewerkschaften während der Revolutionsmonate das Ruder als Interessenorganisation der der Belegschaften. Dies war ein wichtiges Ergebnis der gewerkschaftlichen Zentralarbeitsgemeinschaftspolitik, das auch vom harten gewerkschaftsfeindlichen Kern der Ruhrindustriellen

24 Zahlen nach Heinrich Potthoff, Freie Gewerkschaften 1918–1933. Der Allgemeine Deutsche Gewerkschaftsbund in der Weimarer Republik, Düsseldorf 1987, S.352 und S.362.

25 Vgl. zur Entwicklung der Landarbeiterorganisationen Jens Flemming, Landarbeiter zwischen Gewerkschaften und ,,Werksgemeinschaft''. Zum Verhältnis von Agrarunternehmern und Landarbeiterbewegung im Übergang vom Kaiserreich zur Weimarer Republik, in: Archiv für Sozialgeschichte, Jg.14 (1974), S.351–418; zur Resonanz des völkischen Nationalismus in der Arbeiterschaft vgl. auch Michael Ruck, Bollwerk gegen Hitler? Arbeiterschaft, Arbeiterbewegung und die Anfänge des Nationalsozialismus, Köln 1988.

nicht mehr rückgängig gemacht werden konnte. Versuche, durch die Gründung von werksgemeinschaftlichen Arbeiterbildungsstätten und betrieblichen Sozialeinrichtungen die „Vergewerkschaftung" der Beschäftigten ideologisch und materiell zu konterkarieren, schlugen trotz erheblicher finanzieller Aufwendungen fehl.[26] Das unter dem Druck der revolutionären Veränderungen 1918/19 preisgegebene Terrain ließ sich von den Unternehmern später nicht mehr zurückgewinnen.

Für die Gewerkschaften, die sich gegen eine Umdeutung des ZAG-Abkommens im Sinne einer Existenzgarantie für die „gelben" Verbände sofort zur Wehr gesetzt hatten, war dies ein großer Erfolg. Ihnen standen seit der Verabschiedung des Novembervertrages mit den Arbeitgebern endgültig die Tore zur Großindustrie offen, die vorher jahrzehntelang für Gewerkschaften verschlossen gewesen waren. Auch wenn sich die Zentralarbeitsgemeinschaft schon nach kurzer Zeit als ein Fehlschlag erwies, weil die mit ihr eingegangene korporative Bindung das Verbandswesen beider Vertragspartner ideologisch überforderte,[27] sollte man doch nicht vergessen, welche Bedeutung sie für die gewerkschaftliche Erschließung der Großbetriebe gehabt hat.

ANHANG

Schreiben von Adam Stegerwald an die Mitglieder des Vorstandes des Gesamtverbandes der christlichen Gewerkschaften vom 7. November 1918[28]

Sehr geehrte Kollegen!

Letzten Dienstag fand in Berlin im Hotel Continental eine Besprechung zwischen Industriellen und je einem Vertreter der Gewerkschaftszentralen statt. Anwesend waren sechs Unternehmer und je ein Vertreter der christlichen, sozialdemokratischen und Hirsch-Dunckerschen Gewerkschaften, sowie der Arbeitsgemeinschaft der kaufmännischen, der technischen und der freien Angestelltenverbände. Die Namen der Vertreter sind ersichtlich aus der beigefügten Anlage.[29]

Verhandelt wurde über zwei Gegenstände:

1. Die Bildung einer Arbeitsgemeinschaft zwischen den verschiedenen Organisationen der Industrie und denen der Arbeiter.
2. Die Schaffung eines selbständigen Reichsamts für die einheitliche Durchführung der Abrüstung.

Zu 1: drehte sich die Diskussion in der Hauptsache um die Frage, ob auch die gelben Gewerkschaften zu der Arbeitsgemeinschaft heranzuziehen seien. Die Unternehmer vertraten diesen Standpunkt mit Nachdruck und mit dem Hinweis, daß das für sie eine Ehrenfrage sei. Seither wären die gelben Gewerkschaften ihnen die genehmste Arbeiterorganisation gewesen, so daß

26 Vgl. dazu Klaus Mattheier, Werkvereine und wirtschaftsfriedlich-nationale (gelbe) Arbeiterbewegung im Ruhrgebiet, in: Arbeiterbewegung an Rhein und Ruhr. Beiträge zur Geschichte der Arbeiterbewegung in Rheinland-Westfalen. Hrsg. von Jürgen Reulecke, Wuppertal 1974, S.173–204.

27 Ausführlich dazu Gerald D. Felman und Irmgard Steinisch, a.a.O., S.128ff.

28 Dieses Schreiben fand sich im Nachlaß von Leo Götte, der im Rahmen eines Forschungsprojektes zur Geschichte der Holzarbeitergewerkschaften/Gewerkschaft Holz und Kunststoff archiviert wurde. Er befindet sich zur Zeit im Projektarchiv beim Hauptvorstand der Gewerkschaft Holz und Kunststoff in Düsseldorf. Ich danke Gottfried Christmann für den Hinweis auf diesen Nachlaß und für die Erlaubnis, das folgende Dokument abzudrucken. Es handelt sich dabei um ein maschinenschriftliches Schreiben.

29 Bei der Besprechung am 5.11.1918 waren sieben Arbeitgeber- und sechs Arbeitnehmervertreter anwesend (vgl. Anm. 11). In der Namensliste, auf die sich Stegerwald hier bezieht (s.u.), ist Hans von Raumer nicht aufgeführt. Daß er an der Besprechung teilnahm, ist vielfach belegt.

sie sich jetzt nicht plötzlich auf den Standpunkt stellen könnten: Der Mohr hat seine Schuldigkeit getan, er kann gehen. Das sei unanständig, und Unanständiges dürfe man ihnen nicht zumuten. Die Gewerkschaftsvertreter dagegen erklärten, daß sie die gelben Gewerkschaften aus den bekannten Gründen nicht als Arbeitnehmervertretungen anerkennen könnten. Eine Einigung ist auf folgender Basis erfolgt:

1. Die Unternehmer sollen für die Mitglieder der Werkvereine nicht mehr die Beiträge erstatten.
2. Es soll keinerlei Bevorzugung der Gelben mehr durch Wohlfahrtseinrichtungen und sonstige Zuweisungen erfolgen.
3. Die Unternehmer erklären, daß es jedem Arbeiter freistehe, sich der ihm zusagenden gewerkschaftlichen Organisation anzuschließen.

Die anwesenden Vertreter der Unternehmer versprachen, diese Gedanken in ihren Organisationen vertreten zu wollen. Werden diese Vorschläge überall durchgeführt und sollten sich die gelben Organisationen dann trotzdem noch halten, dann soll nach einem halben Jahr über die künftige Zulassung der Gelben zu der Arbeitsgemeinschaft verhandelt werden.

Zu 2: geht Näheres aus der Anlage hervor. Die Versammlung wählte eine Kommission bestehend aus den Herren Stinnes, Rathenau, Legien und dem Unterzeichneten, die gestern mit dem Kriegskabinett unter dem Vorsitz des Reichskanzlers eine 2½ stündige Sitzung hatte. Man war sich gestern im Kriegskabinett einig, daß mit dem seither in Aussicht genommenen Behördenapparat die Demobilisation sich kaum befriedigend durchführen lasse, daß vielmehr dem Amt, das die Demobilisation leitet, in vielerlei Hinsicht diktatorische Vollmacht erteilt werden müsse. Heute abend ist eine weitere Sitzung anberaumt, in der die Vorschläge der Arbeitnehmer und Arbeitgeber in die Ausführungsbestimmungen des Reichswirtschaftsamts hineingearbeitet werden sollen.[30]

Mit freundlichem Gruß
A. Stegerwald

Anlage[31]

Berlin, den 6. November 1918

Zwischen den Organisationen der Arbeitgeber und Arbeitnehmer haben Verhandlungen stattgefunden, um eine Arbeitsgemeinschaft für die Aufgaben der Abrüstung und der Überführung der Kriegs- in die Friedenswirtschaft zu errichten.

Diese Verhandlungen sind erfolgreich geführt worden und stehen vor ihrem Abschluß. Im Verfolg dieser Verhandlungen sind die Unterzeichneten zusammengetreten, um die für unsere Zukunft entscheidende Frage der staatlichen Organisation der Abrüstung zu beraten. Sie unterbreiten dem Herrn Reichskanzler nachstehenden Antrag:

1. Ein selbständiges Reichsamt für die einheitliche Durchführung der Abrüstung ist zu errichten und mit den weitgehendsten Vollmachten auszustatten.

30 Vgl. zur Gründung des Reichsamts für Demobilmachung Gerald D. Feldman, German Business. . ., a.a.O., S.334ff; Hans-Joachim Bieber, a.a.O., T.2, S.601ff; Gewerkschaften in Weltkrieg und Revolution, a.a.O., S.529ff. Dort sind die einzelnen Verhandlungsetappen zwischen Regierungsstellen und den Delegationen der Unternehmer und Gewerkschaften ausführlich beschrieben, die Stegerwald hier nur knapp skizziert.

31 Der folgende Text findet sich wortgleich auch als Anlage zu einem Schreiben Hans von Raumers, mit dem er am 6.11.1918 den Vorstandsvorsitzenden der MAN, Anton von Rieppel, über die Verhandlungen zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern vom 5.11.1918 informierte. Abgedruckt bei Gerald D. Feldman, The Origins. . ., a.a.O., S.80.

2. Da die Aufgaben der Abrüstung in alle Zweige der behördlichen und wirtschaftlichen Organisation eingreifen, muß ein Zusammenwirken des neuen Reichsamts mit allen übrigen Reichs- und einzelstaatlichen Behörden sowie mit den militärischen Stellen in engerer, wirksamerer und reibungsloserer Weise gewährleistet sein als dies bei den bisher errichteten Kriegsbehörden sich als möglich erwiesen hat. Denn von der raschen und restlosen Erfüllung seiner Arbeit hängt unsere staatliche und wirtschaftliche Existenz ab.

Ein enges und laufendes Zusammenarbeiten mit dem Kriegskabinett ist erforderlich. Wir halten dies nur dann für erreichbar, wenn neben dem geschäftsführenden Staatssekretär ein Mitglied des Kriegskabinetts in die Leitung des Amts delegiert wird. Seine Aufgabe ist, das Zusammenwirken aller Behörden mit dem neuen Reichsamt herbeizuführen und etwa entstehende Konflikte durch die Autorität des Kriegskabinetts zur sofortigen Lösung zu bringen.

3. Der neuen Behörde stellt sich die Arbeitsgemeinschaft der Arbeitgeber und Arbeitnehmer zur Mitarbeit und Eingliederung zur Verfügung.

Weitere Vorschläge für Einzelheiten der Organisation dürfen wir uns vorbehalten.

Ernst von Borsig	C. Legien
Henrich	A. Stegerwald
Rathenau	P. Neustadt
Hugo Stinnes	Paul Eisner
Vögler	S. Aufhäuser
Deutsch	Dr. Höfle

KONTROVERSE INNERPARTEILICHE DEMOKRATIE. DOKUMENTE DER KONTROLLKOMMISSION DER SPD AUS DEN JAHREN 1915/16*

Von Dieter K. Buse

A) Einleitung

In der Geschichte der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands (SPD) ist die Rolle der Kontrollkommission (KK) bislang wenig beachtet worden.[1] Der Mangel an Quellen und die geringe öffentliche Resonanz dieses ,,mitleitenden"[2] Gremiums erschwerten es, ihre Arbeit und ihre Entscheidungen zu erforschen. Doch allein die Existenz der Kontrollkommission wirft wichtige Fragen nach innerparteilicher Demokratie, Wahrung rechtlicher Prinzipien und Machtausübung innerhalb einer Massenpartei wie der SPD auf.

Die im Anhang abgedruckten Dokumente beleuchten die Rolle der Kontrollkommission in einer für die Partei kurzen, aber äußerst schwierigen Zeitspanne. Sie geben einen Einblick in die Arbeitsweise dieser weitgehend unbekannten Instanz, der die Kontrolle über den Parteivorstand, die Revision der Parteifinanzen und die Untersuchung von Beschwerden oblag. Am Fall der Friedens- und Kriegspolitik läßt sich zudem die Rolle der Kontrollkommission in den Macht- und Entscheidungsfragen der Partei in der besonderen Situation während des Ersten Weltkrieges ablesen. Die Jahre nach dem Kriegsausbruch waren die Zeit, in der die Kontrollkommission endgültig ausgeschaltet wurde. Ab 1917 wurde sie zum Nachbeter des Parteivorstandes — eine Entwicklung, die möglicherweise schon vor dem Krieg einsetzte.[3]

Um die Frage, ob bei dieser Entwicklung ein Abbau der innerparteilichen Demokratie in der SPD zu belegen ist, beantworten zu können, müßte zunächst die Kontrollkommission in der Vorkriegszeit nach personeller Zusammensetzung ideologischer Einstellung, ihrem Einfluß auf die Parteipolitik sowie der Kontrolle des Parteivorstandes erforscht und mit der Situation während und nach dem Ersten Weltkrieg verglichen werden. Dafür fehlen jedoch noch die Unterlagen.

I.

Eingerichtet wurde die Kontrollkommission auf dem Parteitag im Jahre 1900 in Mainz, bis dahin gehörten die ,,Kontrolleure" dem Parteivorstand an. Die allgemeine Entwicklung beschrieb Dieter Fricke folgendermaßen: ,,Die Kontrollkommission hatte den Parteivorstand zu kontrollieren, war Berufungsinstanz über Beschwerden gegen diesen und bildete für lange

* Herrn Dr. Walter Mühlhausen, Heidelberg, danke ich für Anregungen, Hinweise und Korrekturen. Folgenden Instituten danke ich für die Unterstützung bei Archivreisen: der Laurentian University, Sudbury, und der Alexander von Humboldt-Stiftung, Bonn.

1 Carl E. Schorske, German Social Democracy 1905–1917. The Development of the Great Schism, New York 1965, S.119, 213–219 (dt. Ausgabe: Die große Spaltung. Die deutsche Sozialdemokratie von 1905 bis 1917, Berlin 1981) hat der Kontrollkommission große Aufmerksamkeit gewidmet, jedoch nicht korrekt zwischen Bürokratie, Verwaltung und Politik unterschieden. Dieter Groh, Negative Integration und revolutionärer Attentismus, Frankfurt/M. 1973, S.317 und S.453 erwähnt lediglich, daß die Kontrollkommission ihre prominentesten Mitglieder in den Parteiausschuß entsandte und daß der Parteivorstand einige Kontrollkommissionsmitglieder als unbequem empfand. Hagen Schulze, Otto Braun oder Preußens demokratische Sendung, Berlin 1977, S.128–139, gibt einen guten Überblick über das Verhältnis von Kontrollkommission und Parteivorstand. Für die Kriegszeit vgl. grundsätzlich: Susanne Miller, Burgfrieden und Klassenkampf. Die deutsche Sozialdemokratie im Ersten Weltkrieg, Düsseldorf 1974. Hier werden auf S.401 die 1913 und 1917 gewählten Mitglieder aufgeführt, die Rolle des Gremiums wird aber nicht weiter erläutert.

2 So das Mitglied der Kontrollkommission August Kaden, seit 1890 Kontrolleur im Parteivorstand und seit 1906 Vorsitzender der Kontrollkommission, auf dem Parteitag 1911. Zitiert nach Hagen Schulze, Otto Braun ..., a.a.O., S.128.

3 Hagen Schulze, Otto Braun ..., a.a.O., S.130 und S.137–139, ist der Ansicht, daß die Kontrollkommission immer wieder Niederlagen gegen den Parteivorstand erlitten habe.

Zeit, über die Bestimmungen des Statuts hinaus, mit ihm die Parteileitung. Sie bestand seit 1900 aus neun Mitgliedern, die auf den Parteitagen gewählt wurden. Über ihre Tätigkeit informiert der Bericht, den sie jährlich dem Parteitag erstattete [...]. Innerhalb der Kontrollkommission dominierte der Einfluß der revolutionären, marxistischen Kräfte, woran Clara Zetkin, die fast zwanzig Jahre in diesem Führungsgremium arbeitete, wesentlichen Anteil hatte ...".[4] Diese Behauptung, wie so vieles über die Kontrollkommission, ist bis jetzt unbelegt.

Nach dem Organisationsstatut der SPD von 1912 wurden jedes Jahr vom Parteitag 9 Mitglieder in die Kontrollkommission gewählt: „§ 23. Zur Kontrollierung des Parteivorstandes sowie als Berufungsinstanz für Beschwerden über den Parteivorstand wählt der Parteitag eine Kontrollkommission von neun Mitgliedern. [...] Zur Leitung ihrer Geschäfte wählt die Kontrollkommission einen Vorsitzenden, der Ort und Zeit der Sitzungen bestimmt, soweit die Kontrollkommission nicht darüber beschließt. Die Kontrolle muß mindestens vierteljährlich einmal stattfinden. Alle Einsendungen für die Kontrollkommission sind an den Vorsitzenden derselben zu richten [...]. Auf Antrag der Kontrollkommission oder des Parteivorstandes finden gemeinsame Sitzungen statt."

Weiterhin heißt es im Parteistatut im Abschnitt zum Zentralorgan „Vorwärts": „§ 25 ... Bei Meinungsverschiedenheiten zwischen dem Parteivorstand und der Preßkommission [des Zentralorgans ‚Vorwärts'] entscheiden die Kontrollkommission, der Parteivorstand und die Preßkommission in der Art mit gleichen Rechten, daß jedes dieser drei Organe eine Stimme hat." Daraus ergeben sich vornehmlich drei politische Aufgaben der Kontrollkommission: die Entscheidungen des Parteivorstandes zu überwachen, Beschwerden gegen den Parteivorstand zu überprüfen und Differenzen im Zusammenhang mit dem Zentralorgan „Vorwärts" beizulegen. Zusätzlich hatte die Kontrollkommission noch das Recht, im Falle des vorzeitigen Ausscheidens eines Vorstandsmitglieds eine Ersatzwahl vorzunehmen (§ 15). Zudem konnte die Kontrollkommission durch einstimmigen Beschluß einen außerordentlichen Parteitag einberufen (§ 11). Die wichtigste administrative Aufgabe der Kontrollkommission lag in der Überprüfung von Buchführung und Verwaltung. Alle diese Aufgaben und Rechte waren gerade während der Parteikrise im Ersten Weltkrieg von großer Bedeutung. Vor dem Ersten Weltkrieg hatte sich die Praxis durchgesetzt, daß der Parteivorstand bei allen Entscheidungen, die langfristige Konsequenzen für die Partei hatten, die Kontrollkommission hinzuzog. Gemeinsame Sitzungen fanden ungefähr vierteljährlich statt.[5]

II.

Zwei Kriterien spielten bei der Auswahl der Mitglieder der Kontrollkommission eine Rolle. Zum einen waren die Gewählten meist Personen, die sich als kritisch und freimütig erwiesen hatten. Zum anderen lebten die Mitglieder meistens außerhalb Berlins und besaßen wenig direkten Kontakt zum Parteivorstand. Dabei konnten die Mitglieder der Kontrollkommission auf eine lange parteipolitische Tätigkeit zurückblicken. Es fällt auf, daß nach Herkunft und Heimatort eine breite geographische Vertretung ein weiteres Kennzeichen ist, wie die Zusammensetzung der 1913 gewählten Kontrollkommission zeigt:

4 Dieter Fricke, Die deutsche Arbeiterbewegung 1869 bis 1914. Ein Handbuch über ihre Organisation und Tätigkeit im Klassenkampf, Berlin 1976, S.297–298.

5 Protokoll über die Verhandlungen des Parteitages der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands. Abgehalten in Jena vom 10. bis 16. September 1911 (künftig zitiert: Protokoll Parteitag, Ort, Jahr), Berlin 1911, S.202, Bericht August Kaden.

1. Wilhelm Bock, Vorsitzender (Gotha, seit 1901 in der KK),
2. Friedrich Brühne (Frankfurt/M., seit 1898 in der KK),
3. Eugen Ernst (Berlin, seit 1905 in der KK),
4. Adolf Geck (Offenburg, seit 1902 in der KK),
5. Friedrich Geyer (Dresden, seit 1913 in der KK),
6. Klemens Hengsbach (Duisburg, seit 1911 in der KK),
7. Heinrich Stubbe (Hamburg, seit 1911 in der KK),
8. Johannes Timm (München, seit 1911 in der KK),
9. Clara Zetkin (Stuttgart, seit 1895 in der KK).

Diese Personen waren als lokale Parteiführer bekannt und wirkten mit Ausnahme von Hengsbach und Zetkin in örtlichen Parlamenten. Ideologisch gehörten sie meistens zum linken Flügel des sogen. Zentrums (Bock, Ernst, Geck, Geyer); Zetkin stand dem linken Flügel um Rosa Luxemburg nahe; Timm und Stubbe tendierten zum reformistischen Flügel; Brühne und Hengsbach sind schwer einzuordnen, Brühne darf wohl zu den Reformisten gezählt werden.[6] Die Kontrollkommission stand in der ideologisch-politischen Auseinandersetzung etwas links vom Parteivorstand und stellte eine Art Gegengewicht dar. Die KK kann weder als eine Akklamationsinstanz des Parteivorstands noch als ein Ehrenamt für verdiente Parteiveteranen angesehen werden. Aus Briefen und Memoiren ist ersichtlich, daß die Ausübung der Kontrolle manchmal zu ideologischen und persönlichen Auseinandersetzungen führte, wie in den Fällen um Karl Kautskys Broschüre „Der Weg zur Macht" 1909, in der Marokko-Krise oder um die Nachfolge Paul Singers im Jahre 1911. [7] Im ersten Fall hatte der Parteivorstand die Veröffentlichung der Thesen Kautskys über die Möglichkeiten einer Revolution im Parteiverlag verhindert. Die Kontrollkommission hatte Kautskys Beschwerde unterstützt und einen Beschluß gegen die Haltung des Parteivorstandes gefaßt, aber Kautsky gab nach und der Konflikt wurde beigelegt.[8] Im letzten Fall hatte die Kontrollkommission Otto Braun als Singers Nachfolger gewählt. Es stellte sich aber heraus, daß Ebert und andere Vorstandsmitglieder diese Entscheidung mißbilligten und Braun trat zurück.[9] Darüber schrieb Clara Zetkin, daß „die schnödsten Treibereien und Mogeleien im Gange [seien], damit die Kontrollkommission das Recht nicht wahrnimmt [. . .], weil man damit rechnet, daß sich hier eine ‚radikale' Mehrheit zusammenfinden könnte".[10] Damit gibt sie zu, daß es keine radikale Mehrheit gab, aber auch, daß die gesamte Kontrollkommission nicht bereit war, ihre Rechte auch als Machtpositionen anzusehen.

Außer diesen Fällen ist nur wenig über das Verhältnis zwischen Partei und Kontrollkommission bekannt, insbesondere fehlen Angaben darüber, wie häufig die Kontrollkommission den Parteivorstand rügte, wo die Kontrollkommission Widerstand leistete, wie kritisch sich die Mitglieder in den gemeinsamen Sitzungen äußerten und wie erfolgreich sie überhaupt in der Auseinandersetzung mit dem Parteivorstand war. Die hier abgedruckten Dokumente zeigen jedoch, daß die Kontrollkommission ihre Aufgaben sehr ernst nahm und genaue Antworten

6 Nach Dieter Fricke, Handbuch zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung 1869 bis 1917, 2 Bde, Berlin 1987, Bd.1, S.360. Es handelt sich hierbei um eine erweiterte Fassung der in Anm. 4 zitierten Studie Frickes.

7 Die wichtigsten Fälle hat Hagen Schulze, Otto Braun ..., a.a.O., S.130–139, geschildert. Weitere Beispiele in: Rosa Luxemburg, Gesammelte Briefe, 5 Bde, Berlin, 1982–1984, Bd.3, S.82–88 (Einstellung einer Freundin in einer Redaktion); Bd.4, S.21 (Nachfolge Paul Singer), S.92 (Bocks Mitgliedschaft in der Kontrollkommission).

8 Nach Dieter Fricke, Handbuch ..., a.a.O., Bd.1, S.360

9 Hagen Schulze, Otto Braun ..., a.a.O., S.137–139.

10 Zitiert nach Dieter Fricke, Handbuch ..., a.a.O., Bd.1, S.360.

vom Parteivorstand erwartete. Die Protokolle beweisen auch, wie wichtig die Tätigkeit der Kontrollkommission war. Legalität und Statutentreue hatten große Bedeutung in der SPD, die die Schikanen der Klassenjustiz im Kaiserreich als Gegenbeispiel vor Augen hatte.[11]

III.

Im Jahre 1914 entschied die Kontrollkommission, ,,fortan gleich dem Parteivorstand dem Parteitag einen schriftlichen Bericht über ihre Tätigkeit vorzulegen".[12] Sie wollte damit die Rolle des Parteivorstandes in den Kontroversen um die ideologische Einstellung der theoretischen Wochenzeitschrift ,,Die Neue Zeit" und bei der Vergabe von Darlehen an eine österreichische Genossenschaft beleuchten.[13] Der neue Parteivorsitzende, Friedrich Ebert, reagierte auf das Vorhaben der Kontrollkommission empfindlich. In seinem Tagebuch notierte er, daß der Bericht ,,eine feige versteckte Polemik" seitens der Linken gegen den Parteivorstand sei.[14] Das war am 29. Juli, direkt vor Ausbruch des Krieges. Parteivorstand und Kontrollkommission berieten auch darüber, welche Vorkehrungen im Falle von Maßnahmen der Regierung gegen die SPD die Partei treffen sollte. Die Kontrollkommission war noch nicht in wichtigen Parteifragen ausgeschaltet und trotz der ablehnenden Haltung des Parteivorsitzenden Ebert blieb es bei der Praxis der öffentlichen Berichterstattung.
Während des Krieges, als die Mehrheit des Parteivorstandes die Politik des Burgfriedens unterstützte, wurde die Stellung der Kontrollkommission immer wichtiger. Mitglieder und Organisationen wandten sich an die Kontrollkommission in der Hoffnung, daß diese die Entscheidungen des Parteivorstandes ändern oder umkehren könne. Wie der Bericht der Kontrollkommission über den Zeitraum von 1914 bis 1917 ausweist, haben Stuttgarter und andere SPD-Ortsgruppen Versuche unternommen, durch die Kontrollkommission Druck auf den Parteivorstand auszuüben.[15] Ein rechtsstehender Parteiführer, Eduard David, hatte das Konfliktpotential in der Kontrollkommission erkannt, als er im März 1916 notierte, daß Vorstandsmitglieder beabsichtigten, ,,die Kontrollkommission zu reinigen".[16]

IV.

Neben zahlreichen Dossiers im Nachlaß Adolf Geck im Generallandesarchiv Karlsruhe (GLA), von denen bereits Auszüge[17] veröffentlicht wurden, helfen die hier abgedruckten Dokumente, die Rolle der Kontrollkommission während des Weltkrieges näher zu bestimmen. Geck führte Protokoll und hat die Protokollbücher der Kontrollkommission im Jahre 1917 nur unter Druck nach seinem Übertritt zur USPD herausgegeben.[18] Der weitere Verbleib ist nicht bekannt. Zudem enthält der Nachlaß Geck eine große Sammlung zum Württemberger Parteistreit sowie über die Aufstellung von Sonderorganisationen, einige nicht sehr informative Notizen vom November 1914 bis Februar 1915, sowie über ein Treffen mit dem Parteivorstand im März 1915, sind vorhanden. Sie werden hier nicht publiziert, weil sie nichts

11 Siehe Alex Hall, Scandal, Sensation and Social Democracy. The SPD Press and Wilhelmine Germany 1890–1914, Cambridge 1977, S.41–88.
12 Abgedruckt in: Protokoll Parteitag Würzburg 1917, Berlin 1917, S.49–53.
13 Weiteres dazu in: Dieter K. Buse, Ebert and the Coming of World War I: A Month form his Diary, in: International Review of Social History, Jg.13 (1968), S.44, Anm.4 und Anm.5.
14 Ebda.
15 Der Bericht ist abgedruckt in: Protokoll Parteitag Würzburg 1917, a.a.O., S.53–62.
16 Vgl. Das Kriegstagebuch des Reichstagsabgeordneten Eduard David. Bearb. von Susanne Miller, Düsseldorf 1966, S.169.
17 Günther Haselier, Adolf Geck als Politiker und Mensch im Spiegel seines schriftlichen Nachlasses, in: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins, Bd.115 (1967), S.331–430.
18 Protokoll Parteitag Würzburg 1917, a.a.O., S.62.

zum Thema enthalten. Das ebenfalls im Nachlaß vorhandene Material über die SPD-Presse illustriert, welche Dokumente die Kontrollkommission sammelte und wie sich die Kontrollkommission bemühte, sich zuerst ein genaues Bild der Lage zu verschaffen, um dann Beschlüsse zu fassen. So existieren zum Beispiel Protokolle eines Treffens der Pressekommission im Juli 1915, des weiteren Hinweise des Parteivorstands zur Verbreitung einer Friedens-Broschüre vom Juni 1915 und Anordnungen des Parteivorstands wie z.B. die, wonach die Partei-Korrespondenz zum Hauptverbreiter von politischen Nachrichten ab dem 1. Februar 1916 bestimmt wurde. Wenn auch die Informationen in dieser Sammlung wenig Neues ergeben, so war doch bisher nicht bekannt, daß einige Dokumente von Parteimitgliedern sowie vom Parteivorstand hauptsächlich darum verfaßt wurden, um die Kontrollkommission zu informieren und zu überzeugen. Aus ihnen läßt sich zudem herauslesen, daß die Kontrollkommission intensiv ihren Aufgaben nachging und gründliche Arbeit leistete.[19]

Von einem weiteren Protokoll einer gemeinsamen Sitzung von Parteivorstand und Kontrollkommission, wahrscheinlich gegen Ende des Jahres 1914, sind nur die Seiten 11 bis 16 überliefert.[20] Auf dieser Sitzung ging es um die wichtige Frage, welche Parteiinstanz die entscheidende Autorität in einer Krisenzeit, in der kein Parteitag einberufen werden sollte, besaß. Zusätzlich wurde erörtert, ob die Kontrollkommission die Stellungnahmen des Parteiausschusses, eines Gremiums von regionalen Beratern des Parteivorstandes, auch kontrollieren dürfte. Der Parteiausschuß wurde 1912 auf eine föderalistische Basis gestellt und sollte als „gutachtende Körperschaft" zwischen der Zentrale und den Bezirks- bzw. Länderorganisationen eine „bessere Fühlung" herstellen.[21] Die Vertreter waren meist lokale Parteiführer, Parteisekretäre und Parteiangestellte, die vor dem Krieg ideologisch der Mitte zuzurechnen waren und während des Krieges die Politik des Burgfriedens unterstützten. Im Geflecht zwischen Parteivorstand, Parteiausschuß und Kontrollkommission wurde die Position der Kontrollkommission immer schwächer. Die Frage der entscheidenden Autorität war ein grundlegendes Problem angesichts der Tatsache, daß der Parteivorstand den Parteiausschuß als Stütze für die Kriegspolitik benutzte. Die Kontrollkommission mußte einsehen, daß sie kein Recht hatte, die Stellungnahmen des Parteiausschußes zu revidieren.[22] Auf der genannten Sitzung äußerte sich Ebert darüber, wie der Parteivorstand seine Berichtspflichten sah:

„Einig wie bisher, die *ganze* Tätigkeit des Parteivorstands der Kontrollkommission untersteht; Parteiausschuß aber nicht untersteht. Berichterstattung über ganze Tätigkeit nicht für nötig. Gefahr außerdem, wegen versäumten Berichts Mißdeutung. Kontrolle der Kasse; *politische* Tätigkeit aber soweit Fragen *vorgelegt werden*."

Ebert und seine Vorstandskollegen begannen damit, die Rechte der Kontrollkommission einzuengen. Nachdem Ebert zugestanden hatte, daß die Berichte wie früher alle drei Monate abzugeben waren, beschwichtigte der Mitvorsitzende Hugo Hasse in seiner konzillianten Art: „Wir wollen uns verständigen". In der Sitzung vom 1. Februar 1915 (siehe unten Dokument 1)

19 Im Generallandesarchiv Karlsruhe, Nachlaß Adolf Geck, Nr.1202, befindet sich eine Sammlung von Notizen und protokollartigen Mitschriften. In einem Dokument vom 15.September 1904 wird über drei Beschwerden berichtet. Zwei Mitglieder des Parteivorstandes trafen sich mit der Kontrollkommission. Die Fälle sind nicht von großer Bedeutung, doch zeugt die Gründlichkeit, mit der sie beraten wurden, von der Gewissenhaftigkeit, mit der die Kontrollkommission ihren Pflichten nachging.

20 Vgl. Nachlaß Adolf Geck, a.a.O., Nr.1097

21 Nach Dieter Fricke, Handbuch ..., a.a.O., Bd.1, S.361; siehe auch: Friedhelm Boll, Zur Funktion und Bedeutung des Parteiausschusses der SPD 1912 bis 1921, in: Protokolle der Sitzungen des Parteiausschusses der SPD 1912 bis 1921 (künftig zitiert: Protokolle Parteiausschuß). Hrsg. von Dieter Dowe, 2 Bde, Bonn 1979, Bd.1, S.XI–XV.

22 Siehe auch Protokoll Parteitag Würzburg 1917, a.a.O., S.60.

ist noch ein enges Zusammenarbeiten zu erkennen, wenn auch Differenzen vorhanden waren. Später jedoch, im Juli 1916, stellte ein Mitglied der Kontrollkommission fest: „Wir beginnen, einander nicht mehr zu glauben". (Siehe unten Dokument 4). Das Vertrauen schwand angesichts des Dissens in vielen Fragen, besonders in der Burgfriedenspolitik.

Die Befugnisse der Kontrollkommission waren also, was den Parteiausschuß betraf, begrenzt, das Zusammenspiel zwischen Parteivorstand und Kontrollkommission zunächst trotz unterschiedlicher Meinungen durchaus noch konstruktiv. Offen bleibt jedoch die Frage, inwieweit die Kontrollkommission versucht hat, die Parteieinheit zu wahren, oder ob sie als Institution zur Spaltung der Partei beigetragen hat. Eine mögliche Mittlerposition zwischen den auseinandertreibenden Flügeln hat sie sicher nicht eingenommen; Chancen, als Instanz des Ausgleichs die Spaltung zu verhindern, nicht genutzt. Sie hat es versäumt, der Parteiminderheit eine Möglichkeit zu bieten, ihre Position in der Parteipresse zu erörtern, und die Parteidisziplin tolerant zu handhaben. Gewiß läßt sich die Frage nicht beantworten, ob der Prozeß der Parteispaltung anders verlaufen wäre, wenn die Kontrollkommission ihre Möglichkeiten voll ausgenutzt hätte, wenn sie etwa bei wichtigen Fragen wie bei der nach Einberufung eines Parteitages gedroht hätte, sich an die Parteiöffentlichkeit zu wenden. Die Dokumente belegen, daß die Kontrollkommission in der Mehrzahl der Fälle die Antworten des Parteivorstandes akzeptierte und daß die Mehrheit im Parteivorstand um Ebert wußte, wie die Kontrollkommission in die Ecke zu drängen war, z.T. mit rechtlichen Argumenten, so daß ideologische Fragen zurückgestellt wurden (siehe insbesondere Dokument 3). Gerade an der Streitfrage, einen Parteitag einzuberufen oder nicht, ist abzulesen, wie der Parteivorstand mit Erfolg gegen die Kontrollkommission operierte.

V.

Wenn im Ersten Weltkrieg innerhalb der SPD die Gremien — Parteivorstand, Fraktion, Parteiausschuß — dominierten, warum hat die Kontrollkommission sich nicht besser behauptet, nicht besser behaupten können? Zum einen, weil sie gespalten war. Stimmengleichheit war das Resultat nicht nur im Falle des vorgeschlagenen Parteitages (siehe Dokumente), aber auch beim Stuttgarter Streit oder bei dem über die Entlassung des Redakteurs Meyer aus der „Vorwärts"-Redaktion. Der hauptsächliche Grund für die Schwäche aber war, daß die Kontrollkommission zumeist eingestehen mußte, daß der Parteivorstand in Pressefragen Recht hatte und im allgemeinen nach den Parteistatuten arbeitete. Der Bericht der Kontrollkommission für die Jahre 1914 bis 1917 unterstreicht jedoch, daß auch während dieser Zeit, in der die Radikalen oder Minderheitsmitglieder anwesend waren, wie im Jahre 1916, die Kontrollkommission beinah immer die Beschwerden der Minderheit über die Fraktion, die Presse oder Ausschüsse zurückweisen mußte. Auch der Umgang mit vertraulichen Informationen ist zugunsten des Parteivorstands ausgefallen.

Hat sich die Kontrollkommission selbst ausgeschaltet, wie in den Dokumenten von Parteivorstandsmitgliedern behauptet worden ist? Hat sie zuviel auf Recht und nicht genug auf Macht geachtet? Die Geschichte der Kontrollkommission bleibt mit Fragezeichen behaftet. Die Dokumente veranschaulichen, daß innerhalb der alten Sozialdemokratie ein Verständnis von Rechtsbewußtsein existierte. Folgerichtig appellierten die Beschwerdeführer (vgl. Dokument 2), daß „die erschütterte Rechtssicherheit in unserer Partei" mit Hilfe der Kontrollkommission wieder hergestellt werden sollte. Grundsätze einer demokratischen Massenpartei sollten mit Hilfe der Kontrollkommission gesichert werden: öffentliche Berichterstattung,

ehrliche Meinungsvertretung und Einhaltung der Spielregeln. Ein Weltkrieg, manipuliert von einem autoritären Staat, machte dies unmöglich.

VI.

Im ersten schriftlichen Bericht an den Parteitag für das Jahr 1914 gab die Kontrollkommission eine stolze Ansicht kund:

„Es war und ist ein Vorzug der sozialdemokratischen Partei, daß sie nicht nur ihre theoretischen, ihre prinzipiellen und taktischen Meinungsverschiedenheiten vor aller Öffentlichkeit austrägt, sondern daß sie auch ihre Verwaltungstätigkeit nicht vor der Öffentlichkeit zu verbergen braucht. Die sozialdemokratische Partei war und ist immer eifrig bemüht, ihre Organisation und Einrichtungen auf breitester demokratischer Grundlage aufzubauen."[23]

Aber sind solche Ideale nicht in vielen Fällen durch organisatorische Formen, ideologische Voreingenommenheit, den Druck der Ereignisse oder Machtfragen ins Gegenteil verkehrt, niedergetreten oder mindestens in Gefahr gebracht worden? Um dies zu verhindern und die festgelegten Normen zu wahren, hatte die SPD die Kontrollkommission eingerichtet. Ein solches Gremium mußte als fair und unparteiisch gelten. In Krisensituationen — und das war zweifelsohne der Krieg und mit ihm die sich verschärfende Auseinandersetzung um die Haltung der Partei zu Krieg und Burgfrieden — konnte ein gespaltenes Gremium die alten Parteinormen nicht erhalten, weil es selbst nicht mehr objektiv war und in den Strudel der innerparteilichen Konflikte hineingerissen wurde. Die Dokumente machen den deutlichen Umschwung von Anfang 1915 bis zur Mitte des Jahres 1916 sichtbar: Zunächst standen die Interessen der Gesamtpartei und die Wahrung der rechtlichen Prinzipien an erster Stelle, später ging es nur noch um die Richtigkeit der Argumente einer Seite. Genau wie in Fraktion, Vorstand und Presse wurde der Streit bis in die Kontrollkommission, die nun auch im Konflikt, der persönlich und emotionsgeladen ausgetragen wurde, direkt betroffen war, hineingetragen. Da es hier keine Mehrheit gab, mußte dieses Organ zwangsläufig funktionsunfähig werden und seine im Statut festgeschriebene Machtposition verlieren. Indem die Dokumente diesen Prozeß beleuchten, tragen sie zur Erklärung der Parteispaltung bei.

Die Frage nach innerparteilicher Demokratie, d.h. inwieweit Institutionen oder Führungsgremien den politschen Willen der Mehrheit der Parteimitglieder widerspiegelten und in welchem Umfang auch Minderheitspositionen artikuliert werden konnten, welchen Einfluß Bürokratie oder ideologische Gruppen ausübten, ist im Zusammenhang mit der SPD häufig gestellt worden. Dagegen ist die Frage nach der Wahrung rechtlicher Prinzipien wenig beachtet worden, obwohl die SPD alle Gesetzesverstöße von sich wies und auf dem Weg der Legalität an die Macht zu kommen hoffte. Auch innerhalb der Partei wurden Legalität und Statutentreue hoch bewertet. Da die Kontrollkommission die verantwortliche Instanz für die Parteilegalität war, kann die nähere Untersuchung dieser Institution weitere Informationen zur Entwicklung von Rechtsnormen und Strukturprozessen innerhalb einer Massenpartei liefern. Dieser Beitrag sollte zu weiteren Forschungen ermuntern.[24]

23 A.a.O., S.49.

24 Zu dieser Dokumentation sollten die Berichte der Kontrollkommission für 1913–1914 und für 1914–1917, in: Protokoll Parteitag Würzburg 1917, a.a.O., S.49–62, ergänzend herangezogen werden. In der folgenden Dokumentation werden Korrekturen und Ergänzungen in eckige Klammern gesetzt.

B) DOKUMENTATION

Dokument Nr. 1

Sitzung vom Februar 1915[1]

II. Sitzung
Dienstag, 1. Februar nachm[ittags] 3 Uhr — 1915 *Parteivorstand u[nd] K[ontroll]K[ommission]*

Eberts Antwort:[2]
1. [Georg] Ledebours Angelegenheit hat den P.V. nicht beschäftigt.[3] Kenne auch sein, mich angreifendes Zirkular nicht. Fr[aktionsvorstand] hat ihm keinen Anlaß gegeben.
2. [Staatssekretär Clemens von] *Delbrück*. Haase mit ihm Unterredung über Erklärung zum 2. Dez[ember] [1914].[4] Delbrück soll Beweise haben; er wisse, daß ein Teil der Fr[aktion] *keine* [Rede im Reichstag] wolle.[5] Näheres nicht bekannt.
3. [Albert] *Südekum*. Als Rotes Kreuz [Vertreter] nach Öster[reich]-Ungarn [ge]fahren, um Lazarette zu besuchen. Von dort nach *Rumänien*, hieß es.[6] Ihn kommen lassen: Verhandlungen mit Reg[ierung] nur in unserem Einvernehmen. Kriegsminist[erium] habe ihn gebeten, [sich] wegen Petroleum-Einkauf [zu] erkundigen. P.V. sprach sein Bedauern [aus], daß er nicht im letzten Augenblick Mitteilung machte; gegen Eintreten Preistreiberei nichts einzuwenden.

1 Handschriftliches, schwer lesbares Original im Generallandesarchiv Karlsruhe, Nachlaß Adolf Geck, Nr. 1097. Vorhanden ist auch das sehr kurze, noch schwieriger zu entziffernde Protokoll der ersten Sitzung der Kontrollkommission ohne Mitglieder des Parteivorstands. Zwei Themen wurden kurz angeschnitten: Erstens, ob Verträge von Heinrich Schulz und Max Peters, beide Leiter von Ausbildungskursen für Jugendliche, gekündigt werden sollten. Beide waren Mitglieder der Zentralstelle für die arbeitende Jugend Deutschlands, bzw. des zwölfköpfigen Ausschusses, der die Arbeiterjugendbewegung leitete. Siehe Max Peters, Friedrich Ebert, Berlin 1954, S.66ff. Zweitens, ob die Parteiführung mit der Regierung wegen der bevorstehenden Inhaftierung Rosa Luxemburgs verhandeln sollte. Luxemburg war Anfang 1914 zu einem Jahr Gefängnis wegen öffentlicher Aufforderung zum Ungehorsam und zu strafbaren Handlungen verurteilt worden. Die Revision bestätigte das Urteil. Rosa Luxemburg sollte im Dezember 1914 die Haftstrafe antreten. Wegen Krankheit wurde der Haftantritt auf den 31. März 1915 verschoben. Siehe Peter Nettl, Rosa Luxemburg, New York, 1966, S.321–322 und S.377–378. Vgl. auch Ulrich Cartarius, Rosa Luxemburg unter Haftandrohung. Zu den Folgen ihrer Verurteilung wegen Aufforderung zum Ungehorsam und zu strafbaren Handlungen durch das Frankfurter Landgericht am 20. Februar 1914, in IWK, Jg.17 (1981), H.1, S.61–67. Am 18. Februar wurde Luxemburg festgenommen und inhaftiert, weil sie Demonstrationen organisiert hatte. Nach Otto Brauns Tagebuch (durch Hagen Schulze eingesehen) hatte Luxemburg ihre Festnahme durch ihr Auftreten veranlaßt (Eintragung vom 15. und 19. Februar 1915). Braun verachtete ihr „Heldentum," glaubte, sie hätte die Vorwärts-Redakteure damit reingelegt und sprach mit Ironie über „die Mutige." In diesem Sinn müssen die Bemerkungen Brauns zu Luxemburgs Verhalten aufgefaßt werden (siehe Anm. 18 unten). Schon im Januar 1915 hatte sich der Parteivorstand verweigert, Demonstrationen gegen Luxemburgs Einsperrung zu organisieren. Vgl. Eberts Schreiben vom 6. Januar 1915 an den Niederbarnimer Wahlverein, in dem er die „einmütige" Auffassung des Parteivorstandes erwähnt (abgedruckt in: Zehn Jahre Sozialdemokratie 1914 bis 1924, Hamburg 1924, S.15). In der Kontrollkommissionsitzung sprach sich Bock dafür aus, daß die Parteileitung wegen Luxemburgs Gefängnisstrafe an die Regierung herantreten sollte, auch wenn dies die „Ehre Rosa Luxemburgs" beeinträchtigte: „Ob ich in jedem *anderen* Falle auch so handeln würde? Ja. [. . .] Heute wird mit der Reg[ierung] über *Alles* auf Grund des Burgfriedens verhandelt."

2 Vermutlich hatte die Kontrollkommission eine Reihe von Fragen gestellt, die Ebert als Sprecher des Parteivorstands beantwortete.

3 Ledebour war am 9. Januar 1915 aus dem Fraktionsvorstand ausgetreten. Er begründete seine Aktion in einer langen Denkschrift, die, wie aus Davids Tagebuch (vgl. Das Kriegstagebuch . . ., a.a.O., S.101), hervorgeht, dem Fraktionsvorstand erst am 2. Februar 1915 zuging. Aber am 14. Januar 1915 wußte Eduard David schon von Ledebours Vorbereitungen. Vgl. Das Kriegstagebuch . . ., a.a.O., S.97. Die Denkschrift, die sich viel mehr gegen Albert Südekum und den Parteivorstand als gegen Ebert richtete, ist abgedruckt in: Die Reichstags-Fraktion der deutschen Sozialdemokratie 1898 bis 1918. Bearb. von Erich Matthias und Eberhard Pikart, 2 Teile, Düsseldorf 1966, T.2, S.14–26. Vgl. auch Ursula Ratz, Georg Ledebour, Berlin 1969, S.154.

4 Am 2. Dezember 1914 hatte Haase die Fraktion davon in Kenntnis gesetzt, daß bei den Verhandlungen über den Verlauf der Reichstagssitzung zwecks Kreditbewilligung Staatsekretär Clemens Delbrück vor Zeugen erklärt habe, mehrere Mitglieder der SPD-Fraktion hätten ihm erklärt, sie hielten es für richtig, die Kriegskredite diesmal ohne Abgabe einer Erklärung zu bewilligen. Vgl. Die Reichstagsfraktion . . ., a.a.O. T.2, S.16.

5 A.a.O., T.2, S.5ff; Das Kriegstagebuch . . ., a.a.O., S.72–81.

6 Ebert gab im Parteiausschuß am 12. und 13. Januar eine detaillierte Schilderung von Südekums Verhalten und den Kenntnisstand der Parteiführung in dieser Angelegenheit. Vgl. Protokolle Parteiausschuß . . ., a.a.O., Bd.1, S.128. Siehe auch Dieter Fricke und Hans Radandt, Neue Dokumente über die Rolle Albert Südekums, in: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft (künftig: ZfG), Jg.4 (1956), H.4, S.757–765); Heinz Wohlgemuth, Weitere Dokumente zur Rolle Albert Südekums im ersten Weltkrieg, in: ZfG, Jg.17 (1969), H.6, S.749–760; Willibald Gutsche, Südekum und die anderen, in: ZfG, Jg.18 (1970), H.9, S.1173–1181.

Clara Zetkin: [französische Telegraphenagentur Agence] Havas Depesche mit gefangen[nem] franz[ösischen] Unteroffizier Dr. S[üdekum] verbreitet.[7] Ist er in franz[ösischen] Gefangenlagern gewesen? Reg[ierungs-]Agent auf eigene Faust keinen reinlichen Eindruck.
Ebert: Spielt in letzten Tagen. Südekum ans Preßb[üro] nun Gegenerklärung, worin er Darstellung in Köln[er] Z[eitung] bestreitet.[8] Im Lager gewesen, nicht im Auftrag Reg[ierung]. S[üdekum] ist zum Militär eingezogen. Morgen Sitzung des Fr[aktionsvorstandes]. Seine Art gefällt uns allen nicht. *Friedensaktion*. Kein Beschluß im *P.A.* gefaßt. Unsere Resolution *begrüßt*.[9] *Pressestimmen im Vorwärts*. *Für objektive* Information in der Parteipresse. Auf Redakt[ion] keinen Einfluß. Lehnen jede Verantwortung *ab*.[10] *Stuttgarter Frage*.[11] Ausgang des Streites wegen Haltung der Redaktion — 2 Mann fort — Verein für eigene Druckerei — Gegenverein für T[agwacht] -- Stuttgarter soll Gelder verwendet haben. Revision der Kasse von uns verlangt; in nächsten Tagen einige Genossen dort nachsehen.
Zetkin: *Gegen* Frieden z.B. Schöpflin in Chemnitzer Volks[stimme].[12]
E[bert]: Kein Parteiblatt hat sich gegen das *Durchhalten* um jeden Preis gewendet.[13]
Z[etkin]: Selbstverständl[ich] ist Friedensaktion auf Gegenseitigkeit. Scheidemanns Durchhalten[14] ebenso nicht Friedensschalmei, sondern für entschiedene Weiterführung des Krieges, Englands Hilfsmittel sind sehr groß.
Scheidemann: Trifft nicht auf meinen Artikel zu was Clara [Zetkin] sagt; er ist mißdeutet. In Bremen großer Beifall.
Ernst: Berlins Zentralaus[schuß] hat Haltung des Vorwärts besprochen; die Stimmen Anderer zu Gehör kommen lassen.[15]
Haase: Weiche ab von Scheidemanns Auffassung. Habe den Artikel sehr bedauert. Gerade diese Sätze sind in ihrer Selbstverständlichkeit Mißdeutung ausgesetzt. Dem *letzten Satz* hat die Fraktion einen *anderen Sinn* beigelegt: Integrität der Grenzen; „bis das Ziel der Sicherung erreicht ist" — haben andere fast als Konzession an die Annexionisten ausgelegt.[16] Bedenkliches Symptom, daß wir in die Redeweise der Gegner uns hineintreten [?]. „Durchhalten" — für unsere Gedankenwelt eigene Form zu haben, war stets unser Stolz. Ideologie! Kommst Du [Scheidemann] nicht auch mit Deinen Gedanken auf andere Bahn? „Wir sind zum Frieden geneigt, wenn *auch* die andere Nationen ect" — das ist der Gedanke der Fraktion gewesen. Warum vom Gegner erwarten? Sind nicht *wir* stolz gewesen, bisher die Vorkämpfer der Internationale gewesen? Bedenklich, daß der Sch[eidemann]-Artikel überall abgedruckt

7 Abgedruckt in: Die Reichstagsfraktion . . ., a.a.O., T.2, S.24.
8 Südekums Erwiderung ist abgedruckt in: a.a.O., T.2, S.25.
9 Ebert sprach sich im Namen des Parteivorstandes gegen eine Friedenskundgebung aus, solange nicht auch die französischen und englischen Sozialisten dazu bereit seien. Vgl. Protokolle Parteiausschuß . . ., a.a.O., Bd.1, S.110. Einstimmig wurde der folgende vage Beschluß verabschiedet: „Der Ausschuß hält es für wünschenswert, daß jede Gelegenheit ergriffen wird, um mit der gesamten Internationale, insbesondere den Bruderparteien in den kriegführenden Ländern, eine gemeinsame Aktion des Friedens einzuleiten." Zitiert nach: a.a.O., Bd.1, S.130.
10 Vgl. Hugo Haase vor dem Parteiausschuß (12./13. Januar 1915): Vgl. Protokolle Parteiausschuß . . ., a.a.O., Bd.1, S.114. Auch gegenüber den Gewerkschaften mußte der Parteivorstand seine Stellung verteidigen. Vgl. Die Gewerkschaften in Weltkrieg und Revolution 1914–1919. Bearb. von Klaus Schönhoven, Köln 1985, S.124ff.
11 Zusammenfassend dazu: Susanne Miller, Burgfrieden . . ., a.a.O., S.83ff.
12 Konnte nicht ermittelt werden. Georg Schöpflin fungierte als Beauftragter des rechten Flügels um David für Presseangelegenheiten. Siehe Das Kriegstagebuch . . ., a.a.O., S.45–6, 49. Die „Chemnitzer Volksstimme", insbesondere der Redakteur Heilmann, sprach sich mehrfach (so im Oktober und November 1914) für die Durchhaltetaktik aus und stellte die Frage: „Warum gibt sich Frankreich nicht als besiegt?" Parteiausschuß vom 7. März 1915; Vgl. Protokolle Parteiausschuß . . ., a.a.O., Bd.1, S.142.
13 Es ist nicht eindeutig, ob Ebert sich auf Scheidemanns Artikel im „Hamburger Echo" oder seinen Neujahrsgruß in der „Bergischen Arbeiterstimme" bezieht. Siehe Das Kriegstagebuch . . ., a.a.O., S.93 und S.98. „Durchhalten" wurde zu einem Schlagwort und Scheidemanns Terminologie zur Kontroverse. David hatte Scheidemann vertraulich mitgeteilt, daß der Artikel „Warum wir durchhalten müssen" gerichtet war „gegen den Schrei nach Frieden". Ebda.
14 Siehe Anm. 13.
15 Der „Vorwärts" wurde immer mehr zum Sprachrohr der Minderheit, vgl. Susanne Miller, Burgfrieden . . ., a.a.O., S.143 und Anm. 10.
16 Haase bezieht sich auf einen Teil der Fraktionserklärung vom 4. August 1914: „Für unser Volk und seine freiheitliche Zukunft steht bei einem Sieg des russischen Despotismus [. . .] viel, wenn nicht alles auf dem Spiel. Es gilt, diese Gefahr abzuwehren, die Kultur und die Unabhängigkeit unseres eigenen Landes sicherzustellen." Emil Kloth, Einkehr, Berlin 1919, S.72, schreibt über die Zusammenkünfte des rechten Parteiflügels: „Ich entsinne mich sehr wohl noch einer Sitzung, wo nach gewaltigen Niederlagen der russischen Armee das Annexionsproblem behandelt wurde und wo der Abgeordnete David die Dünalinie für die am besten die zukünftige Sicherung Deutschlands vor russischen Angriffen gegebene Grenze an der Hand einer Karte bezeichnete." Vgl. auch Das Kriegstagebuch . . ., a.a.O., S.103: „‚Keine Annexionen' ist Unsinn nach Osten . . .".

wurde. *Heymann*.[17] Der falsche Weg ist es, mit solchen Artikeln wie Sch[eidemanns] auf die *ausländ[ischen]* Arbeiter einzuwenden [?]. Legien sagte: man kann den Franzosen und Engländern aus ihrer Auffassung keinen Vorwurf machen. Kriegsmüdigkeit im Schützengraben. Augenmerk auf nächste Zukunft richten. Nur *internationale* Frage.
Z[etkin]: Deutsche und Franzosen haben sich nichts vorzuwerfen. Popanze hüben Zarismus, dort preußischer Militarismus.
Müller: Internat[ionale] Geschichten betreffend, Frankreichs Auffassung über [Wort unleserlich] das [. . . Satz unvollständig].
Braun: Im P.V. ist Niemand gegen den Frieden. Frage ist: wie erreichen wir den Zweck. Sagt mir, was soll gemacht werden? Rosa [Luxemburg] war die einzige die konsequent sich benimmt.[18]
Scheidemann: Glückwunsch in Solingen ist ein Extrablatt [?] des Hamburger Artikels, fast wie alte Einrichtung in Solingen.[19] Was soll man statt ,,Durchhalten" sagen? Kopenhagener Konferenz, als Machw[erk] der regierungsfreundl[ichen] deutschen Sozialdemokraten.[20] Artikel Kautsky: Sieg oder Niederlage, das eigene Land ist dort unterstützt.[21]
Geck: Gegen die vaterländischen Abende.[22]
Geck: Zedlitzscher Artikel.[23] Ich habe in Leipzig einen Vorschlag gemacht zur Aktion. Mitgliederversammlung an einem Tag mit Friedensthema [:] wie dienen wir den Frieden. Wenn sie verboten wurde, umso wirkungsvoller. Die Friedenskundgebung muß eine *nationale* sein in Deutschland, nicht abwarten, was Andere vorhaben. Wenn wir die Grenzen des Landes nicht frei haben, so ist es in Frankreich und Rußland auch so und die anderen Ländergenossen könnten sich noch mehr ablehnend verhalten.
Haase: Taktik des *Vermeidens*, das Ausland zu reizen — England wird dann sagen: Jetzt auch bei uns jeder Gewerkschaftler das Gewehr auf den Buckel nehmen. *Schonung* der Belgier. Die französ[ischen] Genossen Guesde u[nd] Sembat die Gefahr Paris: wenn Deutsche aus den *Grenzen heraus sind*, treten wir für Frieden ein.[24] Nicht warten, bis uns die Regierung erlaubt. In Reg[ierung] gibt es Leute für u[nd] gegen Annexion. Stimmung im Publikum ist für Annexion; wir dürfen auf die Stimmungsmacher nicht antworten im Vorwärts. Wie können wir alle *ohne Ausnahme* für den Frieden eintreten[?] Mit einer gewissen *Leidenschaft* eintreten, lieber Braun! Nichts schreiben, was uns schädigen kann.
Zetkin: Über Pariser Frauenorganisation. ,,Le Kamerade" Kinderzeitung — Diese Genossinnen haben den Aufruf gedruckt.[25] Ebenso sind die Kundgebungen in eng[lischer] Frauenpresse. Hyndmann ist immer Eigenbrödler — habe ihn schon Narren genannt.[26] In eigener Presse allen Begünstigungen der Annexion entgegentreten. In *Herbesthal* Postkarte [?] große Rede für Friedenskundgebung.

17 Sollte wahrscheinlich ,,Hyndman" heißen; siehe unten, wo Zektin über ihn spricht; Henry M. Hyndman, englischer Marxist, trat unmißverständlich für einen Entente-Sieg ein.
18 Für Braun, der Rosa Luxemburg verachtete, mußte dieses eine konsequente ,,Feigheit" oder ,,Rhetorik" bedeuten. Am 15. Februar 1915 notierte er in sein Tagebuch: ,,Selbst Rosa, die Mutige, die, als sie ins Gefängnis sollte, unter die Bettdecke eines Krankenhauses kroch, jetzt aber längst wieder versammlungsfähig ist, hat weder durch ihre Frechheit noch durch ihre rhetorische Schaumschlägerei die Mehrheit für eine Resolution in ihrem Sinne gewinnen können." Siehe Anm. 1.
19 Zum Jahreswechsel 1915 richtete Scheidemann einen Gruß an seine Wähler im Reichstagswahlkreis Solingen: ,,Wir wollen die Absichten unserer Gegner zuschanden machen, wir wollen siegen!" Vgl. Philipp Scheidemann, Memoiren eines Sozialdemokraten, 2 Bde, Dresden 1928, Bd.2, S.328.
20 Im Dezember 1914 sollte in Kopenhagen eine Konferenz der Sozialisten der neutralen Länder stattfinden. Vgl. Protokolle Parteiausschuß . . ., a.a.O., Bd.1, S.110.; am ausführlichsten: Jürgen Rojahn, Um die Erneuerung der Internationale: Rosa Luxemburg contra Pieter Jelles Troelstra, in: International Review of Social History, Jg.30 (1985), H.1, S.2–150, hier S.80ff.
21 Vgl. Karl Kautsky, Kriegssitten, in: Die Neue Zeit, Jg.33 (1914/15), Bd.1, S.65–76.
22 Wahrscheinlich eine Anspielung auf Vorträge, wie sie Wolfgang Heine Anfang Oktober 1914 vor dem ,,Verein für Frauen und Mädchen der Arbeiterklasse" gehalten hatte, in denen er die ,,deutsche Kultur" positiv hervorhob. Vgl. Bundesarchiv Koblenz, Nachlaß Wolfgang Heine, Politische Erinnerungen, ,,Die Politik im Kriege".
23 Müller erklärte am 7. März 1915 im Parteiausschuß: ,,Die Parteipresse hat, soweit das unter der Zensur möglich war, ihre Auffassung gegen die Annexionsäußerungen von Zedlitz und anderen zur Geltung gebracht." Vgl. Protokolle Parteiausschuß . . ., a.a.O., Bd.1, S.138.
24 Jules Guesde und Marcel Sembat, französische Gewerkschafter und Sozialisten, wurden am 26. August 1914 in die französische Regierung aufgenommen. Am 15. Januar 1915 sprachen sie sich mit ihren parlamentarischen Kollegen für die ,,Fortsetzung des Krieges bis zum vollständigen Sieg der Verbündeten" aus. Zitiert nach: Die Reichstagsfraktion . . ., a.a.O., Bd.2, S.38.
25 Vgl. Die Zimmerwalder Bewegung. Hrsg. von Horst Lademacher, 2 Bde, The Hague und Paris 1967, Bd.1, S.99.
26 Vgl. Anm. 17.

Zietz: In *unseren* Reihen den Frieden zu machen. Für Frieden wäre Anlaß, die *Einhelligkeit zu bestärken*. Die Zerfleischung wegen Abstimmung im Reichstag würde aufhören. Fürchten wir nicht das Eingreifen der Militärdiktatur; wir brauchen keine Tagesordnung anzugeben.
Stubbe: Sofort nach Kriegsausbruch für Waffenfriedensschluß. Der Gedanke ist überall vorhanden, aber wir sind ihm entfremdet worden. Annexionspolitik ist größer geworden. Die gemachten Vorschläge sind nicht ausführbar. Wie können wir unsere *Versammlungsfreiheit* herstellen? Im Reichstag. — Generalkommandos sind allmächtig.[27] Habe etliche Meinungsäußerungen theoretischer Personen in der Presse als solche erkannt, daß sie die Stimmung nicht kennen in den Massen. Genossenschaftsblätter dringen in größeren Kreis ein. (Dr. Müller in Genossenpresse etc.)[28] Mit der Aufklärung für Frieden kommen wir nicht zu früh, aber ob *nach außen* es nicht zu früh ist? Mit Haase nur darin nicht einverstanden, daß Sembat und Guesde mit Hinauswerfen der Deutschen abwarten.
Ebert: Im P.V. keine Differenzen über diese Frage. Wir haben die Dinge nicht ruhig laufen lassen. Braun in Bern, um mit Vermittlung an fran[zösische] Genossen heranzukommen.[29] Blieb telegraphisch unbeantwortet. In Sachsen besteht auch Versammlungsverbot; deshalb bei Reg[ierung] vorstellig geworden. Unwahr, daß die Partei für Annexionspolitik eintritt, 3 Blätter erwischt, sind dagegen eingetreten.[30] In Gewerkschaftspresse bei den Transportarbeitern. *Zensur* ist verschärft worden, vielleicht wegen Friedensagitation. Im Reichstag im März unsere bisherigen Bemühungen unterstützen. Ganz entschieden für Stubbes Auffassung abfassen.
Molkenbuhr: Sachsen Armeekorpsbezirk. Mit franz[ösischen] und engl[ischen] Genossen verständigen daß sie unsere Friedenskundgebungen nicht als Schwäche oder Umschwung betrachten; sondern als alte Meinung.
Zetkin feststellend: falsche [nicht lesbar] F[ranzosen] aus freier Wollen Elsaß-Lothringen.
Angelegenheit *Peters* (Jugend)[31] Verträge der Anstellung.
Ebert: Kann nicht ausgeschlossen werden auch mit Verträgen.
Stubbe: moniert wegen dieser Praxis à la Peters.
Bartels: es handelt sich in beiden Fällen um die Kurse.[32]
Stubbe: Wie groß [die] Auflagen in Mühlhausen?[33] 1000 (früher 8000).
Zetkin: 6.III. Frauentag der Schweizer Genossen.[34] In Deutschland vielleicht auch Frauenversammlungen für Friedensidee dienstbar.
Zietz: Fraglich. Diktatur. Im Vorstand darüber reden.

27 Zur Zensur vgl.: Militär und Innenpolitik im Weltkrieg 1914/1918. Hrsg. von Wilhelm Deist, 2 Bde, Düsseldorf 1970, Bd.1, S.63ff.

28 Dr. Adolf Müller, München, stand auf dem rechten Flügel der Partei; die Zeitungsartikel konnten nicht ermittelt werden. Kurt Koszyk, Die ,,Metallarbeiter-Zeitung" am Vorabend des Ersten Weltkriegs — Zur Geschichte der Gewerkschaftspresse, in: Vom Sozialistengesetz zur Mitbestimmung. Zum hundersten Geburtstag von Hans Böckler. Hrsg. von Heinz Oskar Vetter, Köln 1975, S.175–197, verweist S.196f. auf einige Artikel in der Metallarbeiter-Zeitung vom August 1914, in denen für Sieg und Durchhalten plädiert wurde.

29 Otto Braun berichtet in seinem Tagebuch (Eintragungen vom 1. bis 10. September) von seinen diesbezüglichen vergeblichen Versuchen. Vgl. Anm.1.

30 Im Parteiausschuß am 27. September erklärte Ebert: ,,Unsere Stellung zur Annexionspolitik ist klar. Eroberungsgelüste haben wir stets bekämpft. Mit Ausnahme von zwei oder drei Blättern, denen wir aufs Dach stiegen, ist diese Auffassung in unserer ganzen Presse vertreten worden." Vgl. Protokolle Parteiausschuß . . ., a.a.O., Bd.1, S.92.

31 Vgl. Anm 1.

32 Ebda.

33 Die Mühlhauser Volkszeitung hatte im August 1914 ihr Erscheinen eingestellt. Erst Anfang 1915 kam sie wieder heraus. Zum Hintergrund vgl. den Bericht der Kontrollkommission in: Protokoll Parteitag Würzburg 1917, a.a.O., S.52ff.

34 Im Parteiausschuß am 7./8. April 1915 erklärte Ebert, daß der Parteivorstand erst Ende Februar von der geplanten internationalen Frauenkonferenz erfahren hatte und daß die Sekretärin der internationalen Frauenorganisation, Zetkin, den Parteivorstand von den Vorbereitungen nicht informiert habe. Er war besonders darüber entsetzt, daß die Konferenz eine Stellungnahme zum Krieg und zur Einleitung einer Friedensaktion unternehmen wollte. Luise Zietz entgegnete: ,,Sie sei erst Anfang Februar von der Genossin Zetkin mündlich unterrichtet worden, daß sie dies und jenes plane, und ob sie (Zietz) eventuell im Parteivorstand die Teilnahme vertreten wolle. Das habe sie bejaht. Dann habe sie nichts mehr gehört . . .". Vgl. Protokolle Parteiausschuß . . ., a.a.O., Bd.1, S.151.

Dokument Nr. 2

Beschwerde gegen den Parteivorstand, April 1916[1]

Abschrift

Dresden, Königsberg i. Pr., Halle a.S.,
Leipzig, April 1916

An die Kontrollkommission der Sozialdemokratischen Partei
z.H. des Herrn Vorsitzenden Reichstagsabgeordneten
Wilhelm Bock, Gotha

Die unterzeichneten Vertreter der Bezirke Dresden, Ostpreußen, Halle und Leipzig in der Sitzung des Parteiausschusses vom 27. März 1916 legen hiermit auf Grund des § 23 des Parteiorganisationsstatuts Beschwerde gegen den Parteivorstand (P.V.) ein wegen seines Verhaltens in der Sitzung des Parteiausschusses (P.A.) vom 27. März.[2]
Die Sitzung war vom P.V. mit der Tagesordnung ,,Vorgänge in der Reichstagsfraktion" einberufen worden.
Beweis: beiliegendes Originaltelegramm.
In der Sitzung selbst benannte Genosse Ebert, der als Vertreter des P.V. die Verhandlungen leitete und referierte, die Tagesordnung ,,Stellungnahme zu der parteipolitischen Lage." Die Vorgänge in der Reichstagsfraktion bildeten aber einen wesentlichen Teil sowohl seines Referats wie der Verhandlungen und Beschlüsse des P.A. Genosse Ebert begann sein Referat mit einem Hinweis auf die vorhergehende Sitzung des P.A. am 7./8. Januar 1916, die mit 28 gegen 11 Stimmen die Sonderaktion der Reichstagsminderheit am 21. Dezember 1915 aufs schärfste verurteilt habe;[3] am 24. März habe sich Haase gleichgültig über den Parteiausschuß hinweggesetzt, ,,der nach dem Organisationsstatut die berufene Vertretung der Gesamtpartei" sei; Haase pfeife auf die Meinung der Gesamtvertretung der Partei.[4]
Genosse Ebert empfahl dann im weiteren Verlauf der Sitzung im Auftrage, von P.V. und Vorstand der Reichstagsfraktion dem P.A. einen Aufruf zur Annahme, der unter dem Datum des 27. März in der Parteipresse erschienen ist und das Verhalten der Reichstagsminderheit parteiisch angreift.[5] An der Erörterung beteiligten sich noch in ähnlichem Sinne mehrere Mitglieder des P.V., von denen Genosse Müller unsere Meinung, zur Entscheidung über den Fraktionsstreit sei allein der Parteitag berufen, nicht aber der P.V. und der P.A., mit den Worten zurückwies, wenn P.V. und P.A. zu den Streitfragen bis zum nächsten Parteitag schweigen würden, so führte das zu russischen Zuständen.[6] Dementsprechend beschloß der P.A. mit Stimmenmehrheit, den Aufruf zu billigen. Er ist dann bekanntlich auch mit der Unterschrift des P.A. veröffentlicht. Genosse Ebert ließ ferner noch über einen von Ausschußmitgliedern gestellten Antrag abstimmen, der ganz im Sinne des Aufrufs und der Ausführung der

1 Gedrucktes Exemplar mit vielen Druckfehlern in: Staatsarchiv Potsdam, Pr. Br. Rep. 30 Berlin C Polizeipräsidium, Titel 95, Sekt.7, Nr.P 125 Vol.1 (15953), Bl.79–80.
2 Vgl. das Protokoll in: Protokolle Parteiausschuß . . ., a.a.O., Bd.1, S.263–286. Die Vertreter der Bezirke Halle und Leipzig waren Paul Hennig und Richard Lipinski. Dieses wichtige Protokoll war Susanne Miller nicht zugänglich. Vgl. dies., Burgfrieden . . ., a.a.O., S.128, Anm. 78, und ist bisher auch sonst nicht ausgewertet worden. Der Streit im Partei- und im Fraktionsvorstand wurde durch diese Sitzung des P.A. auch in die Kontrollkommission hineingetragen.
3 Vgl. Protokoll der Sitzung des Parteiausschusses vom 7., 8. und 9. Januar 1916, Berlin 1916; Protokolle Parteiausschuß . . . a.a.O., Bd.1, S.227ff; vgl. auch Susanne Miller, Burgfrieden . . ., a.a.O., S.124f. Der dritte Tag der Sitzung war Verhandlungen des Parteiausschusses mit anderen Institutionen vorbehalten. Vgl. dazu: Die Bestrebungen für eine wirtschaftliche Annäherung Deutschlands und Österreich-Ungarns. Protokoll der Verhandlung am 9. Januar 1916 in Berlin, Berlin 1916.
4 Die erwähnten § 23 bzw. 25 sind in der Einleitung zitiert. Nach Protokolle Parteiausschuß . . ., a.a.O., Bd.1, S.264, beschuldigte Ebert Haase als Vorsitzenden der Partei und Bock als Vorsitzenden der Kontrollkommission ,,sich über die Meinung der nach dem Organisationsstatut der Partei berufenen Vertretung der Gesamtpartei gleichgültig hinweg[zu]setzen."
5 Vgl. Vorwärts vom 29. März 1916; siehe auch Susanne Miller, Burgfrieden . . ., a.a.O., S.127–128.
6 Der Begriff ,,russische Zustände" wurde in der SPD häufig als Synonym für Chaos benutzt und bezog sich auf die Parteistreitigkeiten der russischen Sozialdemokraten vor 1914. Hermann Müller war seit 1906 Sekretär im Parteivorstand. Im Parteiausschuß sagte er: ,,Das würde zu russischen Fraktions- und Parteiverhältnissen führen, wo die Spaltung der Fraktionen und Parteien an der Tagesordnung ist". Zitiert nach: Protokolle Parteiausschuß, a.a.O., Bd.1, S.276.

Vertreter des P.V. das parlamentarische Verhalten des Genossen Haase und seiner Gesinnungsgenossen verurteilt. Er wurde von der Mehrheit des P.A. angenommen und ist gleichfalls in der Parteipresse veröffentlicht.[7]

Dieser Tatbestand ergibt, daß der P.V. sowie mit seiner Zustimmung und auf seine Veranlassung der P.A. ihre Befugnisse überschritten haben.

Nach dem Organisationsstatut unserer Partei sind die Mitglieder unserer Reichstagsfraktion allein dem Parteitag verantwortlich, dem sie über ihre parlamentarische Tätigkeit Bericht zu erstatten haben (Art. 11). Sie unterstehen weder der Kontrolle des P.V. noch der des P.A. Jeder Versuch einer solchen Kontrolle durch P.V. und P.A. ist daher rechtswidrig, jeder diesbezügliche Beschluß dieser Körperschaften für die Partei ohne jede Verbindlichkeit. Bei diesem allbekannten unanfechtbaren Sachverhalt stellt die Behauptung des Vertreters des P.V., Genossen Ebert, daß der P.A. die berufene Vertretung der Gesamtpartei und seine Beschlüsse für das parlamentarische Verhalten Haases maßgebend seien, eine ungeheuerliche Irreführung des P.V. dar, der der P.A. leider trotz unseres entschiedenen Widerspruchs folgte.[8]

Der P.A. [ist] am 27. März nicht zum erstenmal auf diesen falschen Weg geleitet worden. Seit Jahr und Tag hat der P.V. wiederholt den P.A. veranlaßt, das parlamentarische Verhalten unserer Reichstagsfraktion seinem Urteil zu unterwerfen. In der Sitzung vom 7. März 1915 beschäftigte sich demgemäß der P.A. mit der Stellungnahme der Fraktion zu den Kriegskrediten und dem Reichsetat und erklärte sich für die Auffassung der Fraktionsmehrheit (Protokolle der Sitzungen des P.A., S.48). Diese Bewilligung wiederholte er am 1. Juli 1915 gegen unseren Einspruch (Protokoll, S.104).[9] Am 7./8. Januar 1916 endlich faßte er jenen mißbilligenden Beschluß gegen das Verhalten der Fraktionsminderheit am 21. Dezember 1915, auf den Genosse Ebert in seinem oben erwähnten Referat hingewiesen hat. Vorher hatte Genosse Scheidemann als Berichterstatter des P.V. der Hoffnung Worte verliehen, ,,daß der P.A. klar und deutlich aussprechen möge, wie er die Sonderaktion einschätzt".[10]

So hat der P.V., offenbar um der von ihm gebilligten Richtung der Fraktionsmehrheit höhere Autorität bei den Parteigenossen zu verschaffen, fortgesetzt den P.A. als Richter über die in der Partei strittigen Kriegsfragen angerufen und den Parteigenossen gegenüber den Anschein erweckt, als ob die Beschlüsse des P.A. für die Gesamtpartei maßgebend seien. In Wahrheit ist aber der P.A., wie Genosse Ebert und seine Vostandskollegen wissen, nicht die berufene Vertretung der Gesamtpartei, sondern weiter nichts als der gutachtliche Beirat des P.V. Unser Organisationsstatut und die Entstehungsgeschichte des P.A. beweisen das.[11]

Nach § 21 des Organisationsstatuts hat der P.A. über politische und organisatorische Fragen zu beraten und Gutachten abzugeben.[12] Die Ausführungen des Referenten der Organisationskommission, des Mitgliedes des P.V., Genossen Müller, auf dem Chemnitzer Parteitag, die er im Auftrage des P.V. und der Organisationskommission machte, lehren, daß der P.A. sein Gutachten dem P.V. zu unterbreiten hat, daß dieses Gutachten unverbindlich selbst für diesen ist und daß keine Rede davon sein kann, der P.A. sei etwa als gleichberechtigte Körperschaft neben dem P.V. Beschlüsse zu fassen befugt.[13]

7 Vgl. Vorwärts vom 29. März 1916.

8 Vgl. Protokolle Parteiausschuß, a.a.O., Bd.1, S.273: ,,Von Gottschalk und Genossen liegt folgender Antrag vor: Der Parteiausschuß erklärt, daß er nach unserem Organisationsstatut nur ein gutachtlicher Beirat des Parteivorstandes ist und daß er es daher ablehnt, über das Verhalten der Reichstagsfraktion, die allein im Parteitag verantwortlich ist, zu Gericht zu sitzen und abzuurteilen." Dieser Antrag wurde abgelehnt und Fleißner, Lipinski, Gottschalk und Hennig gaben eine Erklärung ab, in der sie gegen die Beschlußfassung des Parteiausschusses protestierten und eine Beschwerde bei der Kontrollkommission ankündigten (vgl. a.a.O., S.284).

9 Tatsächlich sind es S.47 und S.103.

10 Protokoll der Sitzung des Parteiausschusses vom 7., 8. und 9. Januar 1916, a.a.O., S.157; Protokolle Parteiausschuß, a.a.O., Bd.1, S.245.

11 Zur Entstehungsgeschichte des Parteiausschusses siehe die viel besser fundierte Darstellung bei Dieter Groh, Negative Integration . . ., a.a.O., S.314–317 als bei Carl E. Schorske, German Social Democracy 1905–1917, a.a.O., S.216–220. Außer der bei Dieter Groh, a.a.O., S.316, Anm. 161, erwähnten Sitzung der Bezirks- und Landesorganisationsvorstände mit dem Parteivorstand sind Protokolle von zwei weiteren Sitzungen und zwar vom 24. und 25 Januar 1910 und vom 18. und 19. November 1910 überliefert. Staatsarchiv Potsdam (vgl. Anm. 1), (12998): ,,Die sozialdemokratischen Bestrebungen, 1910", Bl.42ff, und: (15937): ,,Die Organisation der deutschen Sozialdemokratie, 1908–1914", Bl.94–99.

12 Art. 21 des Parteiorganisationsstatuts lautete: ,,Der P.A. berät gemeinsam mit dem P.V. über wichtige, die Gesamtpartei berührende politische Fragen, über die Einrichtung zentraler Parteiinstitutionen, die die Partei finanziell dauernd erheblich belasten, über die Festsetzung der Tagesordnung des Parteitages sowie die Bestellung der Referenten und gibt durch Beschluß sein Gutachten ab."

13 Protokoll Parteitag Chemnitz 1912, Berlin 1912, S.296ff.

Im Protokoll des Parteitags heißt es in Genosse Müllers Referat (Seite 298): „Wenn der Ausschuß aus den Delegierten der Bezirksvorstände besteht, konnte bei der Vielgestaltigkeit unseres Bezirkswesens nicht die Rede davon sein, daß der P.A. gemeinsam mit dem P.V. beschließen konnte [. . .]. Wenn der P.A. nun neben dem P.V. beschließt und diesem sein Gutachten unterbreitet, so trägt der P.V. in Zukunft allein gegenüber dem Parteitag die Verantwortung. Diese Tatsache, daß der Ausschuß eine gutachtende Körperschaft ist und der Vorstand die Verantwortung allein trägt, konnte es nun entbehrlich machen, daß der Parteitag die Ausschußmitglieder bestätigt [. . .]. Der P.A. gibt sein Gutachten ab, der P.V. ist an diesen Beschluß nicht gebunden." Weiterhin Seite 299: „Es ist die Befürchtung laut geworden, daß der P.A. sich etwa an die Stelle des Parteitags setzen könnte. Ich halte das für absolut irrig. Auch in der Zukunft hat in allen wichtigen Fragen der Parteitag selbstverständlich das letzte Wort. Es wird keinem P.A. einfallen, sich Rechte anzumaßen, über die jeder Parteitag gewiß eifersüchtig wachen würde. Und endlich im Schlußwort des Genossen Müller (Seite 326–7): „Hier ist eine Frage aufgeworfen, auf die ich a priori gestern eingegangen bin, nämlich ob etwa im P.A. Fragen erhoben werden können, wie die über die Abstimmungen zum Budget. Es ist unmöglich, daß solche Fragen dort anders entschieden werden können als durch den Parteitag. Kein Parteitag würde sich das gefallen lassen und kein P.V. würde sich über die Beschlüsse des Parteitags hinwegsetzen, selbst wenn der gutachtliche Beirat das beschließen würde, den wir in Zukunft im P.A. haben. Der Hase will noch lange nicht so laufen, wenn selbst ein P.A., das beschließen würde." Der „Haase" läuft tatsächlich nicht so, wie der P.A. es beschlossen hat. Aber Genosse Müller und die Mehrheit seiner Vorstandskollegen rechnen es Haase gerade zum Verbrechen an, daß er heute noch zu den auch für ihn verpflichtenden Worten steht, die Genosse Müller noch vor 3 ½ Jahren im Namen von P.V. und Organisationskommission verkündet hat. Es ist beachtenswert, daß trotz Genosse Müllers ausdrücklicher Bezugsnahme auf die Budgetfrage der P.A. in seiner Sitzung vom 7. März 1915 durch den P.V. veranlaßt wurde, gerade die strittige Zustimmung der Mehrheit der Reichstagsfraktion zum Reichsbudget durch seinen Beschluß zu decken.[14]

Wir machen darauf aufmerksam, daß die enge und feste Umgrenzung der Befugnisse des P.A., wie sie Genosse Müller als Berichterstatter so nachdrücklich betont hat, für die zahlreichen Gegner dieser neuen Parteikörperschaft in der Kommission wie auf dem Parteitag die Vorbedingung ihrer Zustimmung war. Das bezeugen wir als Mitglieder der Organisationskommission und Delegierte auf dem Parteitag. Wir haben bewiesen, daß der P.A. wie in früheren Sitzungen, so insbesondere in seiner letzten vom 27. März, seine ihm durch das Organisationsstatut übertragenen Befugnisse dadurch überschritten hat, daß er das Verhalten der Reichstagsfraktion kontrolliert und zum Gegenstand seiner Beschlußfassung gemacht hat. Wir haben bewiesen, daß dies mit Wissen und Willen und auf Betreiben des P.V. geschehen ist, der in erster Linie für die Übergriffe verantwortlich zu machen ist.

Wir beantragen, die Kontrollkommission wolle beschließen:

„Das gerügte Verhalten des P.V. und P.A. verletzt unser Organisationsstatut und ist daher zu verurteilen. Die gerügten Beschlüsse sind rechtswidrig und für die Parteigenossen unverbindlich."

Wir bemerken schließlich, daß wir uns in dieser Beschwerde auf die Anfechtung der formalen Verfehlungen des P.V. als verantwortlichen Leiter des P.V. beschränkt haben, weil es für uns besonders wichtig ist, daß die Befugnisse des P.A. von der Kontrollkommission geprüft und klargestellt werden. Der P.V. hat aber außerdem nach unserer Meinung fortgesetzt seine ihm obliegenden Pflichten verletzt. Er hat in den schwebenden Parteistreitfragen die eine Parteirichtung, die durch die Fraktionsmehrheit vertreten wird, parteiisch unterstützt, in ihren Dienst die Mittel der Parteikasse und seinen amtlichen Einfluß gestellt und hat umgekehrt die andere Parteirichtung gehässig gekämpft und ihre Werbetätigkeit parteiamtlich zu hindern versucht. Er hat die Herausdrängung der Fraktionsminderheit aus der Reichstagsfraktion, über deren Berechtigung allein der Parteitag zu beschließen befugt ist, amtlich gedeckt, hat rechtswidrig den Vorsitzenden unserer Partei, Genossen Haase, zur Niederlegung seines Amtes gedrängt, hat fortdauernd in den durch den Krieg erzeugten Parteistreitfragen, die, nach allgemeiner Parteiansicht, nach freier Diskussion in Presse und Versammlung allein der Parteitag zu entscheiden berufen sein wird, dem Parteitag vorgegriffen und der Gesamtpartei seine eigene Stellungnahme für die Fraktionsmehrheit als verbindlich aufzuzwingen versucht.

Dies alles hat schließlich zu unerträglichen Parteizuständen geführt, denen im Interesse der Aufrechterhaltung der Parteieinheit endlich Einhalt geboten werden muß. Die Kontrollkommission ist berufen,

14 Das Budget und der Antrag auf Bewilligung weiterer Kriegskredite wurden dem Reichstag im März 1915 zusammen vorgelegt. Im übrigen lehnte die SPD auch während des Krieges den Etat ab.

diesen Rechtsverletzungen entgegenzuwirken. Wir haben die Zuversicht, daß sie die erschütterte Rechtssicherheit in unserer Partei wieder herstellen wird.
Mit Parteigruß
gez. Herm. Fleißner, Dresden-Driesnitz[15]
gez. Alfred Gottschalk, Königsberg i. Pr.[16]

15 Hermann Fleißner (1865–1939), Tischler, Redakteur des Dresdener Volkszeitung 1896–1917, trat 1917 zur USPD über.
16 Alfred Gottschalk, Arzt, Freund Hugo Hasses, wurde 1917 Mitglied der USPD.

Dokument Nr. 3

Antwort des Parteivorstandes, Juli 1916[1]

Sozialdemokratische Partei
Deutschlands.
Der Parteivorstand.
Berlin S.W. 68, Lindenstr. 3. Berlin, den 4. Juli 1916

An die Kontrollkommission.

Werte Genossen!

Zu der Beschwerde der Genossen Fleissner-Dresden und Gottschalk-Königsberg erklären wir Folgendes:
Die Beschwerde entbehrt formell wie materiell der Berechtigung. Formell ist die Beschwerde insofern nicht berechtigt, als sie sich gegen den Parteiausschuß richtet, der nach dem Organisationsstatut der Partei garnicht der Kontrolle der Kontrollkommission untersteht, so daß diese auch über Beschwerden gegen ihn nicht entscheiden kann. Die Kontrollkommission ist nach § 23 des Organisationsstatuts der Partei lediglich zur Kontrollierung des Parteivorstandes und als Berufungsinstanz für Beschwerden gegen den Parteivorstand eingesetzt.[2]
Soweit sich die Beschwerde gegen den Parteivorstand richtet, ist sie materiell unberechtigt. Die Beschwerdeführer gehen von der irrigen Voraussetzung aus, daß der Parteiausschuß in seiner Sitzung vom 27. März d[ieses] J[ahres] seine Befugnisse überschritten habe, indem er angeblich die parlamentarische Tätigkeit der Reichstagsfraktion kontrollierte, das parlamentarische Verhalten des Genossen Haase und seiner Gesinnungsgenossen verurteilte, und durch Beschlußfassung zu den Vorgängen im Reichstag Stellung nahm. Dem Parteivorstand machen sie zum Vorwurf, er habe diese vermeintlichen Übergriffe des Parteiausschusses gebilligt und veranlaßt und sei daher für sie verantwortlich zu machen. Darauf ist zu erwidern, daß wir uns bei den Vorgängen, die die Beschwerdeführer zum Anlaß ihrer Beschwerde nehmen, durchaus im Rahmen des Organisationsstatuts der Partei gehalten haben, wie auch keine Rede davon sein kann, daß der Parteiausschuß seine Befugnisse überschritten habe. Nach § 21 des Organisationsstatuts hat der Parteiausschuß u.A. die Aufgabe, über wichtige, die Gesamtpartei berührende politische Fragen gemeinsam mit dem Parteivorstand zu beraten und durch Beschluß sein Gutachten abzugeben.[3] Zur Erfüllung dieser Aufgabe hat der Parteivorstand den Parteiausschuß zu der Sitzung vom 27. März d[ieses] J[ahres] zusammenberufen, was nach § 22 des Statuts ihm obliegt.[4] Daß die Vorgänge im Reichstag, die Spaltung der Fraktion mit ihren für die politischen Verhältnisse und für die Entwicklung der Partei so tief einschneidenden Folgen wichtige, die Gesamtpartei berührende politische Fragen sind, wollen doch wohl auch die Beschwerdeführer nicht bestreiten. Ist dem aber so, dann war der Parteiausschuß auch befugt, zu diesen Vorkommnissen Stellung zu nehmen und der Parteivorstand war nicht nur berechtigt, sondern sogar verpflichtet, ihm zu dieser Stellungnahme Gelegenheit zu geben. Zu welchem Gutachten der Parteiausschuß in seiner Beschlußfassung kommt, ob er Maßnahmen und Pläne der Regierung, die Haltung unserer Parteigenossen zu den wichtigen politischen Fragen billigt oder verurteilt, unterliegt seiner freien Entschließung. Inwieweit er sich dabei von den Informationen des Parteivorstandes, mit dem er gemeinsam zu beraten hat, beeinflussen läßt, ist seine Sache.

1 Maschinenschriftliches Original im Generallandesarchiv Karlsruhe, Nachlaß Adolf Geck, Nr.1097.
2 Siehe Dokument Nr.2, Anm. 2 und Einleitung.
3 Siehe Dokument Nr.2, Anm. 12.
4 § 22 des Parteiorganisationsstatuts lautet: „Regelmäßig alle Vierteljahre und im Bedarfsfalle auch häufiger ist der Parteiausschuß vom Parteivorstand unter Angabe der Tagesordnung zu einer Sitzung zu berufen . . .".

Ihm sind auch im Organisationsstatut keinerlei Schranken gezogen für die Form, in der er seine gutachtliche Stellungnahme zum Ausdruck bringt, ob durch eine selbstständige Erklärung oder durch den Beitritt zu einer vorliegenden Erklärung des Parteivorstandes. Der Parteiausschuß hat sich daher auch kein Kontrollrecht gegenüber der Fraktion angemaßt, sondern er hat vielmehr in rechtsmäßiger Ausübung seiner Befugnisse und in pflichtgemäßer Erfüllung seiner Aufgaben zu den wichtigen politischen Fragen, die zur Zeit die Partei bewegen und ihre Einheit und Geschlossenheit auf das Schwerste gefährden, Stellung genommen und seine Auffassung zum Ausdruck gebracht. Die Mitwirkung des Parteivorstandes dabei hielt sich im Rahmen des Organisationsstatuts und gibt daher zu einer Beschwerde nicht den geringsten berechtigten Anlaß.
Weiter machen die Beschwerdeführer dem Parteivorstand ungeheuerliche Irreführung des Parteiausschusses zum Vorwurf, die sie darin erblicken wollen, daß Ebert den Parteiausschuß als die nach dem Organisationsstatut berufene Vertretung der Gesamtpartei bezeichnet und mit dem Hinweis, daß Haase sich über die Beschlüsse dieser Körperschaft hinweggesetzt, den Anschein habe erwecken wollen, als seien die Beschlüsse des Parteiausschusses für die Fraktion und die Partei maßgebend und bindend. Würden wir gleich den Beschwerdeführern die Neigung zum Übertreiben haben, dann könnten wir darauf erwidern, sie versuchen eine ungeheuerliche Irreführung der Kontrollkommission, wenn sie ihr Glauben machen wollen, wir hätten die Beschlüsse des Parteiausschusses für maßgebend und bindend erklärt. In Bezug auf die Befugnisse des Parteiausschusses steht der Parteivorstand auch heute noch auf dem Standpunkt, den Müller auf dem Chemnitzer Parteitag namens des Parteivorstandes und der Organisationskommission dargelegt hat und der in der Beschwerde angezogen wird.[5] Im Gegensatz zu den Beschwerdeführern bestreiten wir aber entschieden, daß der Parteiausschuß in den von ihnen erwähnten Fällen die Grenzen überschritten hat, die in den angezogenen Ausführungen Müllers seiner Tätigkeit gezogen sind; auch hat der Parteivorstand nicht einmal den Versuch gemacht, ihn dazu zu bestimmen oder seine Beschlüsse als maßgebend und bindend für die Organe der Partei hinzustellen.
Indes betonen wir wiederholt, daß der Parteiausschuß, der auf Grund des Organisationsstatuts der Partei aus den Vertretern aller Bezirksorganisationen des Reiches gebildet wird, die Vertretung der Gesamtpartei darstellt, die nach dem Organisationsstatut berufen ist, gemeinsam mit dem Parteivorstand zu wichtigen, die Gesamtpartei berührenden politischen Fragen Stellung zu nehmen und durch Beschlußfassung sich gutachtlich zu äußern. Sind auch seine Beschlüsse, wie die des Parteitages für die Tätigkeit des Parteivorstandes, der Fraktion und der sonstigen Parteiorgane, nicht unbedingt maßgebend und bindend, so haben sie doch als Meinungsausdruck der Organisationsvertretungen des Reiches eine sehr große Bedeutung und müssen gerade in der jetzigen Zeit, wo der Parteitag nicht tagen kann, die größte Beachtung finden.
Jedenfalls liegt es im Interesse der Partei, wenn sich Parteigenossen ohne zwingende Gründe über die Beschlüsse des Parteiausschusses nicht hinwegsetzen. Haase und die übrigen Fraktions-Separatisten haben sich über die Beschlüsse des Parteiausschusses hinweggesetzt. Nach unserer Auffassung ohne zwingende Gründe. Diese Tatsache hat Ebert in dem vorstehend dargelegten Sinne in der Sitzung vom 27. März d[ieses] J[ahres] lediglich konstatiert, ohne die Schlußfolgerungen der Beschwerdeführer zu ziehen. Daraus erhellt, daß die Behauptung, der Parteivorstand habe den Parteiausschuß irregeführt, eine Unterstellung ist, die entscheidende Zurückweisung verdient.
Die am Schlusse der Beschwerde gegen den Parteivorstand erhobene Beschuldigung, er verletze fortgesetzt die ihm obliegenden Pflichten, ist so allgemein gehalten und mit Tatsachen so wenig belegt, daß es unmöglich ist, sie eingehend zu widerlegen. Einzelne der dort aufgestellten Behauptungen haben zudem die Kontrollkommission bereits in eingehend begründeten Beschwerden vorgelegen und sind durch Abweisung der Beschwerden erledigt worden.[6] Die Behauptung der Beschwerdeführer, der Parteivorstand habe in den schwebenden Streitfragen die eine Parteirichtung parteiisch unterstützt, in ihren Dienst die Mittel der Parteikasse und seinen amtlichen Einfluß gestellt und umgekehrt die andere Parteirichtung gehässig bekämpft, und ihre Werbetätigkeit parteiamtlich zu hindern versucht, enthält jene verdächtigenden Allgemeinheiten, die in vielen von der Sonderorganisation der Opposition veranlaßten Resolutionen immer wiederkehren, ohne durch ihre fortgesetzte Wiederholung an Richtigkeit und Berechtigung zu gewinnen.[7]

5 Siehe Dokument Nr.2, Anm. 13.
6 Bezieht sich wahrscheinlich auf die Beschwerden, die durch den Parteistreit in Württemberg, Frankfurt und anderen Orten an die Kontrollkommission gerichtet worden waren. Unterlagen im Nachlaß Adolf Geck, Nr.1202 und Nr.1097.
7 Beispiele für derartige kontroverse Resolutionen in: Parteiagitation und Wahlkreisvertretung. Eine Dokumentation über Friedrich Ebert und seinen Reichstagswahlkreis Elberfeld-Barmen 1910–1918. Hrsg. von Dieter Buse, Bonn 1975, S.98 und S.108.

Die Beschwerdeführer scheinen übrigens der sonderbaren Auffassung zu sein, der Parteivorstand habe lediglich die Verwaltungsgeschäfte der Partei zu besorgen und sich um die politische Orientierung der Partei nicht zu kümmern. In parteitaktischen Fragen müsse er als die höhere Unparteilichkeit über den Wassern schweben, unbekümmert, ob in der Partei alles drunter und drüber geht. Eine solche Rolle zu spielen müssen wir ablehnen.
Wir sind vielmehr der Meinung, daß der Parteivorstand nicht nur die organisatorische Einheit und Geschlossenheit der Partei zu wahren hat, sondern daß es auch seine vornehmste Aufgabe ist, die Politik der Partei im Einklang mit dem Programm und den Parteitagsbeschlüssen zu beeinflussen und das Ergebnis dieser Politik der Agitation für die Partei dienstbar zu machen. Diese Aufgabe hat der Parteivorstand vor dem Kriege mit Zustimmung der Gesamtpartei erfüllt, er hat sich auch während der Kriegszeit ihre Erfüllung angelegen sein lassen.
Die überwiegende Mehrheit des Parteivorstandes ist der Überzeugung, daß die Politik, die die Mehrheit der Reichstagsfraktion in den Kriegsfragen bisher getrieben hat, nicht gegen das Parteiprogramm und auch nicht gegen Parteitagsbeschlüsse verstößt, vielmehr im Einklang mit unseren zahlreichen programmatischen Erklärungen zur Landesverteidigung steht und geeignet ist, die Interessen der Arbeiterklasse und der Partei zu fördern. Sie unterstützt daher diese Politik und ist bemüht, ihre werbende Kraft der Propaganda für die Partei nutzbar zu machen. Wenn er dabei, abweichend von früheren Gepflogenheiten, sich auch gegen den Standpunkt wenden muß, den die Minderheit der Fraktion vertritt, so ist das lediglich dem Umstand zuzuschreiben, daß Anhänger dieser Minderheit im strikten Gegensatz zu dem, was früher in der Partei üblich war, bereits seit August 1914 durch mündliche und schriftliche Tätigkeit in gehässiger Weise die Mehrheit der Fraktion und die Parteileitung angreifen und durch dieses vergiftende Treiben, das durch die Spaltung der Fraktion noch gefördert worden ist, die Gefahr einer völligen Zerrüttung und Spaltung der Partei heraufbeschwören. Eine Gruppe der Opposition propagiert ja ganz offen die Parteispaltung.[8]
Der Parteivorstand, der die Einheit und Geschlossenheit der Partei zu wahren hat, würde seine Pflicht verletzen, wenn er untätig zusehen wollte, wie die Organisation der Partei in Trümmer geschlagen wird. Gehässig hat der Parteivorstand niemand bekämpft, selbst die nicht, die ihn tagtäglich in der Presse, in Zusammenkünften und in annonymen Pamphleten herabsetzen und verleumden.[9]
Wir glauben mit unseren Darlegungen nachgewiesen zu haben, daß die Beschwerde in allen Teilen unbegründet ist und ersuchen daher, sie abzuweisen.

Mit Parteigruß

Der Parteivorstand.

8 Bezieht sich auf die Spartakusgruppe; vgl. Heinz Wohlgemuth, Die Entstehung der Kommunistischen Partei Deutschlands, Berlin, S.151ff.
9 Gemeint sind wahrscheinlich die Spartakusbriefe, sogenannte ,,Bilder ohne Worte" und ,,Lose Blätter", die von Spartakus oder USPD herausgegeben worden waren; vgl. Eberts Bericht vor dem Parteiausschuß vom 20./21. Juli 1916; Protokolle Parteiausschuß . . ., a.a.O., Bd.1, S.297f.

Dokument Nr. 4

Sitzungen vom Juli 1916[1]

Protokoll der [1.] Sitzung vom 4. Juli 1916 [Kontroll-Kommission]

(Durch Krankheit abwesend die Genossin Zetkin.)
Bock teilt mit, daß *Beschwerden* nicht eingegangen sind. Ein Brief von Wolters-Crefeld ist persönlich an Bock gerichtet und wird nicht als Beschwerde angesehen.[2] Ferner stellt Bock fest, daß in der Beschwerdesache der Preßkommission gegen den P.V. wegen der Vorwärts-Zensur ein Brief an die K-K. nicht einging, es habe [Emil] Eichhorn dem Vorsitzenden Bock nur mündlich das Erscheinen in Aussicht gestellt.[3]

1 Maschinenschriftliches Original im Generallandesarchiv Karlsruhe, Nachlaß Adolf Geck, Nr.1097.
2 Konnte nicht geklärt werden.
3 Am 1. April 1916 setzte der Parteivorstand Hermann Müller als Vorzensor ein, weil die Redaktion eindeutig mit der Sozialdemokratischen Arbeitsgemeinschaft sympathisierte. Vgl. Susanne Miller, Burgfrieden . . ., a.a.O., S.143ff; Emil Eichhorn fungierte als Redakteur im Pressebüro der SPD, ging später zur USPD und war Mitglied der Pressekommission.

Beschluß: An Eichhorn ist zu schreiben, daß keine Beschwerde eingegangen ist.
Auf Antrag Ernst wird nochmals die Besprechung eröffnet. Es bleibt bei dem Beschluß.
Stubbe verliest das *Protokoll*, das genehmigt wird, nachdem sich über die Protokollierung der Abstimmung in der *Vorwärtsbeschwerde* eine längere Debatte entsponnen hatte.[4] Der P.V. sagte bekanntlich (Ebert): ,,Ihr habt Euch durch diese Abstimmung vollständig ausgeschaltet." Diese Auslegung ist nach der Anschauung Hengsbachs nur ein unberechtigter Kniff in der Beurteilung unserer Entscheidung, die lediglich dahin zu gehen hatte, ob der Antrag des P.-V., den Redakteur Meyer zu entlassen, anzunehmen ist oder nicht.
Stubbe ist der Meinung, daß wir uns ausgeschaltet haben; es sei deshalb richtig zu protokollieren: Durch die Abstimmung ist die K.K. zu keiner Entscheidung gekommen.
Geyer beantragt die Fassung: Eine Entscheidung ist dadurch nicht erfolgt. So wird auch beschlossen. Es folgt hieranschließend die Aussprache wegen der Erklärung des P.V. im Vorwärts, auf welche Bock namens der K.K. antwortete, obschon Timm ihn telegraphisch bat, vor geschehener Besprechung in einer Sitzung der K.K. in der Sache nichts zu veröffentlichen.[5]
Bock: Er habe eine rasche Antwort für notwendig gehalten und konnte doch deshalb keine Extra-Sitzung der K.K. einberufen. Ein Urteil ist in seiner Erklärung nicht enthalten. *Brühne* hätte gewünscht, daß Bock sich vorher mit seinen im Reichstag anwesenden Kollegen der K.K. über die zu erlassende Erklärung besprochen hätte. *Geck* hält es für eine dringende Sache, der Auffassung des P.V. entgegenzutreten, daß sich die K.K. dadurch ausgeschaltet habe, daß sie bei der Entscheidung einer Frage zur Stimmengleichheit kam. Er verweist auf die parlamentarische Bedeutung der Stimmengleichheit. *Ernst:* Bock hätte das in Kürze sagen können, ohne eine Erklärung solcher Art abzugeben.
Antrag Timm: Es soll in ähnlichen Fällen, in denen eine Erklärung der K.K. notwendig erscheint, der Vorsitzende erst die Kollegen um ihre Zustimmung befragen.
Hengsbach tadelt noch die höhnische Art, wie der P.V. dieses Ausschalten kennzeichnet, es sollte wie eine Beohrfeigung wirken. *Stubbe* erläutert den Vorgang, wie er sich in seiner u[nd] Hengsbachs Anwesenheit im P.V. zugetragen.
Beschluß: Der Antrag Timm wird einstimmig angenommen.

[2.] Sitzung vom 5. Juli früh 9 Uhr.

Beratung des Antrags Timm: Die Einberufung eines *Parteitags* betreffend.[6]
Timm begründet seinen Antrag, der dem P.V. unterbreitet werden soll in eingehender Weise. Er schildert die Entwicklung der schwierigen Verhältnisse in der Partei und die große Verantwortung, welche für die leitenden Beamtungen und Instanzen daraus hervorgangen ist. Er sei bei solchen Erwägungen zur Auffassung gekommen, daß mit der bisherigen Verzichtleistung auf einen Parteitag gebrochen werden müßte. Es wäre zu überlegen, ob dabei ein ordentlicher oder außerordentlicher zu berufen sei. Bezüglich des letzteren räume das Organisationsstatut auch der K.K. eine Initiative ein.[7] Politische Fragen könnten — soweit ihre Behandlung nicht notwendig wird — dabei außer Betracht bleiben. Mit der zu schaffenden Klarheit in organisatorischen Fragen würden wir uns die Genossen im Felde zu Dank

4 Am 15. April 1916 entließ der Parteivorstand den Vorwärts-Redakteur Ernst Meyer, ein Mitglied der Spartacusgruppe, der ein Flugblatt verfaßt hatte, in dem er dazu aufrief, dem Parteivorstand die Beiträge zu sperren. Die Pressekommission entschied gegen die Stellungnahme des Parteivorstandes. Laut Parteistatut (§ 26) sollten in Konfliktfällen über das ,,Zentralorgan der Partei" alle drei Organe — Parteivorstand, Pressekommission und Kontrollkommission — mit je einer Stimme entscheiden. Da innerhalb der Kontrollkommission weder ein klares Votum für die Entscheidung des P.V. noch für die der Pressekommission zustandekam (vier Mitglieder votierten für den P.V., vier gegen ihn), blieb der P.V. bei seiner Entscheidung, Meyer zu entlassen.

5 Am 19. Mai 1916 hatte der P.V. im Vorwärts über das Patt bei der Abstimmung in der Kontrollkommission berichtet und darauf hingewiesen, daß damit die Entscheidung des P.V. gültig sei. Am folgenden Tag sprach Bock ebenfalls im Vorwärts dem P.V. das Recht ab, aus der Abstimmung der Kontrollkommission eine Unterstützung seiner Entscheidung abzuleiten. Nach parlamentarischem Brauch sei ein Antrag bei Stimmengleichheit abgelehnt. Beide Erklärungen waren in scharfem Ton abgefaßt. Am 20. Juli 1916 beklagte Ebert im Parteiausschuß die öffentliche Auseinandersetzung über die Beratungen der Kontrollkommission: ,,Wir sollen die wichtigsten und internsten Parteiangelegenheiten mit der Kontrollkommission beraten, und im nächsten Augenblick wird alles entstellt in die Welt hinausgeschrien." Zitiert nach: Protokolle Pareiausschuß . . ., a.a.O., Bd.1, S.300

6 Auf der Sitzung des Parteiausschusses vom 20. und 21. Juli 1916 kam es über die Frage der Einberufung eines Parteitags noch einmal zu einer ähnlichen Auseinandersetzung wie der folgenden. Vgl. Protokolle Parteiausschuß . . ., a.a.O., Bd.1, S.299ff.

7 Nach § 16 des Organisationsstatuts konnte ein außerordentlicher Parteitag ,,auf einstimmigen Beschluß der Kontrollkommission" einberufen werden.

Würzburg, Bayreuth, Augsburg besonders schlimm. Die Genossen in Bayern brachten private Mittel auf unter Bürgschaft des P.V., der über die Abgabe des Geldes bestimmt. Braun erörtert sodann ausführlich den *Fall Wallfisch* in Dresden, wobei eine Unterschlagung von über 90 000 Mark herauskommen werde. Man habe dem W[allfisch] bei seiner 52jährigen Tätigkeit unbedingtes Vertrauen geschenkt. Bedauerlich sei die Fruktifizierung des Vorfalls durch ein Flugblatt: Wallfische nach dem System des Reichsverbands. Das Defizit der *Parteikasse* beträgt jetzt 397 000 gegen 290 000 im Vorjahre. Für 1913/14 waren rund 300 000 M[ark] vorgesehen. Das *Rheinische Büro* wird aufgehoben und als Abteilung des P[resse] B[üros] eingerichtet.[12]
Hengsbach u[nd] Stubbe richten Anfragen wegen der Inseratenpreise und der Berechnung der ,,Neuen Welt". Es wird dabei der Wunsch geäußert nach einer Zusammenstellung der Gelder, welche den einzelnen Orten zu den verschiedenen Zwecken gegeben worden sind.
Ebert erstattet den politischen Bericht, zunächst über die Internationale.[13] Dem Büro, das ungenügend unterrichtet war, ist sämtliches Material übermittelt worden. Eine Konferenz neutraler Länder ist durch Rundschreiben einberufen worden. Der P.V. hielt eine Konferenz mit Oesterreich-Ungarn. Durch die Offensive wurde die Friedensmöglichkeit wieder hinausgeschoben. Es bestand in Wien Einigkeit darüber, unseren Friedenswillen zum Ausdruck zu bringen. Die Ziele der deutschen Partei waren in einer Konferenz des P.V. und P.A. festzustellen, jede der Nationen hatte getrennte Erklärungen an das Internationale Büro abzugeben (Ungarn, Oesterreich u[nd] Deutschland). Diejenige der oesterr[eichischen] Tagung enthält den Passus: Ordnung im Süd-Osten, freies unabhängiges Polen, freier Bund der Balkanvölker. Der P.V. konnte seine entgültige Stellung noch nicht fassen.[14]
Timm regt nun die Einberufung eines Parteitags an und berichtet über die Erörterung in der K.K., welche jetzt impotent geworden sei. Der P.V. ernte jetzt die Früchte seines Langmuts.
Ebert: Anregungen ginge[n] auch schon vom P.A. und von der preuß[ischen] Landeskommission an den P.V.[15] Zweifellos wirkte der jetzige Zustand ungünstig; auch zu normaler Zeit würde die Partei erschüttert mangels eines Parteitags, der stets wie ein klärendes Gewitter wirke. Timm schilderte die Entwicklung richtig. Durch die Vorgänge in Berlin, Frankfurt, Bremen ect. (Minderheit gegen Mehrheit) hat die Parteilage ein anderes Gesicht bekommen. Dazu komme eine bis ins einzelne gegliederte Sonderorganisation, Reichskonferenzen mit Beschlußfassungen, Bezirkskonferenzen durch Berliner Missionare (Eichhorn ect.) zum Zweck der Desorganisation. Keiner der Oppositionellen habe den Mut, es offen zuzugeben. Ebenso stehe es mit den Jugendorganisationen (Liebknecht in Leipzig) und der Gründung eines eigenen Organes.[16] Ist die Unterminierung soweit forgesetzt, daß die Minderheit herrscht, dann werde sie einen P[artei] T[ag] verlangen. Der P.V., dessen alter Standpunkt bekannt sei, habe noch nicht darüber verhandelt, werde sich aber auf diese Anregung aus der K.K. damit befassen; vor allem aber im Einvernehmen mit dem P.A. handeln. Timm denke über die Berliner Entwicklung viel zu pessimistisch, die Berliner, welche immer den Mund sehr weit aufmachten, haben stets auf den Parteitagen Unrecht bekommen. Es herrsche ein Tiefstand. So konnte ein der Partei ganz unbekannter Mann den toten [Ludwig] Frank beschimpfen.[17] Die Vorwürfe gegen den P.V. sind nicht alt, aber unberechtigt. Von Anfang an haben wir zur Frage des Kriegs Stellung genommen, allerdings dabei eine gewisse Toleranz geübt, aber nichts getan, um die Meinungsfreiheit anzutasten, um das Gefüge der Partei nicht zu erschüttern. Der geringe Erfolg lag nicht am Willen sondern an dem Organisationsstatut mit seiner demokratischen Basis.

12 Hierzu Polizeiberichte im Staatsarchiv Potsdam (vgl. Anm. 1 zu Dokument Nr.2), (15948), Bl.97–101, z.B. Bericht vom 7. August 1916: ,,Die eigentlichen Gründe für die Aufgabe dieses, s[einer] Z[eit] mit erheblichen Kosten errichteten Büros liegen in den innerhalb der sozialdemokratischen Bewegung schärfer hervortretenden politischen Gegensätzen".

13 Ebert schrieb einen Artikel über die internationalen Bemühungen der SPD, der im April 1916 in der Parteipresse erschien. Der Artikel ist abgedruckt in: Parteiagitation und Wahlkreisvertretung. Eine Dokumentation über Friedrich Ebert und seinen Wahlkreis Elberfeld-Barmen 1910–1918. Hrsg. und eingel. von Dieter K. Buse, Bonn-Bad Godesberg 1975, S.102–105. Dort auch weiterführende Literatur. Vgl. auch Eberts Ausführungen als Berichterstatter im Parteiausschuß auf der Sitzung vom 7., 8. und 9. Januar 1916, in: Protokolle Parteiausschuß . . ., a.a.O., Bd.1, S.143–147.

14 Diese Stellungnahme wurde in der Parteiausschußsitzung vom 20. und 21. Juli 1916 verabschiedet. Vgl. Protokolle Parteiausschuß . . ., a.a.O., Bd.1, S.340.

15 Vgl. Anm. 8.

16 Nach Heinz Wohlgemuth, Die Entstehung der KPD, a.a.O., S.78, nahm Liebknecht bereits Ende 1914 Kontakte zu den Jugendorganisationen auf. Vgl. auch a.a.O., S.101; Ostern 1916 hatte in Jena eine Reichskonferenz der Arbeiterjugend stattgefunden. Vgl. a.a.O., S.166f. Der Hinweis auf ein eigenes Organ könnte sich auf die Zeitschriften Die Internationale oder Die Jugend-Internationale beziehen.

17 Ludwig Frank war einer der bekanntesten Führer auf dem rechten Flügel der Vorkriegssozialdemokratie. Zu Kriegsbeginn meldete er sich freiwillig an die Front und fiel kurz darauf.

verpflichten. Timm wolle keinen Beschluß der K.K. herbeiführen, sondern nur die Möglichkeit verschaffen, in der gemeinsamen Sitzung mit dem P.V. sich auszusprechen. Denn im September oder Oktober könnte dann getagt werden.
Geyer: Die von Timm vorgeschlagene Art der Behandlung der Sache bliebe dann seine persönliche Angelegenheit. Es würde in der Sache sich dabei um einen außerordentlichen [Parteitag] handeln, der nur von einer Seite ins Leben gerufen ist, nachdem eine frühere Anregung der Genossin Luxemburg mit großer Mehrheit abgelehnt worden ist. Ein Einfluß derartiger Tagung könnte die bestehenden Verhältnisse leicht verschlimmern, da er wegen Belagerungszustand und Zensur in den Verhandlungen, die den Gegenstand des Parteistreites bilden, beschränkt werde. Denn die Politik bildet die Differenzpunkte im Streit der Genossen.
Stubbe: Die Verhältnisse können in der Partei sich so nicht weiter fortentwickeln, deshalb müsse ein Versuch der Aussprache gemacht werden. Was auch die Regierung dagegen tue, die Kosten sind nicht hinausgeworfen. Die Formalitäten des Statuts dürfen nicht mit dazu verhelfen, daß wir weiterhin nur für unsere Gegner arbeiten.
Antrag Timm: Der Parteivorstand möge in Gemeinschaft mit dem Parteiausschuß die Frage der Einberufung eines *Parteitags* für den Herbst erwägen.
Hengsbach wendet sich gegen Stubbe und Timm, die im Verlangen nach einem Parteitag mit der Genossin Luxemburg gehen. Sie übersehen, daß sogar der Parteivorstand uns auseinandersetzte, wie ein Parteitag während des Krieges unmöglich ist.[8] Ins Ausland können wir nicht, wie zur Zeit des Sozialistengesetzes. Die Genossen im Felde haben einen berechtigten Anspruch darauf, daß nicht über ihren Kopf hinweg gehandelt werde. Was die Fraktions-Mehrheit vertrete, finde in einem derart zustandegekommenen P[arteitag] sicher die Zustimmung. Es könnte nur von einem außerordentlichen die Rede sein. Und mit den ,,Zwirnsfäden" unsere[r] statutarischen Festsetzungen soll in ähnlicher Weise umgesprungen werden, wie mit dem Völkerrecht. Auch der Verbandsgeneralversammlung gegenüber habe er H[engsbach] so geurteilt. Rosa hatte dort nicht Recht bekommen.[9]
Ernst: Aber 9/10tel seien auf Rosas Seite. Doch die anderen waren besser organisiert. Die Genossen im Felde werden bei den jetzigen Vorgängen auch nicht gefragt. Einerlei sei es, ob ein ordentlicher oder anderer Parteitag stattfinde. Die Tagesordnung könne dieselbe sein.
Redner spricht gegen die unverantwortliche Kampfesweise durch Verbreitung anonymer Flugblätter.[10] Nach dem Krieg werden wir doch wieder zusammengehören müssen, um den verschärften Kampf mit der kapitalistischen Gesellschaft zu führen.
Bock hat im Gegensatz zu Stubbe noch von keinem Genossen den Wunsch nach einem Parteitag in der Jetztzeit gehört, gegen den sich bekanntlich der P.V. und der P.A. erklärt haben. Die Streitsache sei sehr ernst zu nehmen, aber über grundsätzliche Differenzen könne man sich nur zur ruhigen Friedenszeit verständigen.
Nachdem sich noch *Geck* den Ausführungen gegen die Einberufung eines Parteitags ausgesprochen hatte, erfolgt
Beschluß: Der Antrag Timm wird mit 4 gegen 4 Stimmen *abgelehnt*.
In der sodann folgenden gemeinsamen Sitzung mit dem P.V. referiert *Braun* über die finanziellen Geschäfte und betont, daß bei der Gewährung der immer erheblicher werdenden Zuschüsse an Presse u[nd] Mitgliedschaften kein Unterschied gemacht werde hinsichtlich der Stellung in dem Parteistreite.[11] Die Parteigeschäfte ergäben immer kleinere Einnahmen. Die Inserate werden weniger wegen der Warenbeschlagnahme. Unser Standpunkt zu den Teuerungszulagen mußte geändert werden durch das Vorgehen des Buchdruckerverbandes. Die Verlagsorgane sind in ihrem Umfange reduziert worden, neuerdings die ,,Neue Welt". Bei den Preßzuschüssen stehen die Verhältnisse der bayerischen Blätter zu

8 Am 27. März 1916 hatte der P.A. unter Mitwirkung des P.V. einen Antrag angenommen, in dem die Abhaltung eines Parteitages als ,,unmöglich" bezeichnet worden war. Vgl. Protokolle Parteiausschuß . . ., a.a.O., Bd.1, S.281. Im Juli 1916 gestand Ebert ein: ,,bei Kriegsbeginn wurde die Verabredung getroffen, einen Parteitag nicht abzuhalten . . .". A.a.O., Bd.1, S.300.

9 Gemeint ist die Berliner Generalversammlung vom 31. März 1916. Vgl. Peter Nettl, Rosa Luxemburg, a.a.O., S.398, der allerdings, Rosa Luxemburgs Anteil am Nichtzustandekommen einer radikalen Resolution nicht sehr objektiv darstellt.

10 Die Parteileitung beschäftigte sich häufig mit anonymen Flugblättern, z.B. auf der Parteiausschußsitzung vom 20./21. Juli 1916. Vgl. Protokolle Parteiausschuß . . ., a.a.O., Bd.1, s.298.

11 Im Falle von Frankfurt wurde der P.V. beschuldigt, derartige Unterschiede gemacht zu haben. Vgl. Protokolle Parteiausschuß . . ., a.a.O., Bd.1, S.403 und S.407, Parteiausschußsitzung vom 18. Januar 1917. — Im Januar 1916 hatte Braun im Parteiausschuß die schwierige wirtschaftliche Lage der Partei dargestellt. Vgl. a.a.O., Bd.1, S.229–231. Im März 1916 erreichte Ebert die Rücknahme eines Antrages mit dem Argument: ,,Gewiß stehen unsere Finanzen nicht besonders gut, das braucht man aber nicht öffentlich bekanntzugeben." A.a.O., Bd.1, S.280.

Geyer: erhebt Einspruch dagegen, daß Ebert von einer Anregung seitens der K.K. spricht und gegen das, was Timm über die Zusammensetzung der K.K. sagte. Der Einwand gegen die Tagung eines P.T. müßte auch gelten, wenn die Minderheit zur Mehrheit geworden wäre. Redner legt seine bekannten Gründe dagegen dar. Als in Leipzig eine Berichterstattung über die Kienthaler Konferenz[18] stattfand, sind dort von der Partei[eitung] die Spartacus-Einmischungen getadelt worden.
Bock: In dieser schlimmsten Krisis der Partei seien nicht organisatorische sondern grundsätzliche Fragen ausschlaggebend. Bei Timms Anregungen weiß ich nie, was er damit bezwecken will. (Zwischenruf Wengels: ,,Er will die Spaltung." Es spricht Wels ebenfalls dazwischen.) Der P.V. würde besser die Sonderorganisation nicht so schwarz ansehen. Eine Verweigerung der Beiträge komme wohl einem Austritt aus der Partei gleich. Bei der neuen Jugendorganisation handle es sich um eine Spartacus-Gruppe.
Wengels: Timms Vorschlag sei durch Ebert veranlaßt und kennzeichne sich als ein Angstprodukt. Mit Hilfe des P.V. wolle man jetzt die Spaltung herbeiführen, womit der Regierung ein großer Gefallen bereitet würde. Eberts veränderte Haltung in der Sache des P.T. wundere ihn (W) nicht. Das Volk ist am Verhungern. Die einst so stolze Sozialdemokratie soll, nachdem sie beim Kriegsausbruch versagt hat, der Regierung durch eine auf dem P.T. herbeizuführende Spaltung Freuden bereiten. Langmut habe der P.V. nie geübt, aber verkehrte Politik. Vom alten Standpunkt nicht weichend würde der P.V. die Partei viel nützlicher beraten. Sonst aber erscheint seine Wendung als ein Angstprodukt aus der Erkenntnis, daß die Masse des Volkes seine Haltung immer mehr verurteilt. ,,Ich kenne in Berlin bis jetzt keine Sonderorganisation, immer noch haben sich die Genossen anderer Ansicht um ihr gutes Recht gewehrt. Sind Rosa und Pneekog [Pannekoek] nicht immer Mitglieder der Partei gewesen trotz ihrer abweichenden Ansichten? Warum heute die Spartacus-Gruppe? Ernst ist der beste Zeuge dafür, wie einst immer die Opposition in die Berliner Wahlkreise getragen werden mußte. Nach der grundsätzlichen Lehre der Sozialdemokratie kann das Verhalten der Mehrheit nicht gebilligt werden. Es ist ein altes Gebot, daß den Leuten auf die Finger geguckt werden muß. Soll der P.T. deshalb eingerufen werden, weil Ebert ect. das Gefühl haben, das Wasser steht ihnen am Hals? Wie verhetzt war scheinbar alles gegen Liebknecht und doch wie zeigte sich am Tage seiner Verurteilung das Gefühl der Arbeiterschaft für ihn! Ohne die Opposition wäre wohl die Strafe noch schärfer geworden.[19] Sollte die Masse sich ihre Vergewaltigung gefallen lassen? Läßt sich die sozialdemokratische Partei einen Parteitag gefallen, dessen Mehrheit sich aus der Beamtenschaft zusammensetzt? Ich kann es nicht tun. — Die [Arbeiter-]Jugend wurde vielfach abgestellt wegen der Streitigkeiten in der Verwaltung. Es war doch immer die Empfindung, wenn [August] Bebel u[nd] [Paul] Singer nicht mehr da [sind], wird sich in der Partei etwas vollziehen." — An den Genossen Ernst, der ein ganzes Menschenalter hindurch an einem anderen Strange gezogen habe, sich wendend, schließt Wengels: ,,Mit hurrah wird jetzt beschlossen, den P.T. einzuberufen. Glaubt Ihr, wir lassen uns unterdrücken?! (Zwischenrufe: Aha! So, so!) Ich sage, Ihr macht mehr so in Konventikeln, wo Ihr ab u[nd] zu euch trefft.[20] Der Antrag Timm ist ein Beitrag dazu, wie die Spaltung vorbereitet wird, zur Freude der herrschenden Klasse. Dann geht die deutsche Partei in hellen Flammen auf.
Stubbe: Die stolze Partei wird zerrüttet von einzelnen Leuten, das würden Bebel u[nd] Singer wohl verhütet haben. Jetzt geht an allen Orten die Spaltung los. So war z.B. [Josef] Herzfeld in Hamburg ohne Wissen der Organisation. Aus allen Stadtteilen u[nd] entlegenen Orten waren Leute erschienen, gegen 400 Personen. Auch Parteitagsbeschlüsse normaler Zeiten würden von solchen Leuten nicht gehalten werden.
(Es folgt Vertagung auf früh 10 Uhr zur Aussprache.)

[3.] Sitzung vom 6. Juli vor[mittags] 9 Uhr.

Bock legt die Beschwerde vor, welche gegen den P.V. eingelaufen ist wegen des von Ebert gehaltenen Referats im P.A.[21] Es werden Antrag und Gegenantrag verlesen. *Timm* schließt sich der Begründung des P.V. an und stellt den *Antrag:* die Beschwerde abzulehnen. *Bock:* gibt eine gegenteilige Meinung kund. *Stubbe* macht das formelle Bedenken geltend, daß der Beschwerde deshalb nicht stattgegeben werden könne, weil die K.K. schon in der anderen Sache einstimmig beschlossen habe.[22]

18 Dazu ausführlich: Agnes Blänsdorf, Die Zweite Internationale und der Krieg, Stuttgart 1979, S.260ff; die Leipziger Ereignisse konnten nicht geklärt werden.
19 Vgl. Susanne Miller, Burgfrieden . . ., a.a.O., S.138f.
20 Bezieht sich wahrscheinlich auf die Zusammenkünfte von Mitgliedern des rechten Parteiflügels, die Susanne Miller, Burgfrieden . . ., a.a.O., S.88f., auf der Basis des Kriegstagebuchs von Eduard David auflistet.
21 Bezieht sich wohl auf Dokument Nr.2.
22 Bezieht sich auf die Beschwerde gegen den P.V., der Haases Verhalten verurteilt hatte. Die Kontrollkommission kam zu dem einmütigen Votum, die Beschwerde sei unberechtigt.

Bock: Im Falle Ha[a]se lägen die Dinge anders, wo man einverstanden sein konnte, hier aber handle es sich um die Beschwerden der drei Organisationen Dresden, Halle, Königsberg. Ich vermag als Vertreter der K.K. im P.A. die Berechtigung der Beschwerde [zu] bestätigen. (Es erhebt sich Widerspruch dagegen, daß Bock in der betreffenden Sitzung zugegen war.) Es komme auf einen Amtsmißbrauch des P.V. hinaus, da er den P.A. veranlaßte, ein Urteil in einer Sache abzugeben, wozu für diesen keine Berechtigung vorlag. Es müßte also *diesem* Teil der Beschwerde zugestimmt werden.
Geyer: unterstützt Bocks Auffassung. Der Mißbrauch diente parteiischen Zwecken, d.h. zur Stützung der Tätigkeit des P.V.
Hengsbach stellt gegenüber einer Äußerung Stubbes fest, daß er (H) eine Stellung verwalte, die weder vom P.V. noch sonst von jemanden beeinflußt werde. (Aqu[i]sitör) Zur Sache: man mag das Vorgekommene noch so sehr bedauern, müsse aber anerkennen, daß es Recht u[nd] Pflicht des P.V. war, über die das Parteileben bewegenden Fragen sich eine Information zu holen. Sehr zu bedauern sei die Art, wie der P.V. den P.A. scharf machte gegen Haase. Wie sich das abspielte, passe einem nicht. Doch hätten formell die Beschwerdeführer kein Recht.
Beschluß: Im Fall Haase erfolgt einstimmige Ablehnung.
Die Beschwerde gegen den P.V. wird gegen drei Stimmen abgelehnt.
In der fortgesetzten gemeinsamen Beratung der K.K. mit dem P.V. sagt *Wels:* Mit Bocks Objektivität sei es nicht weit her. Das beweisen B[ock]s Angriffe gegen die Angestellten auf der [Schuhmacher?] Konferenz, wo er nicht glänzend abschloß, ebenso der Verbandstag der Schuhmacher, auf welchem die Einbringung der Resolutionen auch nicht ohne war, da die Organisationen keine Kenntnis davon hatten. Es sei dabei ganz nach dem Muster der Arbeitsgemeinschaft verfahren worden. Bei den Ausführungen, die sich gegen Wengels wegen dessen Äußerungen gegen den P.V. und über die Weltanschauung richten, wird die Verhandlung unsachlich.
Braun hat den Worten des Gen. Wels nicht viel zuzusetzen, soweit er sich gegen die Gründe äußerte, die einen P.T. ablehnen wollen. Die Verhältnisse seien indessen unhaltbar geworden, man erkennt, wohin die Reise im ganzen Kesseltreiben geht. Nicht ein Kampf um Grundsätze, sondern ein infamer Verleumdungskampf sei es geworden (vergl[eiche] das Dresdner Flugblatt). Sonderbarerweise wisse niemand von den Oppositionellen etwas von den Flugblattverbreitungen, von den Sonderorganisationen. Dasjenige der Arbeitsgemeinschaft beweise doch das Zusammenarbeiten besonderer Kreise. Hanau z.B. liefere keine Beiträge ab, beschließe aber auch keine Sperre. Und nun komme das Vorstandsmitglied Wengels und erklärt: Wir lassen uns nicht gefallen, was der P.T. beschließt! (Widerspruch). Es sei drum ernstlich zu prüfen, ob der P.V. seinen bisherigen Standpunkt wegen der Einberufung eines P.T. nicht verlassen soll.
Timm verweist auf Kautskys Artikel in der Neuen Zeit vom August 1914, und verurteilt die Flugblattagitation, erwähnt eine Konferenz in Mitteldeutschland, auf der aus Berliner Wahlkreisen 17 Berliner Vertreter erschienen waren.
Bock bestreitet, daß die Spartacus-Gruppe ihre Organisation verleugnet hat, auch Hoffmann Adolf habe schon über gemeinsam mit ihr befaßte Beschlüsse mitgeteilt.[23] Verlange die Sp[artacus]-Gruppe eins[ei]tige Rechte, so werde sie zur Sonderorganisation deklariert. Hinter den Flugblättern stehen jetzt nicht mehr wie früher Spitzel. Der Parteitag könne nur eine Macht sein, wenn Massen hinter ihm stehen.
Hengsbach: meint, trotz ,,Impotenz und senilem alten Herrn" könne man doch vernünftiger Weise gegen die Abhaltung des P.T. sprechen. Er habe sich schon oft gegen die Minierarbeit und gegen die Art der Flugblatt-Verbreitung gewandt. Auch die Taktik der Arbeitsgemeinschaft, so sehr er ihren Ideengang verstehe, sei als Separation zu mißbilligen, energischer aber verurteile er die Spartacus-Gruppe. Vom P.T. erwarte er keine reinigende Wirkung, sondern befürchte, daß dann die Spaltung zur Vollendung kommen werde. Bestehe die Möglichkeit, die Gegensätze erst nach dem Kriege auszutragen, dann würden Regierung und herrschende Parteien, die uns jetzt brauchen, schon für die Beseitigung der Differenzen sorgen, wie es unter dem Sozialistengesetz der Fall war. (Zuruf: Das ist's ja, was der P.V. befürchtet). Der P.V. erklärte bisher die Abhaltung eines P.T. als unmöglich. Nun ist hier jede Diskussion überflüssig, weil der P.T. schon so gut wie beschlossene Sache ist. Es handelt sich heute nur noch um die Feststellung, wer davor gewarnt hat. . . Wengels müsse gegen die Auslegung seiner Worte geschützt werden. Als nächster Nachbar hätte Redner ihm sofort ein Pfui zugerufen, falls Wengels sich gegen eine Mißachtung der Parteibeschlüsse ausgesprochen haben würde. Es könnte höchstens als ein Lapsus bezeichnet werden, wie ihn schon jeder Redner im Parlamentsbericht seiner Rede korrigierte.

23 Adolf Hoffmann, Redakteur in Berlin, gehörte zum linken Flügel der Partei, nahm an der Zimmerwalder Konferenz teil und spielte in der Minderheit eine führende Rolle.

Bock erinnert gegen Wels, der weit ausgeholt habe, um Bosheiten an den Pranger zu stellen, an die Vorgänge in den Fraktionssitzungen, als die Opposition niedergebrüllt wurde. Er wendet sich gegen die Behauptungen in Sachen der Schumacher-Resolution. Wir beginnen, einander nicht mehr zu glauben. Wer nun 50 Jahre in der Partei tätig ist, darf den Vorwurf als schuftig bezeichnen, daß man an der Zertrümmerung der Partei arbeite. Hatte der P.V. jemals die Kolb etc.,[24] welche für Trennung arbeiten, abgeschüttelt? Die Fraktion sei nicht die Partei, deshalb bestehe in der Arb[eits]-Gemeinschaft keine Sonderorganisation. (Braun: ,,Wir haben es schwarz auf weiß"). Redner exemplifiziert auf die Vorgänge in Stuttgart auf die alten russischen Sekten. Genossen wie Edm[und] Fischer, Bernstein[25] halten mit uns die alte Parteifahne hoch, lehnen das Budget ab und gehen gegen die bürgerlichen Parteien. (Scheidemann: ,,Du hast ja deinem Landesvater hoffiert."[26] Anderer Zuruf: ,,Du schenkst ja deinen Bauern Heringe!") Ja, das ist Eure Art, Witze zu machen und alles ins Lächerliche zu ziehen! Der P.T. wird eine unglückliche Veranstaltung werden, weil wir uns ohne genügende Aussprache nicht einigen können. Ihr haltet die Sache jetzt für Euch günstig. Möglich, ob er aber zur Einheit führt? Was wird aus dem nächsten Wahlkampfe? (Zuruf: ,,Siehe, Vogtherr!")[27] Ich habe solchen schon mitgemacht. Vergangenes sollte ruhen bleiben, die Blicke sich auf die Internationale u[nd] Arbeiterklasse richten, die Einheit in der Partei zu wahren. Deshalb dürfte der P.V. seine Ansicht nicht ändern.

Wengels: Was Timm ihm in den Mund legte, sei nicht gesagt worden. Der Sinn meiner Worte war: wenn Ihr den Parteitag so einberuft, werden es uns nicht gefallen lassen. (Zwischenruf Braun). Es müsse empören, wenn unparlamentarisch geschulte Leute so behandelt werden, Ernst u[nd] Wengels[28] kennen meine Ausdrucksweise. Redner macht noch einige persönliche Erwiderungen gegen Wels und Ernst. — Seit einem Menschenalter bekämpfen wir die Regierung mit ihrer Landratsgewalt und nun vergleiche man das System des P.V. mit seinem Beamtenheer, welches einen P.T. einführt. Wie die Leitung ein Produkt ihrer Umgebung und Verhältnisse ist, lehre uns die Generalkommission. Noch vor 14 Tagen erklärte der P.V. die Einberufung eines P.T. für unmöglich. So kommt man zu der Auffassung vom Angstprodukt, weil dem P.V. das Wasser an der Kehle steht. Im gegenwärtigen Augenblick verfügt er über die Organisationen, die Presse, das Geld.[29] Wels ist mir als Oberschieber bekannt, ich aber warne den P.V., den falschen Schritt zu tun, der unsere Kulturbewegung begraben hilft. Die Opposition arbeitet offen in den Wahlkreisen, nicht in geheimen Konventikeln. Hat der P.V. jemals etwas unternommen gegen die Männer der Monatshefte?[30] Geben sie nicht auch ein eigenes Organ heraus? Aber nur dem Spartacus soll es verboten sein, und deshalb muß ein P.T. einberufen werden! Ein Gewaltstreich muß geführt werden, um die lästigen Männer loszuwerden. Zur Erhaltung der Parteieinheit habe ich gegen Spartacus, gegen die Beitragssperre gewirkt. Was sie prinzipiell machen, mag gehen, aber taktisch sind sie die Esel.

Ebert will die Debatte nicht wie Wengels auf das Zahlabendniveau herunterdrücken und protestiert dagegen, daß es sich bei den Entscheidungen um ein Beamtenheer zu 3/4 handle. *Bock* möge mit den Ermahnungen zur Grundsätzlichkeit vorsichtig sein, er war der erste Budgetbewilliger[31] (Zuruf: In Nürnberg, wie jämmerlich war dort das Benehmen!), bis er das radikale Herz wieder in sich entdeckte. Und erst wieder der Antrag im Gothaer Landtag wegen der Thronfolge. Im proletarischen Freidenkerverband zu Frankfurt/Main, welcher gegen die Kreditwilligung sich ausgesprochen hat, hielt Bock neben [Otto] Rühle[32] einen Vortrag, also im Kreise der Parteizerstörer. Ledebour und Adolf Hoffmann arbeiten gemeinsam mit den Spartacusleuten. Dagegen sage Bock kein Wort, auch nicht gegen die

24 Wilhelm Kolb galt als extremer ,,Rechter" in der Partei. Vgl. Susanne Miller, Burgfrieden . . ., a.a.O., S.129, Anm. 84.

25 Edmund Fischer und Eduard Bernstein waren Revisionisten, die zur Opposition übergingen. Vgl. Susanne Miller, Burgfrieden . . ., a.a.O., S.61.

26 Bezieht sich auf die Debatten in der Partei in der Vorkriegszeit über die Teilnahme an der Parlamentseröffnung bei Anwesenheit des Monarchen.

27 Gemeint ist wohl Ewald Vogtherr. Er vertrat Stettin im Reichstag und hatte Schwierigkeiten, da nach seinem Übertritt zur Opposition sein Wahlkreis bei der Mehrheit blieb.

28 So im Original.

29 Hagen Schulze, Otto Braun . . ., a.a.O., S.200ff schildert, wie ab 1916 der P.V. seine Machtposition ausnutzte.

30 Bezieht sich auf die Zeitschrift Sozialistische Monatshefte, in der neben Vertretern des rechten Flügels der Partei auch bürgerliche Autoren zu Wort kamen. Das Verhältnis der Monatshefte zur Partei war 1913 Gegenstand von Beratungen im Parteiausschuß. Vgl. Protokolle Parteiausschuß . . ., a.a.O., Bd.1, S.56ff.

31 Bezieht sich auf die in den Jahren 1908–1910 erfolgte Budgetbewilligung einiger süddeutscher sozialdemokratischer Landtagsfraktionen, die dadurch die auf die Ablehnung des Budgets orientierte Taktik der Gesamtpartei infragestellten. Vgl. dazu: Karl Heinrich Pohl, ,,Bayerischer Separatismus". Zwei neue Quellen zur Geschichte des Budgetstreits in der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands, in: IWK, Jg.22 (1986), H.2, S.196–233.

32 Otto Rühle, linker Publizist, war einer der ersten, die gegen die Kriegskredite stimmten.

Verbreitung der bekannten Bilderbogen. Es wurde mit jenen gemeinsam gearbeitet auf Konferenzen gegen die bestehende internationale Organisation. Denen scheint der Mut zu fehlen, die hinter verschlossenen Türen tagen. Der Burgfrieden ist von der Opposition gebrochen worden, insbesondere bei Ersatzwahlen. Von den Beamten sind 11 / 12 auch im Felde, dennoch wird die Leitung der Organisationen planmäßig gestürzt. Was in Thüringen geschah, ist von [Hermann] Reisshaus[33] zugegeben worden für Jena. Nachdem also eine vollständig andere Situation eingetreten, fragen wir uns, ob nicht jetzt der Zeitpunkt gekommen sei, für die Abhaltung eines P.T. Und wenn wir ihn berufen, so ist das ganz statutengemäß. Siehe die preußische Landeskommission die öffentlich verhandelte. Nun wird aber der P.T. doch in geschlossener Sitzung reden können.

Bock verwahrt sich gegen das Lächerlichmachen mit der Heringsgeschichte, legt die Sache dar und behauptet unter dem Widerspruch Eberts, daß in Nürnberg sein Verhalten zur Budgetbewilligung vollkommen gerechtfertigt wurde wegen des eigenartigen Falles (Minister Hentig gegen Krone) . . .

(Es kommt jetzt zu einem persönlichen beleidigenden Streit zwischen *Bock* und *Timm*, letzterer will die kränkenden Titulaturen mit einem Handangriff erwidern).

Bock beansprucht, daß er zu jeder Zeit, auch unter dem Soz[ialisten]-Gesetz seinen Parteistandpunkt öffentlich vertrat, auch jetzt habe er nie sich zur Vertretung seiner abweichenden Meinung hinter verschlossene Türen begeben. Die Genossen der Arb[eits]-Gem[einschaft] kämen zu Beratungen zusammen, wie die vom Mehrheitsstandpunkt. (Zuruf Scheidemanns; Weihenstephan: Schmidt München hörte dort, wie Ledebour redete). Zur Abhaltung des Vortrags in der Frankfurter Freidenkerversammlung sei Bock gelegentlich einer Schuhmacherversammlung eingeladen worden. Etwas Gutes wird der erzwungene P.T. nicht bringen. Das Schicksal geht seinen Weg trotz unsere[r] Warnung.

Timm verwahrt sich gegen die Handhabung der Gesch[äfts]-Ordnung durch Bock, bei dem das Unterbrechen der Redner zur Gewohnheit werde. *Bock* will auch von Timm durch Unterbrechungen gestört worden sein.

Nachdem noch *Hengsbach, Geyer* und *Geck* darauf hingewiesen, daß die alten gegen Bock gemachten Vorwürfe wegen grundsatzwidrigen Verhalten längst als unrichtig widerlegt wurden, gibt *Braun* noch die Mahnung, es mögen die oppositionellen Genossen doch ihre Sondertagungen in der Provinz unterlassen.

Bartels: Die Gründe gegen die Einberufung eines P.T. haben manches für sich. Inzwischen hat uns die Opposition eines anderen belehrt. Der P.V. werde sich eingehend und gründlich mit der Frage beschäftigen müssen, ob man dem Umsturz der Partei länger zusehen soll. — Auf eine Anfrage Gecks, wie Genosse Bartels dazu komme zu sagen, Geck habe im letzten badischen Landtag für das Budget gestimmt, erklärt Bartels, daß er bei der letzten badischen Landeskonferenz erfahren habe, daß Geck bei dem Beschlusse in der Fraktion anwesend war. Geck teilt zur Aufklärung mit, daß er nicht mehr an den Sitzungen der soz[ialdemokratischen] Landtagsfraktion teilgenommen habe, seit er von Kolb und Marum mit Zustimmung der Fraktion aus der Kommission für Justiz u[nd] Verwaltung ohne sein (Gecks) Wissen hinausgewählt wurde.[34] In der erwähnten Sitzung der Fraktion erschien Geck nur auf der Vorladung, um die Antwort auf den Protest entgegenzunehmen. An den Beratungen der übrigen Tagesordnung teilzunehmen, sei ihm nicht eingefallen nach der ihm gewordenen blamablen Behandlung seitens der Fraktionsgenossen. Geck habe nach dem Vorkommnis dem P.V.-Mitglied Braun den Vorgang mündlich zur Kenntnis gebracht. In der Kammer hat Geck auch einen getrennten Platz eingenommen.

Mit Bezug auf die Revision der Geschäfte wird *Geck* wegen der stets sich vermehrenden hohen Ausstände der Abnehmer des Pressebüros vorstellig.

Braun begründet es mit der üblen Lage der Unternehmungen und *Scheidemann* meint, daß auch der alte Widerspruch gegen das P.B. überhaupt eine Rolle dabei spiele.

Geyer stellt fest, daß die Hälfte der Rückstände auf das Konto der leistungsfähigen Zeitungen komme; es bedürfe nur einer ernsten Mahnung durch den P.V.

Damit endete die gemeinsame Sitzung.

Es sollte nun der Bericht des Kollegen Ernst über die Tagung des P.A. erstattet werden. Die K.K. beschließt, daß für diesmal davon Abstand genommen werden soll.

Über die in Stuttgart vorgenommene Revision des Verlagsgeschäftes erstatten Geck und Hengsbach den Bericht.[35] Außer ihnen hatte auch die Genossin Zetkin anfangs an der Arbeit teilgenommen; sie mußte aber aus Gesundheitsrücksichten am zweiten Tage zu Hause bleiben.

Der Schriftführer: gez. Adolf Geck

33 Hermann Reissaus ging früh zur Opposition über. Die Vorgänge in Thüringen konnten nicht geklärt werden. Der Hinweis bezieht sich wohl auf die Gründung separater Organisationen.

34 Zum Hintergrund vgl. Günter Haselier, Adolf Geck als Politiker und Mensch . . ., a.a.O., S.383ff. Über Marum ließ sich nichts ermitteln.

35 Siehe Dokument Nr.1.

LEON TROTZKI — KRITIKER UND VERTEIDIGER DER SOWJETGESELLSCHAFT. INTERNATIONALES WISSENSCHAFTLICHES SYMPOSIUM IN ZUSAMMENARBEIT MIT DER BERGISCHEN UNIVERSITÄT - GESAMTHOCHSCHULE WUPPERTAL VOM 26. BIS 29. MÄRZ 1990

Von Kerstin Herbst

1990 jährt sich zum 50. Mal der Tag der Ermordung L.D. Trockijs, einer der bedeutendsten und umstrittensten Gestalten der internationalen kommunistischen Bewegung. Anlaß genug für ein internationales Vorbereitungskomitee, das von Theodor BERGMANN (Stuttgart) geleitet wurde und dem u.a. Gert SCHÄFER (Hannover), Hans KUHNE, Günter REXILIUS (beide Wuppertal), Helmut DAHMER (Darmstadt) und Pierre BROUÉ (Grenoble) angehörten, dem im Oktober 1988 an gleicher Stelle durchgeführten Bucharin-Symposium[1] eine ähnliche Veranstaltung über Trockij folgen zu lassen. Die Organisatoren konnten Estéban WOLKOW, den in Mexiko lebenden Enkel Lev Trockijs, als Ehrengast begrüßen; Tamara DEUTSCHER, die Witwe des Nestors der Trockij-Forschung Isaac Deutscher, sandte warmherzige Grußworte.

Das Generalthema war in drei große Komplexe geteilt:

1. Trockijs Rolle von der Oktoberrevolution bis zu seinem Ausschluß aus dem politischen Leben der Sowjetunion;
2. Trockijs Beitrag zur Analyse der Sowjetgesellschaft;
3. Trockijs Marxismus.

Etwa 130 Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen aus 18 Ländern von vier Kontinenten (davon allein etwa 40 aus der UdSSR, China und der Noch-DDR) legten fast 60 Beiträge vor. Diese große Zahl und die partielle inhaltliche Überschneidung der Themengruppen machen es unmöglich, jeden Komplex, geschweige denn jeden Beitrag ausführlich vorzustellen.[2]

Trockijs Rolle von der Oktoberrevolution bis zu seinem Ausschluß aus dem politischen Leben der Sowjetunion

Hier konzentrierte sich das Interesse der Teilnehmer und Teilnehmerinnen deutlich auf das Wechselverhältnis zwischen Trockij und anderen führenden Bolschewiki, insbesondere Lenin und Stalin, den Bürgerkrieg, die innerparteilichen Auseinandersetzungen, Trockijs Rolle in der Kommunistischen Internationale und seine wirtschaftspolitischen Vorstellungen.

Nikolaj VASECKIJ (Moskau) versuchte, Trockij in durchaus selbstkritischer Weise Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, hielt jedoch weiter daran fest, Lenins Auffassungen als nicht hinterfragbaren Maßstab anzulegen, d.h. anderen Bolschewiki kein Recht auf eigenständige politisch-theoretische Vorstellungen zuzubilligen. Anton ANTONOV-OVSEENKO (Moskau), Sohn des 1937 ermordeten Altbolschewiken, kam es wohl vor allem darauf an, seinen Vater vom Vorwurf des ,,Trotzkismus" zu entlasten, indem er dessen durchaus selbständige antistalinistische Position hervorhob. Die Kapitulation vieler Oppositioneller 1927 und später erklärte er mit ,,politischem Infantilismus". Während Ju.I. KORABLEV und L.M. SPIRIN (beide Moskau) Trockijs Verhältnis zur Gewalt während des Bürgerkrieges deutlich relativierten,

1 Vgl. ,,Liebling der Partei": Bucharin — Theoretiker des Sozialismus. Beiträge zum internationalen Bucharin-Symposium, Wuppertal 1988. Hrsg. von Theodor Bergmann und Gert Schäfer. — Hamburg: VSA-Verlag 1989.

2 Vgl. die im Anhang abgedruckte Liste der Diskussionsbeiträge.

ohne es dabei zu verharmlosen, setzten gleich zwei chinesische Historiker[3] unbekümmert Gleichheitszeichen zwischen Trockij und Stalin; letzterer hätte beim Aufbau seiner Machtposition in allen entscheidenden Punkten auf „Vorarbeiten" Trockijs zurückgreifen können.
In der Debatte um die innerparteilichen Auseinandersetzungen 1920/21 bis 1927 trafen die Beiträge der sowjetischen Historiker auf besondere Aufmerksamkeit, da sie neues, der westlichen Trockij-Forschung bisher nicht zugängliches Archivmaterial vorstellten. Gennadij BORDJUGOV (Moskau) sprach zur Gewerkschaftsdebatte, Vitalij STARCEV (Leningrad) zu den Auseinandersetzungen um Lenins „Testament" und Aleksandr PODŠČEKOL'DIN (Moskau) zur Diskussion 1923 um die innerparteiliche Demokratie. Diese Debatte sei die letzte Chance einer demokratischen Entwicklung der Partei und des Sowjetstaates gewesen. Als eine gegenläufige Tendenz wurde die von Stalin seit Sommer 1922 stimulierte Herausbildung einer sozial deutlich besser gestellten Parteibürokratie analysiert. Podščekol'din wies kategorisch zurück, daß es in der UdSSR zu irgendeinem Zeitpunkt Sozialismus gegeben hätte.
Der Vereinigten Opposition 1926-27 waren mehrere wichtige Beiträge gewidmet. Während Pierre Broué deren „realistisches und konkretes Programm zur Verteidigung der Arbeiterklasse" würdigte und die Frage, warum es dort keinen Widerhall gefunden habe, mit dem Hinweis auf die historische Unreife der sowjetischen Arbeiterklasse beantwortete, stellte Catherine MERRIDALE (Cambridge) eine sehr differenzierte und sorgfältige Analyse des realen Einflusses der Trotzkisten in Moskau vor. Die mangelnde Unterstützung der Opposition durch die Parteibasis und die Bevölkerung sei vor allem darin begründet gewesen, daß Trockij keine echte demokratische Alternative zu Stalin war und die Auseinandersetzung beider Parteiführer als Kampf innerhalb des Apparates angesehen wurde. In einem Punkt waren sich jedoch eher apologetische Historiker (so auch Marjan BRITOVŠEK, Ljubljana) und eher kritische Kollegen und Kolleginnen (auch Robert DANIELS, Vermont) einig — in ihrer Kritik an Trockijs Zurückweichen vor wirklichen Konsequenzen aus seiner stalinismus- und bürokratiekritischen Haltung.
Trockijs Wirken in der Kommunistischen Internationale wurde sowohl allgemein als auch im Zusammenhang mit seinem Konzept der nationalen Frage breit diskutiert. Fridrich FIRSOV (Moskau) stellte in einem umfangreichen, recht ausgewogenen Papier Trockijs Schlüsselrolle in der organisatorischen und strategisch-taktischen Entwicklung der Dritten Internationale bis 1923 dar. Er verdeutlichte, daß die in der Anfangsphase der KI bereits angelegten Fehlentwicklungen, so der straffe Zentralismus und das Bemühen, die Sozialdemokratie international von ihrer Mitgliederbasis zu isolieren, von allen führenden Bolschewiki einschließlich Lenins mitgetragen wurden. Peter HAFERSTROH (Leipzig) arbeitete in einer Analyse von Trockijs Strategie-Rede auf dem III. Kominternkongreß 1921 und der dort vorgelegten Trockij-Varga-Thesen heraus, daß die Autoren mit Hilfe der Theorie der Langen Wellen eine längerfristige Existenz- und Entwicklungsfähigkeit des Imperialismus prognostiziert hatten, auf die sich die KI einstellen mußte. „Die von Trockij vorgenommene Neubestimmung der Perspektive der Weltrevolution beruhte auf einer Weltsicht, wie sie bis dahin in der Komintern nicht vorgestellt worden war. Sie fand hier auch keine Fortsetzung. Nichtdestoweniger handelte es sich m.E. um den reifsten Ansatz zur Erklärung der kapitalistischen Entwicklung und

3 Namen und Arbeitsorte der chinesischen Kolleginnen und Kollegen können, um sie nicht zu gefährden, hier wie im Beitragsverzeichnis nicht genannt werden.

ihrer langfristigen Tendenzen innerhalb der Komintern." Bernhard BAYERLEIN (Aachen/Amsterdam) legte ein neues Konzept der Geschichte der Kommunistischen Internationale vor und vertrat die Auffassung, daß Aussagen Trockijs und der Linken wichtige methodologische Ansätze bzw. bis zur Öffnung der sowjetischen Archive sogar gültige Erklärungsmuster bieten könnten.

Trockijs Beitrag zur Analyse der Sowjetgesellschaft

Aus komplexer Sicht wandte sich lediglich Horst KLEIN (Berlin/DDR) Trockij als Zeitkritiker und nicht als Prognostiker zu. In einem Beitrag zu den Haltungen Trockijs, Kautskys und Bauers zu Stalinismus/Faschismus und Sozialismus/Demokratie wurde deutlich, daß diese Marxisten trotz unterschiedlicher Zugänge und gegenseitiger Feindschaft Bedeutendes zur Klärung der genannten Probleme beigetragen haben. Größeres Interesse fand die Frage, wie sich Trockijs Aussagen über die UdSSR zur Perestrojka verhalten. François MOREAU (Ottawa) sah in der aktuellen Entwicklung in Osteuropa die wichtigsten Prognosen Trockijs, besonders bezüglich der Verwandlung der Bürokratie in eine Klasse, bestätigt. In ähnlicher Weise kennzeichnete Vitalij DEMIČEV (Moskau) Trockij als einen Vordenker der Perestrojka und hielt seine Lösungsvorschläge auch heute noch für anwendbar. V. KOZLOV (Moskau) dagegen verneinte die Anwendbarkeit insbesondere der Thermidor-Analogie auf die gegenwärtigen Prozesse in der UdSSR und rief dazu auf, eine den neuen Verhältnissen entsprechende neue Begrifflichkeit zu finden.

Trockijs ökonomische Theorie und seine daraus abgeleiteten wirtschaftspolitischen Vorstellungen wurden sehr kritisch behandelt. Hillel TICKTIN (Glasgow) arbeitete heraus, daß Trockij keine konsistente Politökonomie und nur ein relativ begrenztes, deskriptives Verständnis der wirtschafts- und gesellschaftspolitischen Entwicklung der UdSSR besaß. Eine ähnliche Auffassung vertrat Judith SHAPIRO (London), die Trockij als lebenslangen Verfechter der Neuen Ökonomischen Politik (NÖP), allerdings in einer eher stalinistischen Variante mit starkem Akzent auf Begrenzung der kleinen Warenprokution, bezeichnete. Shapiro wies die wirtschaftspolitischen „Lebenslügen" Trockijs, daß er der „Gottvater" der NÖP, der Planwirtschaft und hoher industrieller Wachstumsraten gewesen sei, zurück. Auch Marc SELDEN (Binghamton/USA) hob auf den Widerspruch zwischen dem Streben nach Erweiterung der Marktbeziehungen und gleichzeitiger Niederhaltung der Kulaken in Trockijs NÖP-Konzept ab und wies die erhebliche Übereinstimmung zwischen Trockij, Bucharin und Stalin bezüglich der Kollektivierung der Agrarproduktion ohne Berücksichtigung der sozialen Belange der Bauernschaft nach. Reinhart KÖSSLER (Münster) dienten Trockijs Ansätze zur Militarisierung der Arbeit zur Aufdeckung eines während der gesamten Tagung leider kaum beachteten Phänomens — der Identität des Sozialismus- und Menschenbildes und der Freiheitsauffassung der Zweiten und Dritten Internationale.

Trockijs Marxismus

Evgenij DAINOV (Sofia), der seinen Beitrag nur schriftlich einreichen konnte, beschrieb Trockij als wichtigen Vertreter der „revolutionären Moderne", dessen politische Ideen mit dem Scheitern des „real existierenden Sozialismus" allerdings von der Tagesordnung verschwunden seien. Trockij hätte es in den zwanziger Jahren vermocht, Grundpositionen der revolutionären Moderne zu durchdenken und zu überwinden. Wenn sich diese Auffassungen durchgesetzt hätten, wäre der sowjetische Totalitarismus vermeidbar gewesen. Baruch

KNEI-PAZ (Jerusalem) referierte über die Theorie der permanenten Revolution. Diese sei die wichtigste theoretische Leistung Trockijs gewesen, da sie den Marxismus mit dem Problem der Unterentwicklung verband. Die Perestrojka werde zum Zerfall und zur Modernisierung der Sowjetgesellschaft führen, d.h. die permanente Revolution kehre sich um.
Bei der Behandlung von Einzelaspekten des Trockijschen Marxismusverständnisses kristallisierten sich seine Haltung zur nationalen Frage und seine Stellungnahme zur soziokulturellen Entwicklung der UdSSR als Schwerpunkte heraus.
Leopold ZEHENDER (Wien) sprach darüber, daß Trockij ein ,,typisch marxistisches" Moralverständnis gehabt hätte, das ausschließlich auf revolutionäres Handeln und den Klassenkampf bezogen gewesen sei und reale Alltagserfahrungen der Menschen vernachlässigt hätte. Sein Konzept sei aber insofern nicht von der bürgerlichen Moral verschieden gewesen, als es ebenfalls der persönlichen Integrität des Handelnden, seinem Wissen und Willen eine Schlüsselrolle zugewiesen hätte. Alan WALD (Michigan) wies nach, daß Trockij der Ästhetik des 19. Jahrhunderts verhaftet gewesen war und sprach ausführlich zu dessen Ablehnung eines spezifisch ,,proletarischen" Kulturkonzepts. Mit diesem Problem beschäftigten sich auch Jekaterina LEBEDEWA und Hans-Jürgen LEHNERT (beide Berlin/DDR), die jedoch einen breiteren Ansatz wählten und von Grundauffassungen Trockijs über die russische Geschichte (Kongruenz bzw. Inkongruenz mit der westeuropäischen Entwicklung) und über den Status der russischen intelligencija ausgingen. Ada KAN (Uppsala) referierte über Trockijs Ansichten zur Frauenfrage. Sie würdigte, daß sich Trockij von allen maßgeblichen Bolschewiki mit diesem Problem wie auch mit der sowjetischen Kulturentwicklung überhaupt am intensivsten beschäftigt hatte, kritisierte jedoch, daß er im marxistischen Ansatz ,,steckengeblieben" war und die Frauenfrage ausschließlich als Bestandteil der sozialen Frage betrachtete. Helmut STEINER (Berlin/DDR) benannte die Gebiete, auf denen Trockij als Soziologe Maßgebliches geleistet hatte: Analyse der Sowjetgesellschaft und des Faschismus, Kultursoziologie, Analyse der sozialen Triebkräfte des Handelns besonders der Arbeiterklasse.
Trockijs Haltung zur chinesischen Revolution Mitte der zwanziger Jahre behandelte ein Kollege aus der Volksrepublik China in angenehm differenzierender Weise. Er machte deutlich, daß die Auseinandersetzungen zwischen Trockij sowie Stalin und Bucharin stark vom innerparteilichen Kampf in der KPR(B) überlagert waren und daß alle drei Protagonisten kein richtiges Verständnis der Bauernfrage in China besaßen. Dies schmälere jedoch nicht die Verdienste Trockijs im Kampf gegen Stalin. Gregor BENTON (Leeds) und Reiner MÜLLER (Berlin/DDR) befaßten sich mit dem Trotzkismus in China. Benton diskutierte vor allem Entstehung und Entwicklung der trotzkistischen Bewegung, Müller stellte bedeutende Leistungen chinesischer Trotzkisten, so ihren Anteil an der Verbreitung der Marxschen politischen Ökonomie und an der Ingangsetzung einer eigenständigen sozialökonomischen Feldforschung in China, vor. Neben dem Beitrag zu Nationalitätenproblemen auf dem Balkan (Horst LAUSCHNER und Rolf WÖRSDÖRFER, beide Frankfurt/M.) rundeten zwei Referate zu Trockijs Haltung zur jüdischen Frage den Themenkomplex ,,Nationale Frage" ab. Enzo TRAVERSO (Paris) gab einen umfassenden Überblick über die Evolution von Trockijs diesbezüglichen Ansichten. Mario KESSLER (Berlin/DDR) machte auf wichtige strukturelle Unterschiede zwischen der faschistischen Judenvernichtung und dem stalinistischen Antisemitismus aufmerksam und würdigte Trockijs hellsichtige Voraussage des Holocaust im Dezember 1938.

Die Diskussion

Theodor Bergmann stellte in einem Tagungsbericht mit leichtem Bedauern fest, daß das erwähnte Bucharin-Symposium wohl ,,auf einem etwas höheren akademischen Niveau"[4] gestanden hätte. In der Tat drehte sich die diesjährige Diskussion eher um wissenschafts- und gesellschaftspolitische Konsequenzen aus dem fast vollständigen Zusammenbruch des Stalinismus in Osteuropa. Die während des gesamten Symposiums präsente Metafrage ,,War Trockij eine Alternative zu Stalin?" wurde — außer von einigen Trotzkisten — von niemandem uneingeschränkt bejaht. Zugleich sahen sich diejenigen sowjetischen Historiker der älteren Generation, die maßgeblich und bis in die jüngste Zeit an der Fortschreibung stalinistischer Geschichtslügen beteiligt waren, deutlich in die Pflicht genommen, sich endlich zu einer vorurteilsfreien Annäherung an L.D. Trockij zu entschließen. Und schließlich lassen die Verständigungsschwierigkeiten zwischen Historikern und Historikerinnen aus Ost und West, die immer dann zu beobachten waren, wenn es um den Charakter des jeweils anderen Gesellschaftssystems ging, die Folgerung zu, daß die Erforschung und Bewertung des Stalinismus ohne Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen aus Osteuropa und der Noch-DDR schlecht möglich sind. In Wuppertal wurde ein kleiner, aber wichtiger Beitrag geleistet.

4 Der Bericht erschien in: Sozialismus, Hamburg, Jg.1990, H.7, S.62

ANHANG

Liste der vorgelegten Referate:

ANTONOV-OVSEENKO, Anton (Moskau): L. Trotsky - J. Stalin - V. Antonov-Ovseenko. Fragments of political struggle.

BAYERLEIN, Bernhard (Aachen/Darmstadt): Politische Demokratie und Bürokratie. Internationalismus und Komintern. Zu einigen Aspekten der Analyse Trotzkis.

BENTON, Gregor (Leeds): Trotsky and China.

BORDJUGOV, Gennadij (Moskau): Trotsky in the debate about trade unions - new material.

BRITOVŠEK, Marjan (Ljubljana): Die Dilemmata des ,,Neuen Kurses" von Lev Davydovič Trockij. Anläßlich seiner politischen Rehabilitation.

BROUÉ, Pierre (Grenoble): United oppositon 1926/1927.

CASCIOLA, Paolo (Foligno): Trotsky and the struggle of colonial peoples.

DAINOV, Evgenij (Sofia): The paradoxes of a revolutionist. Trotsky and revolutional modernity 1921-1929.

DANIELS, Robert V. (Vermont): Trotsky's proletarian democracy and party bureaucracy 1923-1927.

DEMIČEV, Vitalij (Moskau): The current problems of socialism in the light of L. Trotsky's ideas.

FIRSOV, Fridrich (Moskau): Lev Trockij i politika Kominterna v načale 20-ych godov.

GOLDFIELD, Michael (Ithaca/N.Y.): Trotsky's contribution to the analysis of Soviet society.

HAFERSTROH, Peter (Leipzig): Die Kurve der kapitalistischen Entwicklung und die Weltrevolution. Leo Trotzkis Wirken für einen neuen Kurs der Komintern 1921.

HASS, Ludvik (Warschau): Trotzkis Schriften im Polen der Zwischenkriegszeit.

HEDELER, Wladislaw (Berlin/DDR): N.I. Bucharin und L.D. Trotzki im amerikanischen Exil.

HERBST, Kerstin (Berlin/DDR): Zur Trockij-Rezeption in der sowjetischen Geschichtswissenschaft seit 1985.

JOHNSTONE, Monty (London): Trotsky and the debate on socialism in one country. A critical and self-critical reappraisal.

KALACHOV, Aleksej (Naberežnye čelny): The role of february 1918 and Leon Trotsky. The history of the peace of Brest-Litowsk.

KAN, Ada (Uppsala): Leo Trotzkis Ansichten zur Frauenfrage.

KESSLER, Mario (Berlin/DDR): Leo Trotzkis Position zum Zionismus und zu den Perspektiven der jüdischen Frage.

KLEIN, Horst (Berlin/DDR): Trotzki, Kautsky, Bauer. Positionen zur Sowjetunion (1930-1938).

KNEI-PAZ, Baruch (Jerusalem): The permanent revolution in retrospect. From Gorbacev to Trotsky.
KÖSSLER, Reinhart (Münster): Trotzki zur Militarisierung der Arbeit oder: Kautskyanismus mit Konsequenz.
KORABLEV, Ju.I. (Moskau): Trockij na voennych postach 1918-1920.
KOZLOV, V.A. (Moskau): Das Thermidor-Problem in Trockijs theoretischen Vorstellungen.
KRASIL'NIKOV, S.A. und V.I. ŠIŠKIN (Novosibirsk): Trotsky's adepts in Siberia (in the beginning of the 20th century).
LAUSCHER, Horst (Frankfurt/M.): Trotzki und die ukrainische Frage 1939.
LAUSCHER, Horst und Rolf WÖRSDÖRFER (Frankfurt/M.): Trockij und die nationale Frage auf dem Balkan.
LEBEDEWA, Jekaterina und Hans-Jürgen LEHNERT (Berlin/DDR): Der Bürger Puschkin im Proletarier Besymenski. Zur Kritik der ,,Litfront" an Trockijs Kultur-Konzeption.
LEŠNIK, August (Ljubljana): Trockijs Stellungnahme auf den KI-Kongressen.
van der LINDEN, Marcel (Amsterdam): Die Zeitperspektive in Trockijs Theorie des degenerierten Arbeiterstaates.
MAITAN, Livio (Paris): L'evolution des idées de Trotsky sur la construction d'un parti et d'une internationale revolutionaires.
MANDEL, Ernest (Brüssel): Trockij über das Verhältnis von Selbstregulation der Klasse/Vorhutpartei.
MAYZEL, Matitiahu (Tel Aviv): Trotsky's opinion on the Soviet State security organs.
MERRIDALE, Catherine (Cambridge): Trotsky and trotskysm in Moscow, 1924-1932.
MONETA, Jacob: Wie wird der Faschismus geschlagen? Trockijs vergeblicher Kampf.
MORA, Manuel Aguilar (Mexico): Trotsky's theory of permanent revolution.
MOREAU, François (Ottawa): Trotsky on the Soviet Union. An assessment of his expectations.
MÜLLER, Reiner (Berlin/DDR): ,,Polemik zwischen Trotzkisten und Marxisten" in China 1929-1937.
PODŠČEKOL'DIN, Aleksandr (Moskau): Die innerparteiliche Diskussion 1923 - die erste Debatte ohne Lenin.
POLJAKOV, Jurij (Moskau): Seine Sternjahre. L.D. Trockij in den Jahren des Bürgerkrieges.
RAPTIS, Michel (Athen): Sur les conceptions éonomiques de Leon Trotsky concernant la ,,transition du capitalisme au socialisme".
SELDEN, Mark (Binghamton/USA): Trotsky and the agrarian question.
SHAPIRO, Judith C. (London): Seriously and for a long time, but not forever. Trotsky and NEP.
SPIRIN, L.M. (Moskau): Zur Geschichte der politischen Beziehungen zwischen Trockij und Stalin 1917-1920.
STARCEV, Vitalij (Leningrad): Lenin i Trockij v 1922-1923.
STEINER, Helmut (Berlin/DDR): Trockij als Soziologe.
SZABO, Laszlo Szolt (Budapest): Trockijs Werke in Ungarn.
TICKTIN, Hillel (Glasgow): Trotsky's political-economic theory of the USSR, 1929-1940.
TRAVERSO, Enzo (Paris): Lev Davidovich Bronstein (Trotsky). The itinerary of a non-jewish Jew.
TRUKAN, German (Moskau): Trockijs Rolle in der Oktoberrevolution.
VASECKIJ, Nikolaj (Moskau): Lenin i Trockij. K charakteristike vzaimootnošenij.
WALD, Alan (Michigan): Leon Trotsky's contribution to marxist literary and cultural theory.
WALLACH, Jehuda L. (Tel Aviv): Trotsky and the ,,Red Army". Seventy years of Soviet military historiography.
ZAVELČEV, Aleksej (Kazan'): L.D. Trotsky and culture in the USSR.
ZEHENDER, Leopold (Wien): Trockijs Konzeption der Moral in: ,,Ihre Moral und unsere".
Historiker und Historikerinnen aus der Volksrepublik China legten folgende Beiträge vor:
Trotsky's ideas of economic construction and Stalin's practices.
Trockij und die Probleme der chinesischen Revolution.
Zur Diskussion über den neuen Kurs im Jahre 1923.
The role of Trotsky in the formation fo Stalin's political mode.
Trotsky on bureaucracy.

DAS COLLOQUIUM „STADTGESCHICHTE UND DIE ENTWICKLUNG DES NEUEN BERLIN — STAND UND FUNKTION DER STADTGESCHICHTSFORSCHUNG" AM 7. UND 8. JUNI 1990 IN BERLIN-CHARLOTTENBURG

Von Berthold Grzywatz

Eine Stadt im Umbruch — die beiden Hälften Berlins mit ihren eigenen Verfassungen und Verwaltungsstrukturen finden sich im Rahmen der deutschen Einigung wieder zusammen. Anlaß genug, Fragen an die Stadtgeschichtsforschung im Ost- und Westteil der Stadt zu stellen, welche Beiträge sie zur politischen, sozialen, wirtschaftlichen und städtebaulichen Entwicklung des neuen Berlin leisten kann. Inwieweit ist die Geschichtswissenschaft in der Lage, die Stadtentwicklung und die sie konstituierenden Entscheidungen in ihrer historischen Verknüpfung aufzuhellen und sie mit dem Fragenkomplex gegenwärtiger Probleme zu konfrontieren? Die politischen Veränderungen geben insofern auch Anlaß, eine kritische Bestandsaufnahme der stadtgeschichtlichen Forschung anzustreben und über ihre künftigen Funktionen zu beraten. Dabei mußte Berlin sowohl als Forschungsgegenstand und Bereich angewandter Geschichte als auch als Tagungsort zu einer Konfrontation unterschiedlicher methodisch-theoretischer Ansätze wie auch des Selbstverständnisses der Geschichtswissenschaftler herausfordern.

Stadtgeschichte hat sich in den achtziger Jahren als Bereich der akademischen Forschung zusehends etabliert und nicht zuletzt durch ihre Perspektivenvielfalt wie ihre Fähigkeit zu interdisziplinärem Austausch profiliert. Sie ist zugleich ein Arbeitsfeld zahlreicher Institutionen und unabhängiger Initiativen, das einerseits durch politisch-pädagogische Interessen andererseits durch die Abkehr von einer abstrakten, akademisch betriebenen Strukturgeschichte begründet wird. Als Lebensumfeld ist die Stadt Bestandteil der Identität des Einzelnen. Das Sichtbarmachen seiner historischen und sozialen Bezüge und damit die Wiedergewinnung von Geschichte bzw. die Möglichkeit, Identifikationsangebote zu machen, befleißigte Stadt- und Bezirksverwaltungen, Museums- und Archiveinrichtungen, aber auch die „Historiker vor Ort", seien sie nun amtlich bestellt oder im Rahmen eines alltagsgeschichtlichen Projektes engagiert, stadthistorische Untersuchungen zum Arbeitsgegenstand und zur politischen Aufgabe zu machen. In Westberlin wurde so die örtliche Geschichtsschreibung zum festen Bestandteil eines kulturpolitischen Programms, das die Dezentralisierung der kulturellen Aktivitäten zum Prinzip erhob. Es war daher nur allzu wünschenswert, die zahlreichen Mitarbeiter geschichtspraktischer Einrichtungen und lokalhistorischer Projekte zu einem Dialog, auch mit der akademischen Forschung, zusammenzuführen.

Das Bezirksamt Charlottenburg veranstaltete in Verbindung mit der Historischen Kommission zu Berlin, dem Deutschen Institut für Urbanistik sowie dem Bereich Berlin-Geschichte der Humboldt-Universität und dem Stadtbezirk Berlin-Köpenick ein zweitägiges Colloquium, auf dem über die Aufgaben der Stadtgeschichtsforschung und die Entwicklung des neuen Berlin diskutiert werden sollte. Es zeigte sich rasch, daß die Teilnehmer weniger auf inhaltliche Fragen, insbesondere im Hinblick auf den Praxisbezug historischer Forschung in einer gesellschaftlichen Umbruchssituation, als auf Probleme der Organisation von Stadtgeschichtsforschung und ihrer Vermittlung abzielten. Diese Schwäche des Colloquiums war wohl durch die Situation begründet, daß sich in Charlottenburg zum ersten Mal seit der Wende etwa hundert Ost- und Westberliner Geschichtswissenschaftler, Stadthistoriker, Archivare, Museumspraktiker, Laienforscher und Mitglieder von Geschichtswerkstätten einer gemeinsamen

Diskussion stellten, folglich das Bedürfnis nach einem umfassenden Informationsaustausch über Arbeitsformen, -gegebenheiten und -ziele Vorrang erhielt. Hier deutete sich allerdings auch die Schwierigkeit an, die verschiedenen Ebenen stadtgeschichtlicher Forschung und Arbeit inhaltlich zu verknüpfen und vor dem Hintergrund unterschiedlicher Erkenntnisinteressen und Praxisbezüge einen diskursiven Austausch von Erfahrungen und Fragestellungen voranzutreiben.

Die Reihe der vierzehn Referate eröffnete Jürgen REULECKE (Universität-Gesamthochschule Siegen) mit einem Überblick zur Stadtgeschichtsforschung und örtlichen Geschichtspraxis in der Bundesrepublik Deutschland. Er charakterisierte drei Wandlungsimpulse, die die moderne Stadt- und Urbanisierungsgeschichtsforschung in den letzten Jahrzehnten verändert haben. Einmal waren es innerhistorische Anstöße der sich seit Ende der sechziger Jahre durchsetzenden Sozial-, Gesellschafts- und Strukturgeschichte mit ihrer Neigung zu theoriegeleiteten Fragestellungen und zu quantifizierenden Methoden. Als weitere Eigenimpulse der Geschichtswissenschaft bezeichnete Reulecke Ansätze in der politischen Sozialgeschichte, die sich der ,,Beschäftigung mit den konkreten Ausprägungen politischer Macht in überschaubaren Systemen" widmeten, und die Hinwendung zur Alltagsgeschichte seitens einer gegen den abstrakten Akademismus opponierenden jüngeren Historikergeneration. Die zweite wichtige Anregung erfuhr die Stadtgeschichtsforschung durch den interdisziplinären Austausch mit Geographen, Volkskundlern, Politologen, Soziologen und Demographen, nicht zuletzt über die Einrichtung von zentralen, öffentlich geförderten Forschungsprojekten. Schließlich erwies sich der Verlust von Utopien und gesellschaftsreformerischen Träumen seit Mitte der siebziger Jahre als Impuls für die Rückbesinnung auf historische Verwurzelung. Die Stadt rückte als Nahwelt und unmittelbarer Lebensraum ins Blickfeld der Forschung, Stadtgeschichte schickte sich an, identitätsstiftende Arbeit zu leisten. Die Stadt als Ort, das machte Reulecke in Anlehnung an Wolfgang Köllmann deutlich und begründete damit die Berechtigung stadtgeschichtlicher Forschung, gibt Auskunft über die Verlaufsformen strukturwandelnder Prozesse und ihrer Differenzierungen sowie über das Verhältnis von Tradition und Schichtenbildung. Für die praxisbezogene Vermittlung zwischen der Geschichtlichkeit des konkreten Lebensraums und der Allgemeinheit gesellschaftlicher Prozesse räumte Reulecke dem Stadthistoriker als ,,Provokateur zu ständiger kritischer Selbstvergewisserung" eine wichtige Rolle ein.

Helga SCHULTZ (Akademie der Wissenschaften der DDR) schilderte die Entwicklung der Stadtgeschichtsforschung in der DDR. Sie bemühte sich, das oberflächliche Bild einer apologetisierenden Forschung in der DDR zu korrigieren. Neben der offiziösen Geschichte der Bezirksstädte hatte sich im Rahmen der Historiker-Gesellschaft der DDR eine inhaltsreiche Forschung entwickelt, die sich auf das mittelalterliche und frühneuzeitliche Städtewesen Mitteleuropas konzentrierte. Dabei war die Bevorzugung der älteren Stadtgeschichte durch die marxistische Geschichtstheorie begründet und keineswegs als opponierende Nischensuche zu verstehen. Die souveränen Städte des Mittelalters machten den Fortschritt des Feudalismus gegenüber der Antike aus, während das städtische Bürgertum die Fortentwicklung von Produktion, Verkehr, Bildung etc. verkörperte. Mit dem Verlust dieser Rolle nach dem Sieg der bürgerlichen Ordnung sank die Stadt vom ,,movens des Fortschritts" zum ,,bloßen Ort des historischen Geschehens" herab, und damit verlor sie auch das vorrangige Interesse des Historikers. Es gelang der marxistischen Stadtgeschichtsforschung, den klassengeschichtlichen Ansatz mit Fragestellungen modernen Sozialgeschichte zu verbinden und insbesondere

bei der Erforschung sozialer Konflikte und sozialer Strukturen der Feudalgesellschaft differenzierte Einsichten zu gewinnen. Dagegen versagte die marxistische Stadtgeschichte bei den Forschungen zum 19. und 20. Jahrhundert. Ein Mangel, den Helga Schultz auf die fehlende Auseinandersetzung mit Industriegesellschafts- und Modernisierungstheorien sowie auf eine verengte Auffassung der Marxschen Kapitalismus- und Geschichtstheorie zurückführte. Die neuere Stadtgeschichtsforschung in der DDR war nahezu mit der Erforschung der örtlichen Arbeiterbewegung gleichzusetzen, die aber, trotz parteipolitischer Beschränkungen, bei der Erschließung von Quellen wichtige Arbeit geleistet hat. Die vom Regime verordnete Apologetik der Partei- und Staatspolitik kulminierte nach Schultz im Bereich der Stadtgeschichte der DDR, wo sich fast ausschließlich Legendenbildungen, nur selten empirisch begründete Untersuchungen, auffinden lassen. Durch die Beseitigung der Zensur und der bislang vorherrschenden Anpassung des Wissenschaftsapparates sowie durch die konsequente Öffnung der Partei- und Staatsarchive und die Überwindung der Isolation von der internationalen Wissenschaftsszene hofft Helga Schultz auf eine Weiterentwicklung der marxistischen Stadtgeschichtsforschung. Dabei mißt sie der Zusammenarbeit mit den ehrenamtlich bestellten Ortschronisten, den Laienforschern und den sich konstituierenden Geschichtswerkstätten in der DDR eine hervorragende Bedeutung bei.

Wolfgang HOFMANN (Technische Universität Berlin) sprach in der anschließenden **Diskussion** das Verhältnis von Typologie und Individualität in der modernen Stadtgeschichtsforschung an und verwies damit auf methodische Probleme der Stadt des 19. und 20. Jahrhunderts, da sie strukturellen sozialökonomischen Prozessen subsumiert ist, ein individuelles Profil zu geben. Reulecke mochte diese Problematik nur im Hinblick auf die Wirtschafts- und Sozialgeschichte gelten lassen. Wird die Stadt als Lebensform Forschungsgegenstand, dann erhält jede Stadt, trotz strukturgeschichtlicher Momente als durchlaufenden Trends, ihre Eigenheit, da sie den unverwechselbaren Erfahrungsraum konkreter Menschen darstellt. Der konkrete Erfahrungsraum ruft unterschiedliches Handeln hervor. So ist beispielsweise die heutige sozialstaatlich verfaßte Gesellschaft ein Produkt städtischen Engagements, die Städte haben eine Fülle sozialstaatlicher Erfindungen hervorgebracht, jedoch in einer Weise, die ebenso Kommunikation wie Konkurrenz einschloß, aber auch einigen Städten Vorreiterfunktionen verlieh. Ansonsten mochte sich eine weitere Diskussion nicht recht entwickeln, obwohl einerseits die fehlenden Hinweise auf Forschungslücken der westdeutschen Stadtgeschichtsforschung bei Jürgen Reulecke wie andererseits die wenig substantielle Kritik der marxistischen Geschichtstheorie bei Helga Schultz Anlaß zur Diskussion hätten geben können.

Wolfgang RIBBE (Freie Universität - Historische Kommission zu Berlin) skizzierte daraufhin „Aufgaben, Funktionen und Organisation der Berliner Stadt- und Regionalgeschichtsforschung". Es waren in Westberlin nicht die Universitäten, sondern einzelne Landeshistoriker, die nach 1945 die Berlin-Forschung förderten. Den wichtigsten Anstoß erhielt die Stadtgeschichte durch die Gründung der Historischen Kommission und das Bemühen ihres langjährigen Vorsitzenden Hans Herzfeld, die kommunalwissenschaftliche Forschung über Berlin voranzutreiben. Wichtige Anregungen erhielt die Berlin-Forschung durch richtungweisende Ausstellungen der Akademie der Künste. Die Arbeit der historischen Vereine sieht Ribbe dagegen als zu vernachlässigen an, da sie in einem antiquarischen Geschichtsverständnis beharrten und mit ihren Publikationen wenig systematisierend arbeiteten. Ein wesentliches Hindernis der Westberliner Forschung sei die weitgehende Unzugänglichkeit der DDR-

Archive. Zu den wichtigsten künftigen Aufgaben der Stadtgeschichtsforschung zählte Ribbe die Herausgabe von Quelleneditionen, vor allem zur mittelalterlichen Geschichte Berlins, die Erforschung der Kirchengeschichte als Teil der modernen Sozialgeschichte, die Wirtschaftsgeschichte in der NS-Zeit und die innere Entwicklung Berlins nach 1945, die nahezu unerforscht sei. Die Mitarbeit von Heimatmuseen, Geschichtskabinetten und Geschichtswerkstätten bei der Schließung dieser Forschungslücken hielt Ribbe für nützlich, er sah ihre Arbeit jedoch durch lokale und zeitgeschichtliche Themenstellungen begrenzt. Die wissenschaftliche Forschung sei allein in der Lage, zeitlich uneingeschränkt, thematisch übergreifend und komparativ zu arbeiten. Komparatistische Ansätze, das verdeutlichte Ribbe mit Vehemenz, seien im Hinblick auf aktuelle Fragestellungen und Beibringung von Entscheidungshilfen unbedingt erforderlich. Ein solches Engagement sah Ribbe nur bei der Historischen Kommission zu Berlin angesiedelt.

Ingo MATERNA und Laurenz DEMPS (beide Humboldt-Universität zu Berlin) berichteten über den ,,Stand der Berlingeschichtlichen Arbeiten Ostberliner Forschungseinrichtungen". Materna kritisierte die nur langsame Überwindung alter Denkschablonen in der DDR. Er forderte nicht allein die Ablösung des Dogmas vom welthistorischen Übergang zum Sozialismus, sondern eine prinzipielle Neuorientierung zum wissenschaftlichen Pluralismus. In der DDR könne auf diesem Wege an die Erbe- und Traditionsdiskussion angeknüpft werden. Die Berlin-Forschung erhielt in der DDR 1981 durch die Begründung eines Lehrstuhls für Berlin-Brandenburgische Geschichte einen wichtigen Impuls, allerdings beeinträchtigte der politische Auftrag, die Rolle Berlins als Hauptstadt der DDR hervorzuheben, die wissenschaftliche Arbeit von Anfang an. Die Entspannungspolitik sorgte nach Maternas Ansicht für eine allmähliche Auseinandersetzung mit der nichtmarxistischen Geschichtswissenschaft, der schließlich die Aufforderung zum Dialog mit der westdeutschen Historiographie folgte. Kurioserweise waren die Westberliner Historiker von diesem Annäherungsprozeß ausgeschlossen, während man auf der inhaltlichen Ebene, praktisch als methodisch-thematische Parallele, die Geschichte Westberlins nach 1948 durch politische Vorgaben als Bestandteil der Berlin-Geschichte zu separieren gezwungen war.

Zu Schwerpunkten der zukünftigen Ostberliner Forschung erklärte Demps folgende Themenkreise: Urbanität und Lebensraumentwicklung in Berlin im 19. und 20. Jahrhundert; Stadtbezirks- und Verwaltungsbezirksbewußtsein, Kiez- und Straßengeschichte; Region Berlin und die Weltpolitik; Alltagsgeschichte der Menschen; Geschichte der ,,Geschichtsschreibung über Berlin"; Stadtbewußtsein und Nationalgeschichte sowie Berlin nach 1945. Spaltung, Kontinuität und Diskontinuität in der gespaltenen Stadt. Daneben erachtete Demps die Herausgabe von Grundlagenquellen zur Berlin-Geschichte des 17. bis 20. Jahrhunderts für notwendig. Organisatorisch hofft er, die Berliner Stadtgeschichtsforschung durch eine neue, beim Magistrat angesiedelte, aus Freizeit- und Berufshistorikern zusammengesetzte Kommission zu befördern. Die organisatorische Verfestigung sollte nach Demps dazu beitragen, die politische Irrelevanz überwinden zu helfen und die Geschichtsforschung durch ihre Fähigkeit, aktuelle Fragestellungen historisch auszuweisen bzw. kritisch aufzuarbeiten, zu einem dauernden Bestandteil der politischen Kultur der Metropole zu machen.

Die Frage nach den gesellschaftspolitischen Zielsetzungen von Stadtgeschichte regte sogleich die **Diskussion** an. Die Teilnehmer des Colloquiums waren sich darüber einig, daß die Stadtgeschichtsforschung zu einer Öffnung des politischen Diskurses in der Metropole Berlin beitragen muß. Jeder vorschnelle Etikettenwechsel, etwa bei Straßenumbenennungen, sollte

verhindert, vielmehr zu einer intensiven öffentlichen Auseinandersetzung aufgefordert werden. Schließlich muß die Stadtgeschichtsforschung helfen, wie Olaf MÜNZBERG (Westberlin) anmerkte, Entscheidungsvakuen — verwiesen wurde auf den gescheiterten Architekturwettbewerb zum Gestapo-Hauptquartier — auszufüllen. Wolfgang Hofmann gab zu bedenken, daß der Berlin-Forschung mit dem Gegenstand eines komplexen Großstadtgebildes besondere Schwierigkeiten entgegenstehen. Nicht zufällig würden in der internationalen Forschung Untersuchungen kleinerer und mittlerer Städte bevorzugt. Eine Möglichkeit, mit den Dimensionen einer Stadt wie Berlin umzugehen, sah Hofmann in der Konzentration auf Bezirks- bzw. Stadtteilgeschichte, um auf diesem Wege exemplarische Untersuchungen zu bekommen, die wiederum zum Ausgangspunkt neuer Forschungen in anderen Bereichen werden könnten. Berthold GRZYWATZ (Bezirksamt Berlin-Charlottenburg) verwies auf den Zusammenhang zwischen dezentraler Kulturarbeit und Stadtgeschichtsforschung und sprach die Möglichkeit an, durch interinstitutionelle Zusammenarbeit der wissenschaftlichen Forschung und geschichtspraktisch orientierter Projekte sowohl einen engeren Praxisbezug als auch eine Stärkung der örtlichen Geschichtsforschung in der politischen Öffentlichkeit zu erhalten.

Den Gedanken, Stadtgeschichtsforschung im Rahmen dezentraler Kulturarbeit zu begründen, machte Grzywatz zum Ausgangspunkt seines Referates „Geschichtsforschung aus öffentlicher Hand. Zu den Aufgaben einer örtlichen Stadtgeschichtsschreibung im Metropolenumfeld", mit dem das Colloquium am Nachmittag des ersten Veranstaltungstages fortgesetzt wurde. Am Beispiel der 1905 herausgegebenen zweibändigen Stadtgeschichte Charlottenburgs, dem Anspruch nach die erste, in wissenschaftlicher Form verfaßte Stadtgeschichte in Preußen, und ihrer Vorgeschichte zeigte Grzywatz ein öffentliches Selbstbewußtsein auf, das der eigenen Geschichte distanzierend gegenüberstand und sich jeder vordergründigen Selbstdarstellung verwehrte. Das Beharren auf wissenschaftlicher Fundierung seitens der Stadtverwaltung als öffentlichem Auftraggeber entsprang dem Selbstverständnis einer auf Rationalität, Effizienz und Kompetenz abzielenden städtischen Administration. Das kommunale Engagement schloß, gegenwärtig wohl kaum vorstellbar, inhaltliche Auseinandersetzungen ein, wenn in der Stadtverordneten-Versammlung unterschiedliche Auffassungen zum Wahrheitsbegriff und zum Geschichtsverständnis Anlaß zur Diskussion gaben. Grzywatz wandte sich gegen jeden objektivistischen Geschichtsbegriff und erläuterte, daß Geschichte nur als retrospektive narrative Konstruktion möglich und an praktische Interessen gebunden sei, auf Sinngebung und Handlungsorientierung im interpersonalen Diskurs. Zugleich komme der Geschichte, insbesondere der Stadtgeschichte, eine identitätsstiftende Funktion zu, die sich aber einer vordergründigen Übereinstimmung von Umwelt und Subjekt verweigern, vielmehr zum Aufbau eines strukturierten Erinnerungsbildes beitragen müsse: eine Gestalt und Inhalt verbindende Form der Stadtaneignung, die ebenso Wiedererkennen wie Ablehnung einschließe. Der Stadthistoriker hat nach Grzywatz die Aufgabe, über die individuelle Lebensgeschichte hinauszugehen, Enthistorisierungsprozessen durch Verdrängung oder durch Überlagerung zeitgeschichtlicher Faktoren entgegenzuwirken, der verniedlichenden Idylle oder der erhabenen Übersteigerung als reduktive Rezeption ebenso zu begegnen wie einem ausschließlich personenbezogenen Geschichtsbild, das den komplexen Mikrokosmos politischer, sozialer und ökonomischer Verflechtungen unberücksichtigt läßt, und schließlich auch die Rolle des Historischen in Planungsprozesse einzubringen, sie somit zur sozialen Teilleistung jeglicher Stadtentwicklung zu machen. Temporären Verwertungsinteressen verschließe sich eine solche

Stadtgeschichtsforschung, als Bestandteil dezentraler Kulturarbeit lehne sie die In-Gang-Setzung vordergründiger Identifikationsmechanismen ab. Zur Verfestigung der örtlichen Stadtgeschichtsforschung machte Grzywatz den Vorschlag, die Heimatarchive zu örtlich konzentrierten Sammelstellen für Archivalien, Akten und andere Materialien der Bezirksgeschichte zu machen. Weiterhin wies er sowohl in methodischer als auch inhaltlicher Hinsicht auf Forschungslücken der Berliner Stadt- und Regionalgeschichtsforschung hin, die nicht allein durch die Unzugänglichkeit der Quellen bedingt seien.
Der Vorschlag, die Archivierung zu dezentralisieren, wurde von den Vertretern des Westberliner Landesarchivs sowie des Ostberliner Stadtarchivs, aber auch von der akademischen Forschung scharf zurückgewiesen. Die regionalen Archive Berlins setzen auf Konzentration und Zentralisierung und sehen keine Notwendigkeit, originäres Schriftgut bei den Heimatarchiven oder heimatgeschichtlichen Kabinetten zu belassen. Die Unzugänglichkeit der Quellen und die Unübersichtlichkeit der Quellenlage wurde allgemein bestätigt, eine erste geplante einheitliche Bestandsübersicht über die Akten und Archivalien der Regionalarchive Ost- und Westberlins soll die Berlin-Forschung erleichtern helfen. Schwierigkeiten und auch Mißverständnisse gab es bei der von Grzywatz angeregten Diskussion des Verhältnisses von Verwertungsinteressen und Funktionsbestimmung der Stadtgeschichte, die Defizite bei der methodisch-theoretischen Standortbestimmung, insbesondere der geschichtspraktischen Projekte und musealen Bezirkseinrichtungen anzeigten.
Die Frage nach den Aufgaben von Stadtgeschichte gehörte zu den zentralen Bezugspunkten der vorgestellten geschichtspraktischen Arbeiten. Der von vorneherein gegebene Praxisbezug zwingt diese Projekte, ihre Forschung ständig vor dem Hintergrund von Vermittlungsfragen zu überprüfen. In diesem Arbeitsprozeß tritt mitunter die Entwicklung von Forschungsperspektiven und ihre theoretische Durchdringung in den Hintergrund. Bei Dieter WINKLER (Stadtbezirkschronik Hellersdorf) drohte die „Geschichtsarbeit in der Satellitenstadt" Ideologiecharakter anzunehmen, da sie unabhängig von ästhetischen Gesichtspunkten zum Wohlsein der Bevölkerung beitragen sollte. Die „Förderung von Identität" geriet damit in Gefahr, den kritischen Impetus historischen Denkens aufzuheben.
Gerd LÜDERSDORF (Heimatgeschichtliches Kabinett Berlin-Köpenick) charakterisierte die „Arbeit mit ‚Laien' in der Heimatgeschichtsforschung" als Nahtstelle zwischen professioneller und ehrenamtlicher Forschung sowie deren populärer Vermittlung. Ihre Berechtigung sah er durch Sicherung einer gewissen Basisdemokratie bei den thematischen Bestimmungen begründet, da diese individualisierend vorgenommen würden, und durch ihre Fähigkeit, im sozialen Umfeld als wirksamer Propagandist heimatgeschichtlicher Erkenntnisse aufzutreten. Da sich die Arbeit der Heimatgeschichtsforschung häufig im Gespräch mit Zeitzeugen entwickele, trage sie auch zur Erfahrung von Geschichtlichkeit bei den Befragten bei.
Wolfgang Hofmann rückte die Probleme von Distanz und Integration in seinem Referat „Stadthistoriker und gesellschaftliche Praxis" in den Mittelpunkt. Ausgehend von einem Bild des Stadthistorikers, der nicht nur als fachliche Institution etwa bei der Vorbereitung von Planungsentscheidungen befragt, sondern auch in seiner Vermittlungsfunktion von Geschichte Teilnehmer an einem sozialen Prozeß werde, beschrieb Hofmann das Konfliktfeld unstrukturierter Arbeitsbedingungen, die Spannung zwischen Zielsetzungen und Interessen. Die Arbeit des Stadthistorikers wird durch seine jeweilige Stellung zur Stadt als Untersuchungsgegenstand beeinflußt; er muß sich mit verfestigten Geschichtsbildern auseinandersetzen, aber auch dem nur flüchtig Wahrgenommenen Bedeutung unterlegen. Formen der

öffentlichen Einflußnahme auf Stadtgeschichtsschreibung exemplifizierte Hofmann am Beispiel der Charlottenburger Stadtgeschichte von 1905, der Stadtgeschichte Neu-Isenburgs für die Zeit des Nationalsozialismus und der Stadtgeschichte von ,,Berlin — Hauptstadt der DDR". Der von Hofmann konstruierte Gegensatz zwischen einer traditionskritischen und einer stilisierenden, am fürstlichen Ursprung, nicht aber an zukunftsweisender Identifikation orientierten Stadtgeschichte bei Dieter Rebentisch und Angelika Raab für Neu-Isenburg und Wilhelm Gundlach für Charlottenburg läßt sich nach den Ausführungen von Grzywatz wohl nicht aufrechterhalten. Die zum Vergleich herangezogenen Werke dürften sich eher durch differierende Methoden und unterschiedliches geschichtstheoretisches Verständnis voneinander unterscheiden. Daß die im Auftrag des ,,Komitees der DDR zum 750jährigen Bestehen von Berlin" herausgegebenen Thesen zur Berlin-Geschichte Beispiel einer prägnanten politischen Instrumentalisierung sind, war auf dem Colloquium unumstritten. Auf Wolfgang Hofmanns Frage, inwieweit die Thesen, insbesondere zur Geschichte Berlins im 19. und 20. Jahrhundert, auf originäre Formulierungen der dafür zuständigen Historiker zurückgehen, zumal die Thesen auch in anderen Publikationen vertreten werden, stellten sich in der Diskussion keine Antworten ein.

Sigrid HEINZE und Petra ZWAKA (Berlin-Forschung/Arbeitskreis Berliner Regionalmuseen) referierten über ,,Intentionen, Bedingungen und künftige Aufgaben dezentraler historischer Arbeit durch lokale Museen in Berlin". Dabei berichtete Heinze über ein interdisziplinäres, durch das Institut für Geschichtswissenschaften der Technischen Universität Berlin betreutes Forschungsprojekt, in dem die Besucherstruktur von Berliner Heimatmuseen untersucht wird. Erste Teilergebnisse lassen einen Zusammenhang zwischen Bildung und Museumsbesuch erkennen. Der traditionelle Umgang mit der Institution Museum kommt auch bei den heimatgeschichtlichen Einrichtungen zum Tragen, das heißt, daß Bildungsbarieren die Besucherstruktur bestimmen. Heinze unterschied zwischen traditionell geführten Museen und solchen mit neuen Konzepten und postulierte eine signifikante Beziehung zwischen Konzeption und Besucherstruktur in der Weise, daß ältere Besuchergruppen sich von Museen traditionellen Zuschnitts angesprochen fühlten, während jüngere Besucher sich entsprechend Einrichtungen mit modernen Entwürfen zuwandten, eine These, die in der **Diskussion** sowohl von West- als auch Ostberliner Museumspraktikern nicht unwidersprochen blieb, zumal Heinze es versäumt hatte, die Zuordnungsmerkmale ‚traditionell' und ‚neue Konzepte' zu definieren und zu hinterfragen. Heinze/Zwaka wiesen den Heimatmuseen eine führende Rolle im Bereich der lokalen Stadtgeschichtsforschung zu; ihre Verpflichtung, stadtpolitisches Engagement zu unterstützen, eröffne der Geschichtsarbeit Perspektiven, im ,,Bezirk etwas in Gang (zu) bringen". Diese politisch-pädagogische Zielrichtung wirkt sich weitgehend auf die Themenstellungen der Museen aus, die zeitgeschichtlich oder wenigstens auf die Stadtgeschichte des 20. Jahrhunderts orientiert sind, und sie fordert Darstellungsweisen — zumindest gilt dies für die Konzeption des von Zwaka vorgestellten Schöneberg-Museums —, welche die Beteiligung von Besuchern bzw. Stadtteilbewohnern ermöglichen können. Geschichtsarbeit entwickelt sich hier zum Dialog und zum politischen Orientierungspunkt. Diese Konzeption birgt Risiken, da der mit einer Ausstellung verbundene politische Praxisbezug sich in einer verengten Perspektive darstellen kann, weniger auf den Nachvollzug politischer Analytik und damit auf eine differenzierte Vielfalt von Handlungsangeboten als auf eine sich parteilich ausweisende Stellungnahme gerichtet ist. Welche fragwürdigen Einschätzungen von gegenwärtiger Geschichte die Erkenntnisinteressen leiten können, zeigte Zwaka selbst, als sie für das

Westberlin der letzten zehn bis fünfzehn Jahre völlig undifferenziert eine erhebliche Verschlechterung der Lebensqualität behauptete und Umweltzerstörungen erkennen wollte, die „das Leben bis an die Grenze der Belastbarkeit" gebracht hätten.

Ein ähnlich problematisches Verhältnis von politisch-pädagogischem Anspruch und inhaltlicher Vermittlung hatte sich bereits am Vorabend bei dem von Martin DÜSPOHL (Stattreisen Berlin e.V.) geleiteten „Stadtrundgang mit Methode" offenbart. Auf dem Gelände zwischen dem Martin-Gropius-Bau und dem Potsdamer Platz stellte Düspohl ein Konzept historisch-politischer Stadtwanderungen vor, dessen Ziel die Verknüpfung von Gegenwartsproblemen und Geschichte ist. Die Methode besteht gleichsam in der Methodenlosigkeit; die Wanderungen sind keine Führungen, sondern gemeinschaftliche Spaziergänge, auf denen sich Erzählungen entfalten sollen. Im Gespräch werden sie zu einem Abbild individuell erfahrener Geschichte, deren Summe jeweilig verschiedene Entwürfe von Geschichte liefert. Die Führung machte jedoch deutlich, daß weder ein Sichtbarmachen der Erkenntnisinteressen noch ein Diskurs über die politisch-pädagogischen Intentionen angestrebt wird, mithin die Spaziergänge, die allein schon durch die Auswahl der einzelnen historischen Punkte in spezifischer Weise strukturiert sind, ideologischen Charakter annehmen.

Der von Zwaka vorgestellte Museumsentwurf steht in einer engen Verbindung mit den Zielsetzungen der Geschichtswerkstätten, wie der Vortrag von Andreas LUDWIG (Berliner Geschichtswerkstatt e.V.) „Geschichte aus anderer Sicht. Intentionen und Berliner Realitäten einer ‚Geschichte von unten'" verdeutlichte. Als Brücke zwischen Laien- und akademischer Froschung wollen die Geschichtswerkstätten die ausbildungsbedingten Grenzen der Beschäftigung mit Geschichte überwinden und zugleich, da Geschichte als kommunikative Wissenschaft verstanden wird, „Betroffene" in die auf öffentliche Nutzung angelegten Forschungsprojekte einbeziehen. Dieser Ansatz qualifiziert Methode und Gegenstand: In den Projekten überwiegen mikrohistorische Verfahren und regionale bzw. lokale Orientierungen. Da der Praxisbezug einen gesellschaftskritischen Impetus einschließt, gehört die Hervorhebung und Bearbeitung vernachlässigter Themen zu den besonderen Aufgaben der Geschichtswerkstätten. Das Experiment in Permanenz als Erprobung neuer Themen, Methoden und Arbeitsformen ist konstitutives Moment geschichtswerkstattlicher Arbeit, wobei, wie Ludwig hervorhob, das Fehlen institutioneller Zwänge einerseits unabdingbare Voraussetzung einer solchen Arbeitsweise ist, andererseits die fehlende institutionelle Verfestigung die Kontinuität in der Entwicklung von Fragestellungen immer wieder gefährdet.

In der **Diskussion** unterstellte Knut Lienemann (Bezirksamt Berlin-Charlottenburg) den anwesenden Historikern einen Mangel an Legitimation. Er betonte, daß es der Stadtgeschichtsforschung bisher nicht gelungen sei, ihre Funktion in prägnanter Form herauszuarbeiten, was sich aber für die politische Durchsetzbarkeit von Geschichtsarbeit, insbesondere für die Mittelbeschaffung, als Notwendigkeit erweise. Die Stadthistoriker, die hier auch mit den pragmatischen Bedürfnissen eines Stadtplaners konfrontiert wurden, erinnerten daran, daß der Argumentationsbereich der Geschichtswissenschaft durch die Bindung an historisches Denken begrenzt sei, aber durch die Vermittlung von Informationen, durch den analytischen Aufriß der Historizität von Stadt trügen die Stadthistoriker zu einem Dialog bei, in dem geschichtliche Erkenntnis zur sozialen Teilleistung in Entwürfen und Planungen werde. Die Voraussetzung eines solchen Prozesses bleibe, durchaus nicht immer in Einklang mit pragmatischen Zielsetzungen, der Schritt zum historisch-kritischen Diskurs, der eben auch von den Verwaltungen einzufordern sei. — Materna beschrieb die besondere Krise der

DDR-Gesellschaft als eine Krise des Geistes, die nicht ohne Geschichte aufgehoben werden könne.

Christian ENGELI (Deutsches Institut für Urbanistik) wies auf das inzwischen gängige Selbstverständnis, vor allem westdeutscher Stadt- und Gemeindeverwaltungen hin, nach dem das Aufarbeiten und Bereithalten von Stadtgeschichte notwendiger Bestandteil der kommunalen Daseinsvorsorge sei. Museumspraktikerinnen wie Gabriele SCHUMACHER (Heimatgeschichtliches Kabinett Berlin-Mitte) und Birgit JOCHENS (Heimatmuseum Charlottenburg) kritisierten das Fehlen langfristiger Konzepte bei den lokalen Museen und forderten dazu auf, die Defizite der in den Museen angesiedelten stadtgeschichtlichen Forschung zu benennen und in langfristig angelegte Fragestellungen einzubringen. Die örtlichen Museumseinrichtungen dürften sich nicht vor einer Auseinandersetzung mit der universitären Forschung und den Zielsetzungen der großen regionalen Museen scheuen. Engeli machte für die Westberliner Situation auf die besondere Problematik des spezifischen verfassungsrechtlichen Verhältnisses von Zentral- und Bezirksverwaltung aufmerksam. Die nach der Berlin-Verfassung gegebene relativ starke Gliederung Westberlins in Bezirke wie ihre Aufgabenzuweisung ist Anspruch, aber nicht politische Realität. Die Verwaltungsbezirke seien im Bereich der kulturellen Aufgaben gegenüber der Zentralverwaltung viel zu schwach. Was in vergleichbaren westdeutschen Großstädten längst Realität sei, eine dichte Aufbereitung der Stadtgeschichte für die Museums- und Archivpädagogik sowie den Schulbereich, bleibe in Westberliner Bezirken aufgrund der vorhandenen Restriktionen ein nicht zu erreichendes Ziel.

Manuela GOOS und Brigitte HEYDE (Heimatmuseum Charlottenburg) sowie Peter FRANKE (Akademie der Wissenschaften der DDR/Institut für deutsche Geschichte) stellten zwei Forschungsprojekte vor, die durch ihre unterschiedliche Methodik Interesse erweckten. Goos/Heyde setzten sich in ihrer Arbeit zum ,,Bekleidungsgewerbe in Charlottenburg nach 1945" mit den tradierten Bildern eines Gewerbes auseinander und konfrontierten diese mit dem konkreten branchenspezifischen Berufsalltag, indem sie die mündlich vermittelten Erfahrungen von Konfektionsbeschäftigten auswerteten. In einer methodischen Verknüpfung von Lokal- und Alltagsgeschichte, Oral History und Geschichte der Geschlechterbeziehungen geben sie ein differenziertes Bild der Arbeitsstrukturen eines Gewerbes sowie des Arbeits- oder auch Branchenbewußtseins der Beschäftigten und tragen damit zur Entmythologisierung eines Berufsbildes bei. Frankes Projekt ,,Die Arbeiterschaft der Stralauer Glashütte 1890 bis 1914" steht unter dem Einfluß der durch Hartmut Zwahr Anfang der achtziger Jahre in Leipzig begründeten historischen Sozialforschung, die sich von der stereotypen Arbeitergeschichtsforschung der DDR abwandte und ihr Augenmerk auf eine empirisch fundierte Sozialgeschichte richtete. Franke zieht am Beispiel eines Berliner Industriebetriebes die Bilanz des Lebensschicksals der Arbeiter, wobei er sich besonders der Beobachtung des Arbeitsmarktes, der Arbeitssituation, der Wanderungen und der Mobilität der Beschäftigten widmet. Quellengrundlage seiner Forschungen sind Firmenarchivalien wie Hauptbücher, Inventur-Register und Arbeiter-Registraturen.

Zum Abschluß des Colloquiums entwarf Karl SCHWARZ (Technische Universität Berlin) ein wenig optimistisches Bild ,,zu den Problemen historischen und utopischen Denkens und dessen Umsetzung in der Stadtpolitik". Für die Bewegung der Lokalgeschichte stellte er Stagnation fest, Hilflosigkeit an Stelle einer Mobilisierung von Geschichte als gestaltender Kraft der Stadtplanung, und zwar in einer Situation, in der die Geschichte sich gewissermaßen selbst anschickt, einen großen Sprung in die Zukunft zu machen. Geschichte könne, so Schwarz,

nur dort zu einem geschichtsmächtigen Faktor werden, wo sie sich bereit finde, aus der Last und den Zwängen der Geschichte herauszutreten, das heiße, wenn sie sich mit utopischem Denken verbinde. Die Gegenwart verweigert sich jedoch nach Schwarz wie noch nie in den letzten 250 Jahren utopischen Entwürfen. Dem normativen Denken stehe das Systemdenken gegenüber, Erwartungshorizone fallen mehr oder weniger mit Erfahrungshorizonten zusammen. Die konkreten Erfahrungen mit der Aktivierung von Geschichtsbewußtsein als Faktor der Stadtentwicklung haben gezeigt, daß „die Heranziehung von Geschichte zur Rechtfertigung von Planungsvorstellungen etwas Beliebiges hat". Schwarz verwies auf verschiedene städtische Raumprojekte mit den unterschiedlichsten Entwürfen, die alle mit der gleichen Geschichte begründet würden. Diese Situation veranlaßte ihn zu fragen, ob die Muse Clio eine Hure sei, verwendbar für alles und das jeweilige Gegenteil? Das Grundproblem der Aktivierung von Geschichte sah Schwarz in der Frage nach der Bedeutung des Vergangenen für die Gegenwart. Bedeutung lasse sich nur da herstellen, wo die Verbindung zu einem Entwurf von Zukunft hergestellt werde. Schwarz nannte vier Beispiele der vergangenen Jahre für normative, zukunftsorienterte Geschichtsaneignung: Preußen als Suche nach aktivierbaren Traditionen, die Metropole als bestimmtes Bild von Urbanität, weiterhin das ‚proletarische Berlin' und den ‚ökologischen Stadtumbau', zwei Ansätze, die sich jedoch nicht weiter um Zukunftsentwürfe bemühten. Dem Gegenwärtigen des triumphierenden Industrialismus den Gegenpol abzugewinnen, heißt für Schwarz, nachdem der Antagonismus der Systeme aufgehoben ist, dem globalen Denken mit einer Mobilisierung des Individuellen entgegenzutreten: neuer Kommunalismus, neuer Regionalismus, neues Begreifen des Themas ‚Nation'.

Schwarz' Pessimismus scheint mir von einer Verkürzung des Utopiebegriffs herzurühren, und zwar in der Weise, daß Utopie in einer vordergründigen Dialektik von gegenpoligen Gesellschaftsentwürfen ausgeht. Und ebenso daher, obwohl er das nicht offen ausspricht, daß der Sozialismus vor dem 9. November 1989 noch als Bild einer besseren Zukunft bestand. Dabei hatte die Marxsche Sozialutopie des 19. Jahrhunderts — am Rande sei bemerkt, daß Marx und Engels den Utopiebegriff auf das vorwissenschaftliche Denken von Campanella bis Saint-Simon anwandten, ihren eigenen Gesellschaftsentwurf aber durch wissenschaftlich-analytische Einsicht begründet hielten — spätestens in den dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts ihren intentionalen Freiheitsanspruch verloren. Der Frühling neuen utopischen Denkens wird sich unter Einwirkung neuer sozialer Zusammenhänge wieder einstellen, die Zeit ist, entgegen Schwarz, nie so günstig gewesen, denn das Fallen verkrusteter Denkschablonen, erstarrter Dogmatismen, nicht nur der sinnlich erfahrbaren Mauern, wird das Denken öffnen.

Das Charlottenburger Colloquium hat für alle Beteiligten einen regen Gedankenaustausch befördert. Es war in zweierlei Hinsicht von Bedeutung: einerseits durch den Dialog über die verschiedenen Zugriffsweisen auf Stadtgeschichte, seien sie nun methodisch-theoretisch oder praktisch-institutionell begründet, andererseits durch das annähernde Gespräch zwischen Ost und West, das, trotz aller methodischen Diskrepanzen, im Bereich der örtlichen Vermittlung von Geschichte ähnliche Arbeitsschwierigkeiten erkennen ließ. Niemand hat, wie Engeli bemerkte, ein Monopol auf Stadtgeschichte. Ihre Perspektivenvielfalt und ihre methodisch wie institutionell weite Verflechtung macht gerade ihre Qualität aus. Die Stadtgeschichte weist sich, nicht zuletzt durch die innovative Arbeit der Geschichtswerkstätten und der musealen Einrichtungen, als eine spezifische Form der politisch motivierten Forschung und Geschichtspraxis aus. Der Facettenreichtum der Stadtgeschichtsforschung kann aber auch zum Hindernis für einen kreativen Austausch werden, wenn beispielsweise Fragestellungen

in örtlichen Projekten vorwiegend tagespolitisch begründet werden und die Methodik der Geschichtsaneignung zugleich Vehikel der Abgrenzung ist. Es sei gestattet, diese Problematik an einem Beispiel zu verdeutlichen. Der Bielefelder Redakteur der Zeitschrift ,,Alternative Kommunalpolitk", Gerald Munier, schreibt in einem Artikel[1] zu dem von Christian Engeli und Horst Matzerath herausgegebenen Sammelband zur modernen Stadtgeschichtsforschung[2], daß die von den Herausgebern bezeichneten Forschungsdefizite der vergleichenden Stadtgeschichtsforschung in den Bereichen Kommunalverfassung und Kommunalpolitik, Organisation der Stadtverwaltung, Rolle der Bürgermeister und der Parteien sowie städtische Finanzpolitik[3] ,,getrost dem universitären Bereich überlassen bleiben" können, während eine quasi alternative Stadtgeschichtsforschung sich zu konzentrieren habe auf stadtgeschichtliche Lücken zur lokalen Frauenpolitik, der Rolle der Arbeiterbewegung, der ökologischen Entwicklung, der Geschichte sozialer Randgruppen wie Sozialhilfeempfänger, Wohnungsloser und Drogenabhängiger sowie zur Lokalgeschichte außerparlamentarischer Bewegungen. Darüber hinaus sollte die Geschichte des Nationalsozialismus nach wie vor einen Schwerpunkt dieser Forschungsrichtung bilden. Munier unterscheidet schnell zwischen der ,,konservativen Universitätsgeschichte" und einer kreativen, durch ,,Nicht-Institutionalisiertheit und Nicht-Fixiertheit auf methodische Verbindlichkeiten" ausgezeichnete ,,Stadtgeschichte von unten". Die örtliche Stadtgeschichtsforschung muß sich aber gegen jede Verengung ihrer Fragestellungen wehren und sich ebenso jederzeit einem kritischen Diskurs ihrer Methodik stellen, wie sie für deren Weiterentwicklung verantwortlich ist. Die Beschränkung der Themenbereiche auf einen engen Rahmen zeitgeschichtlicher Probleme oder auch nur auf die Geschichte der Stadt im 20. Jahrhundert dürfte nicht mit den Aufgaben einer kritischen Geschichtsaneignung zu vereinbaren sein. Der Wert einer von politisch-pädagogischen Intentionen geleiteten ‚Geschichte vor Ort' bleibt eben dort beschränkt, wo sie ihre Legitimation allein schon durch Themenauswahl und Fragestellung an sich begründet sieht. Die akademische Forschung ist in dieser Hinsicht, das wurde auf dem Charlottenburger Colloquium deutlich, viel flexibler, weil sie in einem stetigen Prozeß des In-Frage-Stellens ihrer Ziele, Erkenntnisinteressen und Methoden agiert und deshalb in der Lage ist, von außen kommende Forschungsinnovationen zu absorbieren. Ob aber nur derjenige, der komparatistische Studien betreibt, das Anrecht auf Politikberatung erhält, erscheint zweifelhaft, zumal zwischen dem Engagement zu politischer Hilfestellung aus Kompetenz und dem Politisch-Werden durch Geschichtsaneignung zu unterscheiden ist. Die universitär betriebene Stadtgeschichtsforschung, deren neuere Geschichte gerade zeigt, wie ein Wissenschaftszweig durch außerinstitutionelle Impulse vorangetrieben wird, steht außerhalb unmittelbar herangetragener Verwertungsinteressen, mit denen die geschichtspraktische Arbeit der lokalen und regionalen Einrichtungen ständig konfrontiert ist. Daraus erwächst der akademischen Forschung vielleicht die Verpflichtung zu einer verstärkten Reflexion des Verhältnisses von Forschung und Vermittlung und in der Konkretisierung des Diskurses zu einem kooperativen Dialog mit den Formen praktisch orientierter Geschichtsaneignung. Das Charlottenburger Colloquium

1 Gerald Munier, Stadtgeschichtsforschung aktuell. Anmerkungen zu einer Studie, in: Alternative Kommunalpolitik (AKP), Jg.1990, H.2, S.39–40.

2 Moderne Stadtgeschichtsforschung in Europa, USA und Japan. Hrsg. von Christian Engeli und Horst Matzerath (= Schriften des Deutschen Instituts für Urbanistik, Bd.78), Stuttgart u.a. 1989.

3 A.a.O., S.224

dürfte hierzu einen wichtigen Beitrag geleistet haben. — Ein Tagungsband erscheint im September 1990 unter dem Titel ,,Stadtgeschichte als Kulturarbeit. Beiträge zur gegenwärtigen Stadtgeschichtsforschung und -praxis in Berlin" im Stapp-Verlag, Berlin.

Anhang

Liste der vorgelegten Referate

DEMPS, Laurenz (Humboldt-Universität zu Berlin): Zukünftige Arbeitsschwerpunkte und Zielsetzungen der Berliner Stadtgeschichtsforschung.

FRANKE, Peter (Akademie der Wissenschaften der DDR, Institut für deutsche Geschichte): Forschungen zur Berliner Arbeitergeschichte in Ost-Berlin. Einige Resultate aus dem Projekt: ,,Die Arbeiterschaft der Stralauer Glashütte 1890–1914".

GOOS, Manuela und Brigitte HEYDE (Heimatmuseum Charlottenburg): Sammlung, Forschung und Vermittlung mit Betroffenen: innovative Geschichtsforschung im Charlottenburger Heimatmuseum — oder: Was ist die ‚Berliner Luft'?

GRZYWATZ, Berthold (Bezirksamt Berlin-Charlottenburg): Geschichtsforschung aus öffentlicher Hand. Zu den Aufgaben einer örtlichen Stadtgeschichtsschreibung im Metropolenumfeld.

HEINZE, Sigrid und Petra ZWAKA (Berlin dienliche Forschung/Arbeitskreis Berliner Regionalmuseen): Intentionen, Bedingungen und künftige Aufgaben dezentraler historischer Arbeit durch lokale Museen in Berlin.

HOFMANN, Wolfgang (Technische Universität Berlin): Stadthistoriker und gesellschaftliche Praxis — Probleme von Distanz und Integration.

LUDWIG, Andreas (Berliner Geschichtswerkstatt e.V.): Geschichte aus anderer Sicht. Intentionen und Berliner Realitäten einer ‚Geschichte von unten'.

LÜDERSDORF, Gerd (Heimatgeschichtliches Kabinett Köpenick): Zur Organisierung der Arbeit mit ‚Laien' in der Heimatgeschichtsforschung.

MATERNA, Ingo (Humboldt-Universität zu Berlin): Berlingeschichtliche Arbeiten der Ostberliner Forschungseinrichtungen.

REULECKE, Jürgen (Universität-Gesamthochschule Siegen): Moderne Stadtgeschichtsforschung und örtliche Geschichtspraxis in der Bundesrepublik Deutschland.

RIBBE, Wolfgang (Freie Universität Berlin): Aufgaben, Funktion und Organisation der Berliner Stadt- und Regionalgeschichtsforschung.

SCHULTZ, Helga (Akademie der Wissenschaften der DDR, Institut für deutsche Geschichte): Stadtgeschichtsforschung in der DDR.

SCHWARZ, Karl (Technische Universität Berlin): Zu den Problemen historischen und utopischen Denkens und dessen Umsetzung in der Stadtpolitik.

WINKLER, Dieter (Stadtbezirkschronik Hellersdorf): Geschichtsarbeit in der Satellitenstadt. Wege zur historischen Stadtaneignung in Berlin-Hellersdorf.

FORSCHUNGS- UND PUBLIKATIONSVORHABEN ZUR GESCHICHTE DER DEUTSCHEN ARBEITERBEWEGUNG UND ANGRENZENDER GEBIETE (84)

Bearbeitet von Franz Jean Frohn

Die IWK versucht, systematisch alle Forschungs- und Publikationsvorhaben zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung und angrenzender Gebiete zu erfassen. In der Rubrik "Forschungs- und Publikationsvorhaben zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung und angrenzender Gebiete" werden regelmäßig die Ergebnisse dieser Erhebungen veröffentlicht, sofern diese Arbeiten noch nicht publiziert worden sind. Bei der weiten Verbreitung der IWK in Fachkreisen ist mit der Anzeige eines Forschungsvorhabens gewährleistet, daß es allgemein zur Kenntnis genommen, somit Doppelarbeit vermieden und Kooperation gefördert wird. Die Redaktion bittet daher alle Bearbeiter einschlägiger Projekte - die in Frage kommenden Themenbereiche sind nachstehend erläutert - um Ergänzung und Rücksendung des Fragebogens, der in jedem Heft als Anhang abgedruckt ist. Auf Wunsch werden Ihnen weitere Fragebogen von der Redaktion übersandt. Auch die Mitteilung von Projekten Dritter - unter Angabe von deren Anschrift - ist erwünscht. Juristische Bedenken hiergegen bestehen insofern nicht, als eine Titelanzeige in der IWK nur nach Vorlage des Fragebogens bei dem Bearbeiter erfolgt.
Die Kriterien für die Aufnahme in das Projektverzeichnis sind nicht immer scharf abzugrenzen. Neben Projekten zur Geschichte der deutschen, österreichischen und schweizerischen Arbeiterbewegung, zur Geschichte der Internationale und zur Marx-Forschung finden verwandte Untersuchungen der Politologie und der empirischen Soziologie sowie Arbeiten zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte und zur Geschichte der sozialen Bewegungen Berücksichtigung, soweit sie sich mit den Problemen der Industrialisierung, Firmen- und Wirtschaftsgeschichte befassen. Einschlägige Vorhaben über andere Länder werden dann aufgenommen, wenn ein breiteres Interesse der deutschsprachigen Forschung vorausgesetzt werden darf oder wenn sie von Gelehrten der Bundesrepublik bearbeitet werden.
Die uns übermittelten Daten werden in der IWK veröffentlicht, um anderen Wissenschaftlern eine erste Information über das Projekt zu vermitteln und eine direkte und schnelle Kontaktaufnahme mit dem Bearbeiter zu ermöglichen. Die Speicherung erfolgt in Form einer Autorenkartei. Die Ergebnisse der Erhebung werden außerdem an das Informationszentrum Sozialwissenschaften, Bonn, zur Speicherung und Auswertung für dessen wissenschaftliche Zwecke und gegebenenfalls zur Aufnahme des Projekts in das jedes Jahr vom Informationszentrum publizierte Verzeichnis der "Forschungsarbeiten in den Sozialwissenschaften" weitergegeben. Sofern Projekte aus anderen Publikationen übernommen oder der Redaktion von Institutionen mitgeteilt worden sind, wird das am Ende der Projektmeldung vermerkt. Im übrigen beruhen die Meldungen und insbesondere die Nachträge auf den uns vom jeweiligen Bearbeiter übermittelten Daten. Die Richtigkeit der mitgeteilten Angaben, insbesondere die Genauigkeit von bibliographischen Angaben, kann die Redaktion aus Gründen der Arbeitsökonomie nicht überprüfen.

Die Angaben zu den einzelnen Projekten sind jeweils nach dem folgenden Schema geordnet:

0 Laufende Nummer des Projekts (in der IWK)
1 Institution(en), in deren Rahmen die Forschungsarbeit durchgeführt wird
2.1 Bearbeiter, Vor- und Zuname, Anschrift (Leiter unterstrichen)
2.2 Bei Arbeiten zur Erlangung eines akademischen Grades: Name des Betreuers
4 Stand der Forschungsarbeit
5 Laufzeit des Projekts
6 Art der Arbeit
7 Auftraggeber der Forschungsarbeit
8 Kostenträger
9 (Arbeits-)Titel der Forschungsarbeit (ggf. Untertitel)
10.1 Zeitraum, auf den sich die Forschungsarbeit bezieht
10.2 Geographischer Raum, auf den sich die Forschungsarbeit bezieht
11.1 Inhaltliche Ziele der Arbeit
12 (Teil-)Veröffentlichungen der Arbeit bzw. deren Planung
13 Nichtveröffentlichte (Zwischen-)Berichte, Manuskripte, Arbeitspapiere usw.
14 Methodische Anlage (Vorgehensweise, Untersuchungsart, theoretischer Ansatz, Interview, schriftliche Befragung, Auswertung von Massendaten)
16 Benutzte Unterlagen (Quellenbasis: Archive, Archivalien, statistische Materialien, Zeitungen)
19 Hinweis auf Fundstelle oder mitteilende Institution

Eine dringende Bitte an unsere Leser:

Um die Berichterstattung über den Fortgang der gemeldeten Forschungs- und Publikationsvorhaben jeweils auf dem neuesten Stand zu halten, bittet die Redaktion dringend darum, ihr auch Mitteilungen über den Stand von bereits angezeigten Projekten zukommen zu lassen. Insbesondere wenn Arbeiten abgeschlossen, publiziert, Titel oder Gegenstand geändert oder aufgegeben wurden, bitten wir um Nachricht. Nur so können wir vermeiden, daß das Verzeichnis der Forschungs- und Publikationsvorhaben der IWK zu einem sogenannten Projektfriedhof ohne tatsächlichen Wert als Hilfsmittel für die Forschung wird. Bitte verwenden Sie den Projektfragebogen am Schluß dieses Heftes und füllen Sie diesen bitte möglichst vollständig und genau aus.

Redaktionsschluß: 2.8.1990

I. PROJEKTVERZEICHNIS

A. GESCHICHTSWISSENSCHAFT, HILFSMITTEL

0 90–098
1 Univ. Hamburg, Historisches Seminar, LS Prof. Dr. Arnold Sywottek, Von-Melle-Park 6, 2000 Hamburg 13
2.1 HEMPEL-KÜTER, Christa, Dr.; Hein-Hoyer-Str. 64, 2000 Hamburg 36; Tel. 040/316687
4 Abgeschlossen
5 Beginn: 1/89, Abschluß: 2/90
6 Geförderte Forschung
8 Stiftung Volkswagenwerk
9 Die Presse der KPD 1945–1956. Erfassung und Verzeichnung
10.1 1945–1956
10.2 Westzonen/BRD
11.1 Erfassung und Verzeichnung sämtlicher in den Westzonen/BRD erschienenen Zeitungen und Zeitschriften der KPD mit Standortnachweis; biographische Verzeichnis der Funktionsträger der KPD-Presse; Aufbau und Organisation der Presse
12 Teilveröffentlichung geplant
14 Auswertung von Zeitungen und Zeitschriften der KPD sowie von Archivalien
16 Zeitungen; Zeitschriften; Archivalien

B. QUELLENVERÖFFENTLICHUNGEN, NEUDRUCKE, ÜBERSETZUNGEN

0 90–099
1 Bildungszentrum Kirkel der Arbeitskammer des Saarlandes, Am Tannenwald 1, 6654 Kirkel; Tel. 06849/8011
2.1 LORENZ, Wolfgang; c/o Bildungszentrum Kirkel
4 Laufend
5 Beginn: 2/89, Abschluß: 1/91
6 Eigenprojekt des Bearb.; Edition
7 IG Metall Verwaltungsstelle Völklingen-Dillingen
8 Bildungszentrum Kirkel der Arbeitskammer des Saarlandes; IG Metall Verwaltungsstelle Völklingen-Dillingen
9 Dokumentation zur Geschichte der Metallarbeiterbewegung im Raum Saarbrücken, Völklingen, Dillingen 1848–1955
10.1 1848–1955
10.2 Saarbrücken, Völklingen, Dillingen
11.1 Quellenpublikation; Sammlung und Veröffentlichung der wesentlichen Dokumente zum Klassenkampf — Unternehmer, Gewerkschaften, Parteien, Entwicklung und Stand der Produktivkräfte, Lebensweise der Arbeiter —, um auf diese Weise ein Gesamtbild der verschiedenen Lebensbereiche zeichnen zu können
14 Einführung; Dokumentensammlung (unkommentiert); Statistiken; Zeittafel; Register
16 BA Koblenz; AdsD/FES; StAe Saarbrücken, Völklingen, Dillingen; LA Saarbrücken; Ae der Gewerkschaften; private Quellensammlingen; FirmenAe; regionale Zeitungen

0 90–100
1 Institut für Geschichte der Arbeiterbewegung, Wilhelm-Pieck-Str. 1–3, DDR–1054 Berlin
2.1 GEMKOW, Heinrich, Prof. Dr.; HERMANN, Ursula, Prof. Dr.
4 Laufend
5 Abschluß: 12/91
6 Edition
9 Familie Bebel privat
10.1 (1872–1905)
11.1 Publikation des Briefwechsels zwischen August und Julie Bebel
14 Veröffentlichung von zumeist unpubliziertem Archivmaterial

0 90–101
1 FU Berlin, FB Politische Wissenschaft, WE 3, Ihnestr. 22, 1000 Berlin 33
2.1 FRESE, Matthias; c/o FU Berlin
4 Laufend
5 Abschluß: 4/91
6 Edition
9 Die Gewerkschaften im Widerstand und in der Emigration 1933–1945
10.1 1933–1945
10.2 Deutschland
12 Veröffentlichung 1991/92 geplant als Bd. 5 der Reihe „Quellen zur Geschichte der deutschen Gewerkschaftsbewegung" im Bund-Verlag, Köln

C. SOZIALISTISCHE THEORETIKER, BEITRÄGE ZUR IDEENGESCHICHTE

—

D. BIOGRAPHISCHE BEITRÄGE

0 90–102
1 Univ. Bonn, Med. Fak., 5300 Bonn 1 (Institut für Geschichte der Medizin)
2.1 KASPARI, Christoph, Dr.med.; Villiper Allee 2 b, 5300 Bonn 1 (Röttgen); Tel. 0228/258143
2.2 Prof. Dr.med. Klemens Dieckhöfer
4 Abgeschlossen
5 Beginn: 4/84, Abschluß: 5/88
6 Eigenprojekt des Bearb.; Diss.
8 Stipendium, Sondermittel durch Studienstiftung des Deutschen Volkes
9 Alfred Grotjahn (1869–1931) — Leben und Werk
10.1 1840–1931 (1945)
10.2 Deutschland; Berlin
11.1 Entstehung, Entwicklung und Krise der deutschen Sozialhygiene; Beitrag zur Medizingeschichte des Kaiserreichs und der Weimarer Republik; Alfred Grotjahn als sozialhygienischer Pionier; psychologisch akzentuierte Biographik; Darstellung des Zusammenhangs zwischen „innerer Lebensgeschichte" und wissenschaftlicher Leistung; Dokumentation und Analyse des Werks Grotjahns; Geschichte der deutschen Eugenik; Schicksal des Lebenswerks Grotjahns
12 Dieckhöfer, K. und Chr. Kaspari: Die Tätigkeit des Sozialhygienikers und Eugenikers Alfred Grotjahn (1869–1931) als Reichstagsabgeordneter der SPD 1921–1924, in: Medizinhistorisches Journal, Jg. 21 (1986), H. 3/4, S. 308–331. — **Kaspari, Chr.: Der Eugeniker Alfred Grotjahn (1869–1931) und die „Münchner Rassenhygieniker". Der Streit um „Rassenhygiene oder Eugenik?",** in: Medizinhistorisches Journal, Jg. 24 (1989), H. 3–4, S. 306–332
13 Kaspari, Chr.: Alfred Grotjahn (1869–1931) — Leben und Werk. Med. Diss., Univ. Bonn 1989. 429 S.
14 Biographik anhand von Selbst- und Fremdzeugnissen, Briefen, gedruckten Quellen und Nachlaß-Archivalien; Dokumentation und Analyse des veröffentlichten Gesamtwerks eines bedeutenden Mediziners; narrative Darstellung eines medizinhistorischen Teilaspekts und seiner späteren Entwicklungslinien

0 90–103
2.1 KASPARI, Christoph, Dr.med.; Villiper Allee 2 b, 5300 Bonn 1 (Röttgen); Tel. 0228/258143
4 Abgeschlossen
5 Beginn: 2/90, Abschluß: 5/90
6 Eigenprojekt des Bearb.; Aufsatz
8 Bearb.
9 Alfred Grotjahn (1869–1931) — Sozialdemokratischer Arzt und Sozialist aus „Glaube, Liebe und Hoffnung"
10.1 1882–1931, speziell 1920–1924
10.2 Deutschland; Berlin
11.1 Darstellung der spezifischen politischen Einstellungen eines „politischen Arztes" mit sozialistischem Bekenntnis; Alfred Grotjahn und die Sozialdemokratie; sozialdemokratische Gesundheitspolitik in der Weimarer Republik; Sozialismus und Eugenik
12 Veröffentlichung geplant
14 Biographisch-narrative Darstellung eines politisch engagierten Mediziners im Kontext der zeitgenössischen Partei- und Gesundheitspolitik

0 90–104
1 Univ. Bremen, FB 8, Postfach 330440, 2800 Bremen 33
2.1 ULLRICH, Volker, Dr.; Eppendorfer Landstr. 74, 2000 Hamburg 20; Tel. 040/488819
2.2 Prof. Dr. Hans-Josef Steinberg
4 Laufend
5 Beginn: 90, Abschluß: 93
6 Eigenprojekt des Bearb.; Habil.
8 Bearb.
9 Karl Plättner — Sozialbiographie eines proletarischen Rebellen
11.1 Geschichte des ‚linken Radikalismus' in der Arbeiterbewegung; Sozialgeschichte der frühen Weimarer Republik; Konzept und Praxis des ‚organisierten Bandenkampfes'; Strafvollzug in der Weimarer Republik
12 Aufsatz
14 Sozialgeschichte
16 Diverse Ae in der DDR und der BRD

0 90–105
1 Univ. Bochum, Fak. für Geschichtswissenschaft, Universitätsstr. 150, 4630 Bochum
2.1 ALEXANDER, Thomas; Michelstr. 6, 4200 Oberhausen
2.2 Prof. Dr. Siegfried Bahne
4 Laufend
5 Beginn: 1/90, Abschluß: 12/91
6 Geförderte Forschung; Diss.
8 Stipendium der Friedrich-Ebert-Stiftung
9 Carl Severing — ein Demokrat und Sozialist in Weimar
10.1 (1918–1933)
10.2 (Deutschland)
11.1 Versuch, das Wirken Severings als konsequente Umsetzung seines Verständnisses von Demokratie und Sozialismus zu beschreiben; war Severing als „rechter Flügelmann" der Weimarer SPD von der Basis abgekoppelt? Welchen Zwängen war Severing unterlegen?
14 Biographie
16 AdsD/FES; BA Koblenz; Staats- und Stadt-Ae; diverse Ae in der DDR; IISG Amsterdam; die wichtigsten Zeitungen in der Weimarer Republik; Freie Presse — Volkswacht Bielefeld

E. DARSTELLUNGEN ZUR GESCHICHTE DER DEUTSCHEN ARBEITERBEWEGUNG

I. Allgemeine Darstellungen Darstellungen über größere Zeiträume

0 90–106
1 Frauenforschungs-, -bildungs- und -informationszentrum, FFBIZ e.V., Berlin, Danckelmannstr. 47 (und 15), 1000 Berlin 19; Tel. 030/3221035
2.1 NIENHAUS, Ursula D., Dr.; Mommsenstr. 50, 1000 Berlin 12; Tel. 030/3246396
4 Laufend

5 Beginn: 4/90, Abschluß: 9/90
6 Eigenprojekt der Bearb.; Vortrag und Aufsatz für Historikertag in Bochum
8 Bearb.
9 Anfänge der Weiblichen Polizei in wilhelminischen Kaiserreich und der Weimarer Republik
10.1 1871–1933
10.2 Deutschland
14 Historische Quellenanalyse und -interpretation

0 90–107
1 FU Berlin, FB Geschichtswissenschaft; Habelschwerdter Allee 39–45, 1000 Berlin 33; in Verbindung mit dem Archiv für Tourismus des Instituts für Tourismus der FU Berlin, Weddigenweg 32, 1000 Berlin 45 (Leiter: Prof. Dr. Walter Eder)
2.1 KEITZ, Christine; Erdmannstr. 4, 1000 Berlin 62
2.2 Prof. Dr. Heinrich Volkmann
5 Beginn: 9/89, Abschluß: 5/92
6 Diss.
8 Nafög/Berlin
9 Die Anfänge organisierter Arbeiterreisen in der Weimarer Republik. — Eine wirtschafts- und sozialhistorische Untersuchung zu Strukturwandlungen im Tourismus des 20. Jahrhunderts
10.1 1920er–1960er Jahre; Schwerpunkt: 1919–1933
11.1 Arbeiterreiseorganisationen in der Weimarer Republik; Kontinuität und Wandel organisierter Arbeiterreisen in der NS-Zeit; Periodisierungsmodell zur Tourismusgeschichte im 20. Jahrhundert; Bibliographie und Forschungsbericht zur „Historischen Tourismusforschung"
12 Keitz, Chr.: Reisen zwischen Kultur und Gegenkultur — „Baedeker" und die ersten Arbeitertouristen in der Weimarer Republik. Erscheint demnächst als Aufsatz in einem Sammelbd. der Reihe „Berichte und Materialien", hrsg. vom Institut für Tourismus der FU Berlin
14 Wirtschafts- und sozialgeschichtlicher Ansatz; international vergleichend
16 Reiseprospektsammlungen; fremdenverkehrswissenschaftliche Fachliteratur 1900–1945; Presse der Arbeiterbewegung; Archivalien von Reiseorganisationen, von Interessenverbänden und Werbeorganisationen der Tourismusbranche

II. Darstellungen in zeitlicher Folge

a) Von den Anfängen bis zum Ende des Sozialistengesetzes

—

b) 1890–1914

—

c) Weltkrieg und Revolution

—

d) Weimarer Republik

—

e) 1933–1945

0 90–108
1 Forschungsinstitut der Friedrich-Ebert-Stiftung, Godesberger Allee 149, 5300 Bonn 2; Tel. 0228/883–465
2.1 SCHNEIDER, Michael, Dr.; c/o Forschungsinstitut der Friedrich-Ebert-Stiftung
4 Laufend
5 Beginn: 89, Abschluß: 96
6 Eigenprojekt des Forschungsinstituts der Friedrich-Ebert-Stiftung; Monographie
8 Forschungsinstitut der Friedrich-Ebert-Stiftung
9 Arbeiter und Arbeiterbewegung zur Zeit des ‚Dritten Reichs'
10.1 1933–1945
10.2 Deutschland

0 90–109
1 Univ. Bielefeld, Fak. für Geschichtswissenschaft, 4800 Bielefeld 1
2.1 STÖVER, Bernd; Auf dem Langen Kampe 98, 4800 Bielefeld 1; Tel. 0521/325336
2.2 Prof. Dr. Joachim Radkau; Prof. Dr. Christoph Kleßmann
4 Laufend
5 Beginn: 7/89
6 Diss.
8 Stipendium der Ernst-Strassmann-Stiftung in der Friedrich-Ebert-Stiftung
9 Konsenssphären in der deutschen Gesellschaft der NS-Zeit im Spiegel der Berichterstattung des sozialistischen Exils
10.1 1933–1945
11.1 Auswertung der sozialistischen Emigrationsberichterstattung im Hinblick auf Zustimmungsbereiche zwischen dieser Berichterstattung und dem Nationalsozialismus; Analyse: schichtenübergreifend bzw. -spezifisch; graduelle Abstufungen, Tradition; besondere Berücksichtigung des politisch-ideologischen Gesamtkontextes des Entstehens der sozialistischen Berichte im Hinblick auf die Objektivität der Meldungen, zusätzliche Verifizierung dieser durch regimeinterne Berichte (SD, Stapo, Regierungspräsidien, DAF etc.); auf Grundlage der ermittelten Ergebnisse Frage nach „Exilmentalität" und Verarbeitung in Zukunftsperspektiven
13 Stöver, B.: Die „Deutschland-Berichte" der SOPADE als Exil-Quelle zur Lage und zum politischen Verhalten der deutschen Industriearbeiter im Nationalsozialismus 1934–1940. Staatsex., Univ. Bielefeld 1988. Standort: Bibl. des AdsD [FES]
14 Kritische Quellenauswertung der Emigrationsberichte und Vergleich mit regimeinterner Berichterstattung
16 Berichte des sozialistischen Exils; FES, Bonn; StAe Detmold, Münster, Düsseldorf; BA Koblenz

f) Nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs

—

g) B R D

—

h) D D R

0 90–110
1 Univ. Greifswald, Historisches Institut, Domstr. 9 a, DDR–2200 Greifswald
2.1 SCHOLZ, Michael F.; Bornholmer Str. 77, DDR–1071 Berlin
2.2 Prof. Dr. W. Wilhelmus
4 Abgeschlossen
6 Diss.
8 Univ. Greifswald
9 „Die Ostsee muß ein Meer des Friedens sein" — Die Rostocker Ostseewochen in der Außenpolitik der DDR (1958–1975)
10.1 1956–1975
10.2 Ostseeanliegerstaaten (und Norwegen)
12 Scholz, M.: Der Weg zur ersten Ostseewoche 1958, in: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft, 36. Jg. (1988), H. 4, S. 317–324
13 Diss. A, Univ. Greifswald, Historisches Institut, 1990
14 Auswertung nichterschlossener Archivalien aus Aen der DDR und Dänemarks; z.T. Interviews
16 IfGA, ZPA; Archiv des MfAA; STAG; ABA (Kopenhagen) u.a.

III. Regionale und lokale Darstellungen

0 90–111
1 Industriemuseum Engelskirchen, 5250 Engelskirchen
2.1 OTTE, Josef; Gaußstr. 27, 4040 Neuss
4 Laufend
5 Abschluß: 91
6 Eigenprojekt des Industriemuseums Engelskirchen; Konvolut
8 Industriemuseum Engelskirchen
9 Die industrielle Entwicklung in Stadt und Kreis Gummersbach sowie im Bergischen Land
10.1 Ende 18. bis Anfang 20. Jahrhundert
10.2 Stadt und Kreis Gummersbach; Bergisches Land
11.1 Rechtsfragen im Zusammenhang mit der Konzessionierung von Wasserkraftanlagen und Dampfmaschinen; Abgrenzung hoheitlicher Rechtsvorschriften und privatrechtlichen Vertragsvorgängen; Sicherheitsvorschriften im Zusammenhang mit der Vergabe von Konzessionen für Wasserkraftanlagen und Dampfmaschinen, Beteiligung der Öffentlichkeit, Einspruchsmöglichkeiten, Einreden, u.a.
14 Fallanalyse; Aufarbeitung von Dokumenten
16 NRW StA Düsseldorf

0 90–112
1 FU Berlin, Institut für evangelische Theologie, Ihnestr. 56, 1000 Berlin 33; Tel. 030/8383669
2.1 PETER, Ulrich; Albertstr. 1, 1000 Berlin 62; Tel. 030/7829672
2.2 Prof. Dr. Dietrich Braun
4 Laufend
5 Beginn: 7/90, Abschluß: 7/92
6 Diss.
8 Bearb.
9 Der „Bund der religiösen Sozialisten" in Berlin von 1919–1933 — Geschichte, Struktur, Theologie und Politik
10.1 Hauptsächlich 1919–1933
10.2 Berlin-Brandenburg
11.1 Darstellung der Entstehungsbedingungen des ‚Bundes der religiösen Sozialisten' (BRSD) seit ca. 1913 und seiner Geschichte bis 1933; Widerstand bis 1945; Auswirkungen nach 1945; Biographien seiner führender VertreterInnen; Darstellung und Analyse der Arbeitsfelder; Darstellung und Analyse der theologischen und poltischen Grundlagen; Analyse der Sozialstruktur; exemplarische Darstellung zweier BRSD-Gemeindegruppen im Arbeiter- bzw. in einem bürgerlichen Bezirk; BRSD und Abstinenzbewegung; religiöse Sozialisten und Arbeiterkultur; Verhältnis zu SPD und KPD; religiös-sozialistische Kinder- und Jugendarbeit
13 Peter, U.: Entstehung und Geschichte des „Bundes religiöser Sozialisten" in Berlin. Theol. M.A., FU Berlin 1989
16 KirchengemeindeAe; Landeskirchliche Ae; kirchliche Presse; regionale Presse; Interviews; Nachlässe; Presse der religiösen Sozialisten; Memoiren

a) Regional

0 90–113
2.1 SIEGFRIED, Detlef; Damaschkeweg 76, 2300 Kiel 1; Tel. 0431/651450
4 Abgeschlossen
5 Beginn: 4/90, Abschluß: 6/90
6 Eigenprojekt des Bearb.; Aufsatz
8 Bearb.
9 „Linkssektierer" und „Rechtsopportunisten". Zur politischen Sozialisation regionaler KPD-Führer in Schleswig-Holstein 1945/46
10.1 1945/46
10.2 Schleswig-Holstein
11.1 In den KPD-Führungsgremien auf Provinzebene (Landesleitung, Landtagsfraktion) überwiegen ehemalige Parteioppositionelle (KPDO, Leninbund); in den ehemaligen Hochburgen der Dissidenz wird die Vorherrschaft ihrer Exponenten rekonstituiert
12 Veröffentlichung geplant
16 Ae; Zeitungen; Interviews

b) Lokal

0 90–114
1 Humboldt-Univ. Berlin, Sektion Geschichte, Bereich Territorialgeschichte Berlin-Brandenburg, Postfach 1297, DDR–1086 Berlin
2.1 MATERNA, Ingo, Prof. Dr.; Springbornstr. 192, DDR–1197 Berlin
4 Geplant
5 Beginn: 90, Abschluß: 91
6 Eigenprojekt des Bearb.; Aufsatz
8 Humboldt-Univ. Berlin
9 Das Unterstützungskomitee der Berliner Arbeiterschaft nach dem Januarstreik 1918
10.1 1918
10.2 Berlin
11.1 Arbeit des Unterstützungskomitees unter Leitung Emil Barths
16 Archivalien im Barth-Nachlaß der Historischen Kommission zu Berlin, Berlin-Nikolassee

0 90–115
1 Univ. Bochum, Institut zur Erforschung der europäischen Arbeiterbewegung, Postfach 102148, 4630 Bochum 1
2.1 NEWELING, Dorothee; Ermlandstr. 3, 4630 Bochum
2.2 Prof. Dr. Helga Grebing
4 Laufend
5 Beginn: 7/90, Abschluß: 2/91
6 M.A.
8 Bearb.
9 Geschichte der Bundesschule des ADGB in Bernau bei Berlin
10.1 1928–1933
10.2 Berlin (Bernau)
16 Restakten des ADGB (Historische Kommission zu Berlin); Gewerkschaftszeitungen

0 90–116
1 FU Berlin, FB 13, FMI, Habelschwerdter Allee 45, 1000 Berlin 33
2.1 RÖHL, Klaus Rainer; Siegfriedstr. 24, 2000 Hamburg 56
2.2 Prof. Dr. Ernst Nolte
4 Laufend
5 Beginn: 88, Abschluß: 12/91
6 Eigenprojekt des Bearb.; Diss.; Monographie
8 Bearb.
9 Nähe zum Gegner. Die Zusammenarbeit von Nationalsozialisten und Kommunisten beim BVG-Streik in Berlin 1932
10.1 Oktober bis Dezember 1932 (Hauptteil: 2. bis 7. November 1932)
10.2 Berlin
11.1 Motive und Hintergründe für die von den Zeitgenossen und Historikern als überraschend empfundene gute Zusammenarbeit der beiden Hauptkontrahenten im militanten Straßenkampf; die Rolle der Parteileitungen: Hitler auf der einen — EKKI (Stalin) auf der anderen Seite; die Stimmungen und Befindlichkeiten der Basis der Parteien am Vorabend der Machtübergabe an Hitler
16 Institut für die Geschichte der Arbeiterbewegung; Berliner LA; Geheimes Preußisches StA; BA Koblenz; Institut für Zeitgeschichte München; Interviews

0 90–117
1 Förderverein zur Geschichte der Arbeiterbewegung im Landkreis Cuxhaven, Lehmkuhle 2, 2190 Cuxhaven
2.1 KAHLE, Hans-Jürgen; Friedrich Carl Str. 32 b, 2190 Cuxhaven
4 Abgeschlossen
6 Auftragsforschung
7 DGB Ortskartell und Einzelgewerkschaften im Landkreis Cuxhaven
8 DGB; Einzelgewerkschaften; Stadt Cuxhaven
9 Maibanner leuchten versöhnendes Rot — Die Geschichte des 1. Mai in Cuxhaven
10.1 1890–1990
10.2 Stadt und Landkreis Cuxhaven
11.1 Erforschung der Geschichte des 1. Mai in Stadt und Landkreis Cuxhaven
12 Kahle, H.-J.: Maibanner leuchten versöhnendes Rot. Cuxhaven: Wilhelm Heidesiek Verlag 1990
16 StA Hamburg; StA Stade; Kreis-A und Stadt-A Cuxhaven; Bestände des DGB und der Einzelgewerkschaften im Landkreis Cuxhaven

0 90–118
1 Arbeitsgemeinschaft der Jungsozialisten, Ortsverein Hannover — List/Nord
2.1 SCHRÖDER, Gerriet; Grillparzerstr. 12, 3000 Hannover 51; u.a. Mitarbeiter der JUSO-AG List/Nord
4 Laufend
5 Beginn: 5/90, Abschluß: 5/91
6 Eigenprojekt der JUSO-AG List/Nord
8 JUSO-AG List/Nord
9 Leben in einem Stadtteil: Zur soziokulturellen Bedeutung von Wohnstrukturen bezüglich Wohnkultur und Lebensqualität in einem Arbeiterstadtteil
10.1 1918 bis heute
10.2 Hannover, Stadtteil Buchholz/List
11.1 Ab 1918 entstanden im Stadtteil Buchholz/List, Hannover, Genossenschaftswohnungen, die schnell zu einer Arbeitersiedlung heranreiften; in direkter Nachbarschaft zu bürgerlichen Wohneinheiten vermuten wir ein stark sozialdemokratisch geprägtes Kulturleben; ab 1972 entstanden im gleichen Stadtteil Hochbauten, die ebenfalls als Wohnviertel von Arbeitern und kleinen Angestellten charakterisiert werden können; sind bezüglich der Wohnkultur beider Arbeiterwohnsiedlungen Gemeinsamkeiten erkennbar, die außerhalb des historischen Kontextes liegen? Welche Lebens- und Wohnbedingungen determinieren (und determinierten) explizite Kulturformen?
14 Inhaltsanalytische Auswertung
16 StadtA Hannover; NLB; TIB Hannover; Archivalien; Tageszeitungen; Bildmaterial; Interviews; Fotoarbeiten

F. DARSTELLUNGEN ZUR GESCHICHTE DER ARBEITERBEWEGUNG ANDERER GEBIETE

Sowjetunion

0 90–119
1 GHS-Univ. Kassel, FB 05 — Gesellschaftswissenschaften —, Nora-Platiel-Str. 1, 3500 Kassel
2.1 TISCHLER, Carola; Kleebreite 15, 3500 Kassel
2.2 Prof. Dr. Richard Lorenz
4 Laufend
5 Beginn: 1/90, Abschluß: 12/93
6 Diss.
8 Bearb.
9 Deutsche Emigranten in der Sowjetunion
10.1 1933–1945
10.2 Sowjetunion
11.1 Darstellung der Politik der Sowjetunion gegenüber deutschen Emigranten (Asylrechtsgewährung, Verhaftungen, Ausweisungen etc.) und der Lebens- und Arbeitsbedingungen der Emigranten in den dreißiger und vierziger Jahren in der Sowjetunion

14 Quellenstudien; Auswertung von veröffentlichten und unveröffentlichten Memoiren; Zeitzeugenbefragung
16 Politisches A des AA, Bonn; Archiv für Geschichte der Arbeiterbewegung, Berlin/DDR; Staatliches Zentralarchiv, Potsdam; Institut für Marxismus-Leninismus, Moskau u.a.; zeitgenössische Druckschriften

G. DARSTELLUNGEN ZUR GESCHICHTE DER INTERNATIONALE UND ZUR GESCHICHTE DER ARBEITERBEWEGUNG MEHRERER LÄNDER

—

II. NACHTRÄGE

0 2756
1 Univ. Tel Aviv
2.1 NADAV, Daniel S., Dr.; 22 Hama'agal Street, Ramat-Gan 52472, Israel
4 Abgeschlossen
6 Diss.
10.1 19. und 20. Jahrhundert
10.2 Deutschland
12 Nadav, D.S.: Julius Moses (1868–1942) und die Politik der Sozialhygiene in Deutschland. Vorw. von Schlomo Na'aman, Nachw. von Kurt Nemitz (= Schriftenreihe des Instituts für Deutsche Geschichte, Universität Tel Aviv, Bd. 8). Gerlingen: Bleicher 1985. 399 S.
13 Diss., Univ. Tel-Aviv 1982 [S.a. Proj.-Nr. 2756 (1/88)] (3/90)

0 3129
1 Univ. Köln, Institut für angewandte Sozialforschung, Greinstr. 2, 5000 Köln 41
2.1 MANN, Reinhard†
2.2 Prof. Dr. Erwin K. Scheuch
4 Abgeschlossen
5 Beginn: 77, Abschluß: 79 bzw. 87
6 Geförderte Forschung; Diss.
9 Nonkonformes Verhalten und politische Kontrolle im nationalsozialistischen Deutschland: Düsseldorf 1933–1945
10.1 1933–1945
10.2 Düsseldorf
12 Mann, R.: Protest und Kontrolle im Dritten Reich. Nationalsozialistische Herrschaft im Alltag einer rheinischen Großstadt (= Studien zur Historischen Sozialwissenschaft, Bd. 6). Frankfurt/M. und New York 1987. IX, 413 S. (3/90)

0 80–018
1 TU Berlin
2.1 WOGGON, Helga, Dr.; Crellestr. 25 I, 1000 Berlin 62
2.2 Prof. Dr. Reinhard Rürup
4 Abgeschlossen
6 Diss.
10.1 1870–1916
10.2 Irland
12 Woggon, H.: Integrativer Sozialismus und nationale Befreiung. Politik und Wirkungsgeschichte James Connollys in Irland (= Veröffentlichungen des Deutschen Historischen Instituts London, Bd. 24). Göttingen und Zürich: Vandenhoeck und Ruprecht 1990. 517 S.
13 Diss., TU Berlin 1985 (3/90)

0 80–147
1 Univ. Konstanz, Philosophische Fak.
2.1 SCHOTT, Dieter; 6016 Roßdorf bei Darmstadt
2.2 Prof. Dr. Dieter Groh
4 Abgeschlossen
5 Beginn: 80, Abschluß: 89
6 Ex; Diss.
9 Arbeiterbewegung und Sozialdemokratie in Konstanz 1918–1923
10.1 1918–1924
10.2 Konstanz
12 Schott, D.: Die Konstanzer Gesellschaft 1918–1924. Der Kampf um Hegemonie zwischen Novemberrevolution und Inflation (= Schriftenreihe des Arbeitskreises für Regionalgeschichte Bodensee e.V., Bd. 10). Konstanz: Kommissionsverlag Stadtler 1989. XIV, 580 S.
13 Ex., Univ. Konstanz 1981. — Diss., Univ Konstanz 1989 (3/90)

0 84–049
1 Univ. Bielefeld, Fak. für Geschichtswissenschaft und Philosophie, Abt. Geschichtswissenschaft, Universitätsstr. 25, 4800 Bielefeld 1
2.1 KREY, Ursula; Sudbrackstr. 75 a, 4800 Bielefeld 1; Tel. 0521/890764
2.2 Prof. Dr. Reinhard Koselleck
4 Abgeschlossen
5 Beginn: 7/83, Abschluß: 5/90
6 Eigenprojekt der Bearb.; Diss.
8 Friedrich Naumann-Stiftung
9 Soziale Spannungen, Organisationswandel und kulturelle Entfaltung — Vereinswesen zwischen Bürgertum und Unterschichten in Westfalen (1840–1855)
10.1 1840–1855
10.2 Provinz Westfalen
12 Krey, U.: Realität einer Illusion: Gesellschaftliche Spannungen und das Vereinswesen in Westfalen zwischen 1840 und 1854, in: Westfälische Forschungen, Bd. 39 (1989), S. 18–56 (3/90)

0 84–263
1 Univ. Mannheim, Fak. für Sozialwissenschaften, LS für Politische Wissenschaft und Zeitgeschichte, Seminargebäude A 5, 6800 Mannheim 1
2.1 DIETRICH, Werner, Dr.; Gartenstr. 30, 6734 Lambrecht/Pfalz; Tel. 06325/8765
2.2 Prof. Dr. Hermann Weber
4 Abgeschlossen
5 Abschluß: 88
6 Diss.
8 Stipendium der Friedrich-Ebert-Stiftung
9 Der Einfluß von Kommunisten und Sozialdemokraten in den Metall-Gewerkschaften nach 1945 in Nordbaden

10.1 1945–1949
10.2 Nordbaden
12 Dietrich, W.: Sozialdemokraten und Kommunisten in den Metallgewerkschaften Nordbadens 1945–1949 (= Europäische Hochschulschriften: Reihe 31, Politikwissenschaft, Bd. 155). Frankfurt/M., Bern, New York und Paris: Lang 1990. 383 S.
13 Diss., Univ. Mannheim 1988 (3/90)

0 84–264
1 Univ. Mannheim, Fak. für Sozialwissenschaften, LS für Politische Wissenschaft und Zeitgeschichte, A 5, 6800 Mannheim
2.1 HERMANN, Alfred, Dr.
2.2 Prof. Dr. Hermann Weber
6 Diss.
8 Stipendium der Friedrich-Ebert-Stiftung
9 Die USPD Pfalz zwischen Aufschwung und Krise 1919–1920
10.1 1919–1922
10.2 Pfalz
12 Hermann, A.: Die Geschichte der pfälzischen USPD. Neustadt a.d.W.: Verlag Pfälzische Post 1989. 415 S.
13 Diss., Univ. Mannheim [o.J.] (3/90)

0 85–059
1 FU Berlin, Institut für Soziologie, Babelsberger Str. 14–16, 1000 Berlin 31
2.1 REESE, Dagmar, Dr.; Wundtstr. 7, 1000 Berlin 19; Tel. 030/3223934
2.2 Prof. Dr. Dieter Claessens
4 Abgeschlossen
6 Diss.
8 Bearb.; Stipendium
9 Über den Einfluß gesellschaftlicher Bedingungen auf die politische Durchsetzung von Weiblichkeitsvorstellungen im Übergang von der Weimarer Republik zum Nationalsozialismus am Beispiel von Minden/Westfalen und Wedding/Berlin
10.1 1925–1945
10.2 Berlin-Wedding, Minden/Westfalen
12 Reese, D.: Straff, aber nicht stramm — herb, aber nicht derb. Zur Vergesellschaftung von Mädchen durch den Bund Deutscher Mädel im sozialkulturellen Vergleich zweier Milieus (= Ergebnisse der Frauenforschung, Bd. 18). Weinheim: Deutscher Studien Verlag 1989. — S.a. Proj.-Nr. 85–059 (1/85) (3/90)

0 85–084
1 Univ. Graz, Geisteswissenschaftliche Fak., Institut für Geschichte, Heinrichstr. 26, A–8010 Graz
2.1 WILDING, Peter, Dr.
2.2 Prof. Dr. Paul Werner Roth
4 Abgeschlossen
6 Diss.
9 Arbeitslosenfrage und Arbeitslosenbewegung in Österreich
10.1 1918–1938
10.2 Österreich (Schwerpunkt Steiermark)
12 Wilding, P.: „. . . für Arbeit und Brot" — Arbeitslose in Bewegung. Arbeitslosenpolitik und Arbeitslosenbewegung in der Zwischenkriegszeit in Österreich (mit dem regionalgeschichtlichen Schwerpunkt Steiermark) (= Materialien zur Arbeiterbewegung, Nr. 55). Wien und Zürich: Europaverlag 1990. 378 S.
13 Diss., Univ. Graz [o.J.] (3/90)

0 85–166
1 Univ. Köln, Historisches Seminar
2.1 RÜTHER, Martin; Titusstr. 2, 5000 Köln 1; Tel. 0221/387175
2.2 Prof. Dr. Otto Dann
4 Abgeschlossen
5 Abschluß: 10/90
6 Diss.
8 Bearb.
9 Aufgaben und Tätigkeit der Betriebsräte 1945–1952. Das Beispiel Köln
10.2 Köln, Rheinland, NRW
12 Rüther, M.: Betriebsräte in Köln 1945–1952. Veröffentlichung voraussichtlich im Herbst 1990. — **Rüther, M.: Arbeiterschaft in Köln 1928–1945** (= Kölner Schriften zu Geschichte und Kultur, Bd. 16). Köln: Janus-Verlag 1990. 492 S.
13 Diss., Univ. Köln [o.J.]. — **Rüther, M.: Betriebsräte in der Kölner Nachkriegszeit (1945–1948)**. Ex., Univ. Köln 1983 [s. Proj.-Nr. 82–232 (1/84)] (3/90)

0 86–014
1 TU Berlin, Institut für Geschichtswissenschaft, Ernst-Reuter-Platz 7, 1000 Berlin 10
2.1 NIENHAUS, Ursula D., Dr.; Mommsenstr. 50, 1000 Berlin 12; Tel. 32463964
4 Laufend
5 Beginn: 86, Abschluß: 4/90
6 Geförderte Forschung; Monographie (in Bearbeitung); Aufsätze
8 DFG
9 Vater Staat und seine Gehilfinnen. Frauenarbeit bei der deutschen Post 1864–1945
10.1 1864–1945
10.2 Deutschland
11.1 Der beginnende Wohlfahrtsstaat in seiner Rolle als Arbeitgeber für Männer und Frauen; die Haltung der Frauen dazu
12 Nienhaus, U.D.: Fräulein Geduldig, Herr Post und Ada Kupferdraht. Technologie und Sozialbeziehungen. Ein Kapitel Postgeschichte, in: Journal Geschichte, Oktober 1988, S. 44–54. — **Nienhaus, U.D.: Technological Change, the Welfare State, Gender and Real Women. Female Clerical Workers in the Postal Services in Germany, France and England 1860–1945,** in: The Sexual Division of Labour, 19th and 20th Centuries (= Uppsala Papers in Economic History, Working Paper No 7) Uppsala 1989, S. 57–72. — **Nienhaus, U.D.: Frauen, Männer und Arbeitgeber Staat — das Beispiel der deutschen Post,** in: Sozialwissenschaftliche Informationen (SOWI), 4,

1989, S. 237–248. — **Nienhaus, U.D.: Fachorganisationen und Frauenbewegung. Der Verband der deutschen Post- und Telegraphenbeamtinnen 1912–1933,** in: Europäisches Jahrbuch für Verwaltungswissenschaft 1990. — **Nienhaus, U.D.: Frauenarbeit bei der deutschen Post 1864–1945,** in: Hefte zur Wirtschaftsgeschichte, hrsg. von der Akademie der Wissenschaften der DDR, Institut für Wirtschaftsgeschichte, Berlin. — **Nienhaus, U.D.: Von der (Ohn)macht der Frauen. Postbeamtinnen 1933–1945,** in: Lerke Gravenhorst und Carmen Tatschmurat (Hrsg.): Sozialwissenschaftliche Frauenforschung und Nationalsozialismus, Freiburg 1990. — **Nienhaus, U.D.: Femininity and Skill. The Telegraph and Telephone Operating Case, a comparative analysis 1880–1945,** in: Gender and History. — [S.a. Proj.-Nr. 87–014 (1/86) und (1/88)]

13 DFG-Abschlußbericht 1990
14 Historische Quellenanalyse und -interpretation; Interview
16 ZStA Potsdam, Akten Reichspostministerium; BA Koblenz; diverse LAe (Bayern, Baden, Berlin, Baden-Württemberg) (3/90)

0 86–032
1 Kommission für Geschichte des Parlamentarismus und der politischen Parteien, Poppelsdorfer Allee 55, 5300 Bonn 1
2.1 MÜLLER-LIST, Gabriele, Dr.
4 Abgeschlossen
5 Beginn: 1/84, Abschluß: 7/87
6 Geförderte Forschung; Monographie; Edition
7 Kommission für Geschichte des Parlamentarismus und der politischen Parteien
8 Gerda Henkel-Stiftung, Malkastenstr. 15, 4000 Düsseldorf
9 Die Beziehungen der Sozialpartner in der Eisen- und Stahlindustrie Nordrhein-Westfalens nach 1945
10.1 1945–1948
10.2 Nordrhein-Westfalen
12 Neubeginn bei Eisen und Stahl im Ruhrgebiet. Die Beziehungen zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern in der nordrhein-westfälischen Eisen- und Stahlindustrie 1945–1948. Bearb. von G. Müller-List (= Quellen zur Geschichte des Parlamentarismus und der politischen Parteien, Reihe 4, Deutschland seit 1945; Bd. 6). Düsseldorf: Droste 1990. 420 S. (3/90)

0 86–114
1 Historische Kommission zu Berlin, Kirchweg 33, 1000 Berlin 38; Tel. 030/816001–33
2.1 HEIMANN, Siegfried, Dr., Menckenstr. 10, 1000 Berlin 41; LÖSCHE, Peter, Prof. Dr., Landwacht 7, 3400 Göttingen-Herberhausen; MÜLLER, Dirk H., Dr., Fregestr. 72, 1000 Berlin 41; WALTER, Franz, Dr., Kessemeierweg 29, 4930 Detmold
4 Laufend
5 Beginn: 85
6 Geförderte Forschung
8 DFG
9 Politische, kulturelle und wirtschaftliche Organisationen der Katholiken und der Sozialdemokraten in der Weimarer Republik
10.1 1918–1933
10.2 Deutschland
12 Walter, F.: Sozialistische Akademiker- und Intellektuellenorganisationen in der Weimarer Republik. Solidargemeinschaft und Milieu: Sozialistische Kultur- und Freizeitorganisationen in der Weimarer Republik, Bd. 1. Im Auftrage der Historischen Kommission zu Berlin hrsg. und eingel. von Peter Lösche (= Reihe: Politik- und Gesellschaftsgeschichte, Bd. 22). Bonn: Dietz Verlag 1990. 211 S. (3/90)

0 87–019
1 Univ. Göttingen, FB Sozialwissenschaften, Soziologisches Seminar, Nikolausberger Weg 5 c, 3400 Göttingen
2.1 ENDRES, Egon, Dr.; Itzehoer Weg 3, 2000 Hamburg 20; Tel. 040/4207772
2.2 Prof. Dr. Horst Kern
4 Abgeschlossen
5 Beginn: 10/85, Abschluß: 10/89
6 Diss.
8 Hans-Böckler-Stiftung
9 Macht und Solidarität. Interessenvertretung bei Beschäftigungsabbau in der Automobilindustrie
10.1 1974–1975
10.2 Neckarsulm
12 Endres, E.: Macht und Solidarität. Beschäftigungsabbau in der Automobilindustrie. Das Beispiel AUDI NSU Neckarsulm. Hamburg: VSA-Verlag 1990. 206 S.
13 Diss., Univ. Göttingen 1989 (3/90)

0 87–055, 87–057, 87–058
1 Historische Kommission zu Berlin, Kirchweg 33, 1000 Berlin 38; Tel. 030/8160010
2.1 WALTER, Franz, Dr.; Kessemeierweg 29, 4930 Detmold
4 Abgeschlossen
5 Beginn: 10/85
6 Geförderte Forschung
8 DFG
9 Der Verein sozialistischer Ärzte/Verband sozialdemokratischer Akdemiker/Sozialistische Studentenschaft
10.1 1913–1933
10.2 Deutschland
11.1 S.a. Proj.-Nr. 86–114 (3/90)
12 Walter, F.: Sozialistische Akademiker- und Intellektuellenorganisationen in der Weimarer Republik. Solidargemeinschaft und Milieu: Sozialistische Kultur- und Freizeitorganisationen in der Weimarer Republik, Bd. 1. Im Auftrage der Historischen Kommission zu Berlin hrsg. und eingel. von Peter Lösche (= Reihe: Politik- und Gesellschaftsgeschichte, Bd. 22). Bonn: Dietz Verlag 1990. 211 S. (3/90)

0 89–082
2.1 VOGT, Helmut, Dr.; Nonnenpfad 57, 5300 Bonn 3

4 Abgeschlossen
6 Eigenprojekt des Bearb.; Monographie
8 Bearb.
9 Die Beueler Jutespinnerei und ihre Arbeiter 1868 bis 1961
10.1 1868–1961
10.2 (Bonn-) Beuel
12 Vogt, H.: Die Beueler Jutespinnerei und ihre Arbeiter, 1868–1961. Ein Beitrag zur Industriegeschichte des Bonner Raumes (= Veröffentlichungen des Stadtarchivs Bonn, Bd. 46). Bonn: Bouvier Verlag 1990. 232 S. (3/90)

0 89–085
1 Förderverein zur Geschichte der Arbeiterbewegung im Landkreis Cuxhaven, Lehmkuhle 2, 2190 Cuxhaven
2.1 KAHLE, Hans-Jürgen; NEUMANN, Wolfgang; c/o Förderverein zur Geschichte der Arbeiterbewegung im Landkreis Cuxhaven
8 IG Bau-Steine-Erden
10.1 1930–1935
10.2 Otterndorf/Land Hadeln
12 Kahle, H.-J.: und W. Neumann: Raimund Hirsch: „Im KZ Lichtenburg". Cuxhaven: Verlag Wilhelm Heidsiek 1989 (3/90)

0 89–086
1 Historischer Arbeitskreis des DGB Wilhelmshaven, Hartmut Büsing, Rheinstr. 14, 2940 Wilhelmshaven; Tel. 41539
2.1 BÜSING, Hartmut; u.a.
4 Laufend
5 Beginn: 78
6 Eigenprojekt; Schriftenreihe
8 Bearb.; GEW; andere Einzelgewerkschaften
9 Arbeiter- und Gewerkschaftsbewegung in Rüstringen und Wilhelmshaven
10.1 1850–1990
10.2 Rüstringen und Wilhelmshaven
12 Büsing, Hartmut und Bruno Weber: 100 Jahre Maifeier in Bant, Heppens, Neuende, Rüstringen und Wilhelmshaven (= Arbeiter- und Gewerkschaftsbewegung in Rüstringen und Wilhelmshaven, Bd. 5). Wilhelmshaven: Historischer Arbeitskreis des DGB Wilhelmshaven, Gewerkschaftshaus, 1990. 146 S. — S.a. Proj.-Nr. 89–086 (3/89) (3/90)

0 89–095
1 Univ. Marburg, FB Gesellschaftswissenschaften und Philosophie, Institut für Politikwissenschaft, Wilhelm-Röpke-Str. 6, Block G, 3550 Marburg; Tel. 06421/28
2.1 FÜLBERTH, Georg, Prof. Dr.; Friedrich-Naumann-Str. 20, 3550 Marburg
4 Abgeschlossen
5 Beginn: 9/89, Abschluß: 4/90
6 Eigenprojekt des Bearb.
8 Bearb.
9 KPD und DKP 1945–1990. Zwei kommunistische Parteien der fünften Periode der kapitalistischen Entwicklung
10.1 1945–1990
10.2 BRD
12 Fülberth, G.: KPD und DKP 1945–1990. Zwei kommunistische Parteien in der vierten Periode kapitalistischer Entwicklung (= Distel Hefte; Beiträge zur politischen Bildung, Bd. 20). Heilbronn: Distel Verlag 1990. 215 S. (3/90)

0 89–105
1 Förderverein zur Geschichte der Arbeiterbewegung im Landkreis Cuxhaven, Lehmkuhle 2, 2190 Cuxhaven
2.1 KAHLE, Hans-Jürgen; NEUMANN, Wolfgang; c/o Förderverein zur Geschichte der Arbeiterbewegung im Landkreis Cuxhaven
4 Abgeschlossen
6 Eigenprojekt des Fördervereins zur Geschichte der Arbeiterbewegung im Landkreis Cuxhaven
8 SPD und „Grüne" Cuxhaven
10.1 1933–1945
10.2 Landkreis Cuxhaven
12 Kahle, H.-J. und W. Neumann: Geheime Staatspolizei — Außendienststelle Cuxhaven. Cuxhaven: Wilhelm Heidsiek Verlag 1989 (3/90)

0 90–071
1 DGB-Bildungswerk Bayreuth, Richard-Wagner-Str. 51, 8580 Bayreuth
2.1 LEIBINGER-HASIBETHER, Ursula; Max-Stirner-Str. 46, 8580 Bayreuth
4 Abgeschlossen
5 Beginn: 2/89, Abschluß: 6/90
6 Auftragsforschung; Eigenprojekt des DGB-Bildungswerks Bayreuth; Eigenprojekt der Bearb.
7 DGB-Bildungswerk Bayreuth
8 DGB-Bildungswerk Bayreuth
9 Geschichte der Gewerkschaften in Bayreuth
10.1 Ca. 1880–1990
10.2 Bayreuth
12 Leibinger-Hasibether, U.: Trotz alledem — Streifzüge durch 100 Jahre Gewerkschaftsgeschichte in Bayreuth. Hrsg.: DGB-Bildungswerk Bayreuth. Bayreuth: Selbstverlag 1990 (3/90)

III. BISHER NICHT GEMELDETE, UNPUBLIZIERTE ARBEITEN, DIE VERFÜGBAR SIND

Entfällt

NEUE LITERATUR

Der Kongreß-Verlag 1948–1962. Bibliographie. Erarb. und eingel. von Irina GAST (= Bibliographische Beiträge zur Geschichte der Arbeiterbewegung, Bd.6). — Berlin/DDR: IML beim ZK der SED, Bibliothek, 1989. 99 S., 14 Ill.

In der gewohnt schlichten Ausstattung liegt jetzt der Bd.6 der Bibliographischen Beiträge zur Geschichte der Arbeiterbewegung vor. Er ist dem Kongreß-Verlag gewidmet, jenem Verlag der DDR, der — folgt man dem knapp fünfzehnseitigen einleitenden Abriß — aufs engste mit der Geschichte der DDR verbunden ist. Der Verlag bestand 15 Jahre, von 1948 bis 1962. Seine Geschichte wird in der Einleitung in drei Etappen unterteilt: Die erste Etappe umfasse die Jahre 1948 bis 1949 — Zäsur bilde hier die Gründung der DDR —, die zweite von 1949 bis 1955 und die dritte von 1955 bis 1962. Gegründet wurde der Verlag 1948 als Verlag der Volkskongreßbewegung. Zur Erinnerung, bevor die Geschichte der DDR in einer gesamtdeutschen Geschichte vergessen wird: Die ,,Volkskongreßbewegung für Einheit und gerechten Frieden", nach dem ersten Kongreß im Dezember 1947 in den Westzonen verboten, war ein Instrument der SED im Rahmen der Bündnispolitik; im März 1948 wurde auf dem zweiten Deutschen Volkskongreß ein 400 Personen umfassender Deutscher Volksrat gebildet; im Oktober 1949 konstituierte sich die Volkskongreßbewegung zur Nationalen Front als Bündnis aller politischen und sozialen Kräfte des werktätigen Volkes unter Führung der Arbeiterklasse und ihrer Partei; der Deutsche Volksrat bildete bis zur endgültigen Verabschiedung der Verfassung die Provisorische Volkskammer der DDR.

Der Kongreß-Verlag als Verlag der Volkskongreßbewegung begann im Januar 1948 mit der Herausgabe der Wochenzeitung ,,Deutschlands Stimme. Wochenblatt der Volksbewegung für Einheit und gerechten Frieden", von deren Auflage 50 Prozent für die westlichen Besatzungszonen gedacht waren. Ebenfalls für die westlichen Besatzungszonen wurden verschiedene Agitationsbroschüren herausgebracht; die Broschüren der ,,Schriftenreihe für Einheit und gerechten Frieden" bzw. der ,,Schriftenreihe des Deutschen Volksrates" sowie die verschiedenen Informationsdienste wurden — auch — in den Westzonen/BRD vertrieben. Nach der Gründung der DDR und der Umbenennung der Volkskongreßbewegung in Nationale Front wurde der Kongreß-Verlag nun der Verlag der Nationalen Front und gab deren Schriften, Broschüren, Zeitungen und Informationsdienste heraus sowie vor allem Biographien von großen Deutschen: von Karl Marx über Martin Luther bis zu Walther von der Vogelweide. Mit der Ausdehnung des Verlagsprogramms und mit der Gründung anderer Verlage mußte das Verlagsprofil neu bestimmt werden; hinzu kamen organisatorische Umstrukturierungen, so im Mai 1955 die Etablierung eines Verlagsbeirats. Der Kongreß-Verlag blieb zwar Verlag der Nationalen Front; doch zusätzlich nahm er es mit seinem Verlagsprogramm auf sich, die Leistungen der DDR, so im Bereich der Wirtschaft, zu popularisieren; weiter ins Programm kamen belletristische Veröffentlichungen, vor allem aber eine Schriftenreihe ,,Kleine Dokumentensammlung".

Der Verlag war von vornherein für den Vertrieb seiner Literatur selbst verantwortlich; nur zum Teil wurden seine Publikationen über den Buchhandel vertrieben, zum größeren Teil über Literaturobleute in den Organen der Nationalen Front. 1962 stimmte das Büro des Präsidiums der Nationalen Front der Auflösung des Verlages zu: Das strukturelle Problem — die Überschneidung mit den Publikationen anderer Verlage — war ein Anlaß.

Der kurze Abriß der Verlagsgeschichte beschränkt sich auf die Ausbreitung des Verlagsschaffens in chronologischer Folge. Vermißt werden detaillierte Verlagsinterna, so Hinweise auf die Wirtschaftlichkeit — der Beschluß zur Liquidierung des Verlags scheint selbst der Autorin der Einleitung, Irina Gast, unvermittelt —, auf Struktur und Abhängigkeiten sowie biographische Hinweise auf die Leitungspersonen des Verlages. Doch insgesamt stellt die Bibliographie ein wichtiges Hilfsmittel in der Erschließung der Literatur, vor allem der Broschüren des Volkskongresses sowie der Nationalen Front und damit für einen wichtigen Abschnitt der DDR-Geschichte dar.

Die vorgestellte Bibliographie umfaßt 362 Monographien und 17 Periodika sowie die Verlagsverzeichnisse des Kongreß-Verlags, erschlossen durch ein Autoren- und Schriftenregister.

Christa Hempel-Küter

Verfassungsstaat, Souveränität, Pluralismus. Otto Kirchheimer zum Gedächtnis. Hrsg. von Wolfgang LUTHARDT und Alfons SÖLLNER. — Opladen: Westdeutscher Verlag 1989. 238 S.

Otto Kirchheimer, Jahrgang 1905 und bereits mit 60 Jahren verstorben, gab aus Anlaß seines 80. Geburtstages und 20. Todestages Politologen, Historikern, Soziologen und Philosophen Veranlassung, ihm und seinem Werk ein Symposion zu widmen, dessen Ergebnisse 1989 veröffentlicht wurden. Die deutsche und amerikanische Politikwissenschaft verdanken ihm viele Anregungen und Analysen, die über den Tag hinausreichen, auch wenn sie nicht von dem Ehrgeiz geprägt waren, ein System zu begründen. Der Schüler Carl Schmitts, der bei ihm über die Staatslehre des Sozialismus und Bolschewismus promoviert hatte, mußte 1933 Deutschland verlassen und kam über Paris 1937 in die Vereinigten Staaten, wo er seine erste Arbeitsmöglichkeit am emigrierten Institut für Sozialforschung fand. Später war er wesentlich in die Arbeit des Office of Strategic Services eingeschaltet, wo er zusammen mit Franz L. Neumann und Herbert Marcuse wirkte. Er sah sich auf der Basis marxistischer Methodenlehre bescheiden als ,,Hersteller politischer Analysen", was insbesondere in seinem Hauptwerk ,,Politische Justiz" deutlich wurde. Seine griffige Sprache, seine aufs Konkrete abgestellte Begriffsbildung haben denn auch Spuren hinterlassen, die deutlich in der Schaffung des Begriffes ,,catch-all-party" im Sinne von Allerwelts- oder Volkspartei wurde, mit dem er auf die Entwicklung der Parteienlandschaft in der Bundesrepublik Anfang der 60er Jahre reagierte.

Seine ersten Spuren aber legte er in der Weimarer Republik. Die Verfassung von Weimar war für den engagierten Sozialdemokraten eine ,,Verfassung ohne Entscheidung". Darüber mag man streiten. Dagegen war seine Unterscheidung von Direktions- und Distributionssphäre schon wegweisend, wobei er die Bereiche von Außen-, Handels-, Finanz- und Wirtschaftspolitik dem ersten, Tarifvertrag und Schlichtung, Sozialpolitik und Wohnungswesen dem zweiten Komplex zuordnete, dem er eine relative Autonomie von der Direktionssphäre zusprach. Damit zog er eine Scheidelinie zu dem eindimensionalen Erklärungsmodell, das staatliches Handeln auf den Vollzug privatkapitalistischer Interessen festlegt. Dies ermöglichte ihm auch, den Blick offenzuhalten für die Spannung zwischen der demokratischen Verfassung einerseits und den gesellschaftlichen Verhältnissen andererseits, deren inneres Verhältnis den Hauptteil der früheren Schriften Kirchheimers ausmacht. Als Fazit dieser Phase formulierte er 1932, daß nur bei einer Ordnung der Dinge, in der es keine Klassengegensätze mehr gibt, die gesellschaftlichen Evolutionen aufhören, politische Revolutionen zu sein. Zugleich sah er nüchtern, daß die Demokratie des Kompromisses sich in die Demokratie der feindlichen Heerlager verwandelt hatte, in deren Ergebnis der Nationalsozialismus triumphierte.

Otto Kirchheimers Stärke blieb auch in der Emigration und in der Beschäftigung mit der Parteienlandschaft der Nachkriegszeit die auf praktische Fragestellungen reagierende Analyse von Konflikten; dies macht es nicht nur den Teilnehmern des Symposions schwer, zu einer konsistenten Beurteilung seines Werkes zu kommen. Insbesondere Kurt Sontheimer und Richard Stöss bemühen sich in ihren Beiträgen, seinen Arbeiten grundsätzliche Dimensionen abzugewinnen. Ich folge Kurt Sontheimer, wenn er feststellt, daß Otto Kirchheimers Leistung vor allem darin besteht, einen neuen Typus des Parteilebens in seiner Auswirkung auf die moderne Demokratie erkannt und damit Impulse für die moderne Politikwissenschaft vermittelt zu haben. Zwar hat sich seine Einteilung in die Parteitypen der ,,individuellen Repräsentationsparteien", der ,,demokratischen Integrationsparteien mit Massenbasis" und deren Subtypen — ,,demokratische Integrationsparteien auf Klassenbasis" und ,,demokratische Integrationsparteien auf konfessioneller Grundlage" — sowie den ,,prinzipiellen Oppositionsparteien,, und ,,Allerweltsparteien" in dieser Form nicht durchgesetzt, kann aber als Zeichen für die stark gesellschaftsbezogene Analyse in Kirchheimers Denken gelten.

Insgesamt umfaßt der Sammelband 17 Beiträge, die den Kapiteln ,,Chancen und Niedergang der Weimarer Verfassung", ,,Souveränität und Pluralismus", ,,Recht und Staatsschutz in der Demokratie", ,,Parteiensystem und parlamentarische Demokratie", ,,Perspektiven der Politikwissenschaft" sowie dem Leben und Werk Otto Kirchheimers zugeordnet sind. Die Herausgeber haben mit diesem Symposion und der Darstellung seiner Ergebnisse eine verdienstvolle Leistung erbracht, die nicht dadurch geschmälert wird, daß die Beiträge eine höchst unterschiedliche Gewichtung und manche auch nur einen sehr entfernten Bezug zu Kirchheimer aufweisen.

Klaus Riebschläger

Vom Fabrikarbeiterverband zur Industriegewerkschaft Chemie-Papier-Keramik. Materialien und Dokumente. Hrsg. vom Hauptvorstand der IG Chemie-Papier-Keramik. Eingel. und bearb. von Hermann WEBER. — Hannover: (Druck: Buchdruckwerkstätten Hannover GmbH) 1988. 760 S.

Der etwa 3 Kilo schwere Band besteht aus einer kurzen Einleitung, Vorbemerkungen zu einigen Dokumenten, 589 Dokumenten in drei Abschnitten und einem Anhang mit Literaturhinweisen, Daten zu Kongressen, zur Organisationsstruktur der IG Chemie, zur Mitgliederentwicklung, zu den Gauen und Bezirken, Kurzbiographien und schließlich Quellennachweise der veröffentlichen Dokumente.
Anlaß der Veröffentlichung war der bevorstehende (Juli 1990) 100. Jahrestag der Gründung des entscheidenden Vorläufers der IG Chemie, des Fabrikarbeiterverbandes. Zu diesem Jubiläum wird eine eigentliche ,,umfassende Organisationsgeschichte unter sozialgeschichtlichen Gesichtspunkten erarbeitet" (S.7) — dieses Projekt steht ebenfalls unter der Leitung von Hermann Weber. Das zu diesem Zweck gefundene Material soll in dem vorliegenden Band ,,Laien und Wissenschaftlern" (ebd.) präsentiert werden, auch um ein Anreiz zu sein, sich mit der Geschichte der Einzelgewerkschaften zu beschäftigen. Es wurden nur kurze Dokumente ausgewählt bzw. wurden Materialien gekürzt oder in knappen Auszügen wiedergegeben. ,,Der Band ist also keine wissenschaftliche Quellenedition, auch keine Dokumentation . . . sondern eine illustrative Sammlung, die einen historischen Überblick geben will" (S.8). Weitere Auswahlkriterien werden nicht angegeben. Daß die Dokumente sich in der Hauptsache um die Organisationsgeschichte zentrieren, ist beabsichtigt, im übrigen wird auf die kommende umfassende Darstellung verwiesen.
Das ist insgesamt ein bescheidener Anspruch des Bearbeiters, zu bescheiden eigentlich, um einen aufwendigen und teuren Band herauszugeben. Es ist nämlich wahr, die Dokumente sind kurz, brechen häufig mitten in einem Satz — zuweilen mitten in einem Wort — ab, sind oft unleserlich, weil es offensichtlich wichtiger war, Faksimiles zu bringen als lesbare Dokumente. Es besteht nicht immer Übereinstimmung zwischen den Vorbemerkungen und Dokumenten bzw. wird auf falsche Dokumente verwiesen: So wird etwa auf S.269 auf ein Dokument 50 verwiesen, gemeint ist aber Nr.52. Das ist sicher nur Nachlässigkeit, aber diese Nachlässigkeit prägt auch die Texte Webers. So schreibt er, daß der Gewerkschaft ,,insgesamt ein grandioser Aufschwung gelungen" ist (S.8) — woran wird das gemessen? Ist er etwa grandioser als der anderer Gewerkschaften? Hat sie einen hohen Organisationsgrad (gehabt)? Sind ihre Zielvorstellungen — welche — verwirklicht worden? Er lobt die Schaffung der Einheitsgewerkschaft ohne die damit verbundene Entpolitisierung auch nur zu erwähnen oder gar zu problematisieren, obgleich ein Dokument abgedruckt wird (S.644), das eine christliche Gewerkschaftsgründung behandelt und obgleich jeder, der sich mit Gewerkschaftsfragen in der BRD beschäftigt hat, genügend Beispiele auflisten kann, wozu die christlichen Gewerkschaften benutzt worden sind.
S.11 ist die Weimarer Republik ,,ein demokratischer Staat", S.16 jedoch ,,war nicht einmal die Grundlage für eine demokratische Republik gesichert". Und ein wenig später wird die Weimarer Republik eine ,,bürgerliche Republik". S.15 teilt Weber noch mit, daß die Besiegten der Revolution von 1918 ,,die ostelbischen Junker" waren.
Die vorhandenen Anhänge sind brauchbar, die fehlenden, wie ein Orts- und Personenregister — auch z.B. eine Bibliographie der von den Verbänden herausgegebenen Literatur — hätten den illustrativen Band zu einem auch brauchbaren machen können. Das hätte aber schließlich Arbeit gekostet, die nicht mit der linken Hand zu erledigen gewesen wäre. Wozu dieser Band gebraucht werden kann, bleibt offen.

Gerd Callesen

SCHLOSSMACHER, Norbert: **,,Reichsfeinde" vor Gericht. Eine Dokumentation zum Geheimbundsprozeß gegen Düsseldorfer Sozialdemokraten im Jahre 1888** (= Die Arbeiterbewegung in den Rheinlanden, Bd.22). — Reinbek: Einhorn-Presse Verlag 1988. 262 S.

Als Band 22 der seit 1974 von Günter Bers und Michael Klöcker herausgegebenen Schriftenreihe ,,Die Arbeiterbewegung in den Rheinlanden" erschien 1888 eine Dokumentation zum ,,Geheimbundsprozeß" gegen Düsseldorfer Sozialdemokraten im Jahre 1888. In dieser werden die Anklageschrift der Staatsanwaltschaft, das im Jahre 1888 von den Sozialdemokraten herausgegebene Protokoll des Prozesses (,,Der Geheimbunds-Prozeß gegen die Socialdemokraten Düsseldorfs oder Nichtgentleman aus Ueberzeugung", Elberfeld 1888) und das Urteil des Gerichts als Reprints zusammengefaßt, durch eine längere Einführung und durch Anmerkungen des Herausgebers kommentiert sowie durch einige Abbildungen, ein Literaturverzeichnis und ein Personenregister ergänzt. Die Anklageschrift und das Urteil — beide gedruckt — waren bislang nur im Hauptstaatsarchiv Düsseldorf einsehbar, die sozialdemokratische Broschüre ist nur in wenigen Bibliotheken vorhanden. Sie beruht auf der stenographischen Mitschrift von

einem der Angeklagten und ist deshalb nicht von Einseitigkeiten frei. So wird z.B. die Zeugenaussage von August Bebel sehr ausführlich wiedergegeben, während die Stellungnahmen der Zeugen der Anklage meist nur in Regestenform wiedergegeben werden. Sicher hätte die Dokumentation noch an Wert gewonnen, wenn die nach der Einleitung vorhandenen ausführlichen und objektiven Presseberichte wenigstens auszugsweise mitveröffentlicht worden wären.
In seiner Einleitung weist Schloßmacher darauf hin, daß er mit seiner Dokumentation nicht nur einen Beitrag zur regionalen Entwicklung der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung leisten wolle, sondern auch die Absicht verfolge, durch die ,,exemplarische Aufarbeitung" von einem der insgesamt mehr als 50 Geheimbundsprozesse gegen lokale, regionale und überregionale Funktionäre der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung eine ,,Annäherung an das Gesamtphänomen der Geheimbundprozesse", das bislang nicht genügend erforscht sei (S.10f.), zu versuchen. Diese Geheimbundsprozesse, mit denen die Existenz eines kriminellen ,,Geheimbundes" als Fortsetzung der 1878 verbotenen Sozialdemokratischen Arbeiterpartei nachgewiesen werden sollte, fanden in den Jahren 1887 bis 1889 statt. Sie waren — neben dem ,,Streikerlaß" des preußischen Innenministers Robert von Putkamer (April 1886) — das zweite zentral gesteuerte Instrument, um die sozialdemokratische Bewegung zum Erliegen zu bringen. Dies mißlang zwar, doch brachten die Prozesse mit den verhängten Gefängnisstrafen viel Elend über die betroffenen örtlichen Funktionäre und ihre Familien.
Schloßmachers Anmerkungen zu den Dokumenten sind sehr knapp gehalten, bieten aber die notwendigen Informationen. Etwas bedauerlich ist, daß er einige neuere Quelleneditionen nicht benutzt hat, so die vom IML beim ZK der SED 1980 herausgegebene Dokumentation über die illegalen Kongresse der Sozialdemokratie während der Zeit des Sozialistengesetzes. Zwar ist der erste Band praktisch identisch mit dem von Schloßmacher herangezogenen westdeutschen Reprint der gedruckten Protokolle, doch sind die damals veröffentlichen Kongreßprotokolle aus verständlichen Gründen sehr lückenhaft. Deshalb ist der zweite Band der Dokumentation des IML, in dem die ungedruckten Kongreßprotokolle erstmals veröffentlicht werden, eine so große Bereicherung für die Erforschung der Zeit des Sozialistengesetzes. Aus dem ungedruckten Kongreßprotokoll von 1887 geht hervor, daß der Hauptangeklagte des Düsseldorfer Prozesses, Gustav Lehmann, in St. Gallen die Düsseldorfer Sozialdemokratie vertrat, daß er dort nicht nur ein stiller Zuhörer, sondern ein aktiver Diskussionsteilnehmer war.
Was das Personenverzeichnis angeht (S.239–245), so beschränkt es Schloßmacher auf die 18 Angeklagten, ihre Verteidiger, die von den Angeklagten benannten Zeugen und andere erwähnte Repräsentanten der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung. Dies ist etwas bedauerlich, da so die Dokumentation an Wert für die Regionalforscher verliert, die sich nicht nur für die Seite der Verfolgten, sondern auch für die der Verfolger und ihrer Mitläufer interessieren. Auch sollte bei den Personen, für die kein Vorname ermittelt werden konnte, wenigstens der — meist erwähnte — Beruf mitgenannt werden.
Diese Mängel können den Wert der Quellenedition sowohl für die Regionalgeschichtsschreibung wie für die Erforschung der deutschen Arbeiterbewegung nur in einem geringen Maße mindern. Es bleibt zu hoffen, daß Bers und Klöcker ihre wertvollen Beiträge zur Geschichte der rheinischen Arbeiterbewegung auch in einer Zeit fortsetzen können, in der der Erforschung der Arbeiterbewegung der Wind ins Gesicht zu blasen scheint.

Willy Albrecht

MOST, Johann: **Dokumente eines sozialdemokratischen Agitators.** Hrsg. und eingel. von Volker SZMULA (= Johann Most: Schriften, Bd. 2). — Grafenau-Döffingen: Trotzdem-Verlag 1989. 194 S.

Volker Szmula hat dem ersten Band seiner Dokumentation, der im Jahre 1988 erschienen ist [siehe Besprechung in: IWK, Jg.26 (1990), H.1, S.97f.], nun den umfangreicheren zweiten Band folgen lassen. Beide Bände beziehen sich auf den gleichen Zeitraum 1871–1877 und auf dieselben Quellen, weshalb sich der Verf. dieses Mal mit einer kurzen Einleitung (4 S.) begnügt. Hervorstechendes Interesse kann der Leser an den ,,Briefen an einen Philantropen" finden, da Most hier auf die zeitgenössische Diskussion über die Grundlagen des Sozialismus und des Zukunftstaates eingeht. Gleiches Interesse kann auch die Aufsatzreihe *Die Gesellschaft der Menschenrechte* beanspruchen, weil in ihr die Wurzel seines gesellschaftlichen Denkens klar zu Tage tritt: Most ist zutiefst mit dem revolutionären Denken des 19. Jahrhunderts verbunden, woraus sich seine Neigung zu Bakunin und zu Karl Schapper erklärt, dem Begründer des kommunistischen Bildungsvereins in London, der die spätere *Freiheit* von Most herausgab. Die meisten Aufsätze Mosts sind aktuellen Inhalts oder entspringen seiner schon im ersten Band belegten Bildungstätigkeit, die naturwissenschaftlich und antiklerikal ausgerichtet ist.

Die Frage, die sich der Rezensent zu stellen hat, ist, ob der Verf. plant, die größeren und wichtigeren ,,Gefängnisarbeiten" Mosts (parallel zu Bebels Gefängnisarbeiten) in den beiden letzten Bänden zu berücksichtigen oder plant, nur die gleichen Quellen wie zu den beiden ersten zu benutzen. Sollte das letztere der Fall sein, wie es scheint, so wäre ein einziger Band mit einer Gesamteinleitung vorzuziehen. Die Veröffentlichung von Hasenclevers Reden und Schriften von Ludger Heid könnte als Vorbild dafür dienen, was Einleitung und laufender Kommentar leisten können. Das Fehlen jeglichen erklärenden Hinweises bei den einzelnen Arbeiten von Most überfordert den Leser ganz entschieden. Vielleicht ist anzunehmen, daß der Leser über Friedrich Albert Lange oder Bracke Bescheid weiß, oder sich leicht informieren kann, aber was den ,,Kampf um die bevorzugte Stellung" oder den ,,Lassalleschen Vorschlag" angeht, auf die Most anspielt, kann er nur nach wirklicher Forschung erfahren.
Wenn wir fragen, ob eine Quellenedition von Mosts Publizistik, die nur die Zeitspanne bis zum Sozialistengesetz 1878 berücksichtigt, berechtigt ist, so ist eine solche am Platz, falls sie die Denkelemente bei Most belegt, die ihn schon zur Zeit der Ersten Internationale in Gegensatz zu Marx und Engels brachten und gleichzeitig seine Entwicklung zum Anarchisten anbahnten. Der Aufsatz über die ,,Gesellschaft der Menschenrechte" enthält solche, ihr eigentlicher Ausdruck sind aber die größeren ,,Gefängnisarbeiten" über das ,,Kapital" und über Dühring, von denen wir nicht wissen, ob Szmula wenigstens auszugsweise ihre Veröffentlichung plant. Der erste Biograph Mosts, Rudolf Rocker, bezeugt ausdrücklich, daß es die antiautoritativen Elemente in Dührings ,,sozietärem" System waren, die Most anzogen. Der vorliegende Band weist aber Most nur als einen staatsgläubigen Sozialisten aus, der noch stark von Lassalle beeinflußt war; auf den Rebellen Most der Londoner Zeit, der doch auch zur Entwicklung der Sozialdemokratie gehört, sind wir nicht vorbereitet.
Statt eines erläuternden Anmerkungsapparats liefert Szmula einen völlig unnützen Quellennachweis (S.190–194), der uns nur darüber aufklärt, daß Most seine Aufsätze meist mehrfach abdrucken ließ. Dagegen fehlt jeder Hinweis auf mögliche Gemeinsamkeiten zwischen der langen Aufsatzreihe ,,Briefe an einen Philantropen" und Bebels gleichzeitiger Arbeit ,,Die Frau und der Sozialismus", die ähnliche Gedanken enthält.
Vom Historiker verlangen die Umwälzungen der letzten Zeit eine gewissenhafte Auseinandersetzung mit dem überkommenen Geschichtsbild der Arbeiterbewegung. Grundlage dafür sind gut edierte Quellensammlungen. Most gehört zu denen, die die orthodoxe Geschichtsschreibung entstellt hat; Szmula scheint nicht zu denen zu gehören, die Abhilfe leisten können.

Shlomo Na'aman

LUXEMBURG, Rosa: **Herzlichst Ihre Rosa. Ausgewählte Briefe.** Hrsg. von Annelies LASCHITZA und Georg ADLER. — Berlin/DDR: Dietz Verlag 1989. 557 S.

Ein neuer Band mit Briefen von Rosa Luxemburg ist 1989 — vor dem 9. November — in der DDR erschienen. Die Ausgabe soll die ,,wichtigsten und schönsten" der bisher bekannten Briefe Rosa Luxemburgs einem größeren Leserkreis zugänglich machen (S.5) und bietet einen Querschnitt aus der großen, fünfbändigen Ausgabe von Luxemburg-Briefen (Rosa Luxemburg, Gesammelte Briefe), die vom Institut für Marxismus-Leninismus beim ZK der SED in den Jahren 1982–1984 herausgegeben worden ist.
Der Band ist mit einem ausführlichen Anhang versehen, der u.a. ein Personenverzeichnis, ein Verzeichnis geographischer Namen und eine Auswahl von Literatur von und über Rosa Luxemburg enthält. Es handelt sich um eine ausgesprochen schöne, bibliophile Ausgabe, aufgelockert mit stimmungsvollen Photos und Illustrationen, wie z.B. einigen Zeichnungen Rosa Luxemburgs von Kostja Zetkin und Farbreproduktionen aus ihrem Hebarium. Auch die Auswahl der Briefe scheint mir recht sinnvoll, wenn sich auch über die Kriterien ,,am schönsten und wichtigsten" streiten ließe. Ich finde zum Beispiel den ,,Mein-Sohn-Brief" an Kostja Zetkin vom 15.1.1907 (Rosa Luxemburg, Gesammelte Briefe, Bd.2, S.279/280), in dem sie ihn fortwährend ironisch ,,Mein Sohn" nennt — er hat sich wohl beklagt —, ausgesprochen schön und wichtig für die Beziehung der beiden und hätte ihn in den vorliegenden Band aufgenommen. Aber natürlich muß man sich bei einer Entscheidung, welche der Tausende von Briefen (in der großen Ausgabe sind über 2350 Briefe enthalten) in einen kleineren Sammelband kommen sollen, beschränken, und man kann getrost die hier getroffene Auswahl als guten Querschnitt bezeichnen. Es ist immer faszinierend, Rosa Luxemburgs Leben anhand ihrer Briefe nachzuzeichnen, und es gibt kaum einen lebendigeren Zugang zu ihr. Deshalb wird auch dieses Buch auf verdientes Interesse stoßen. Indessen bleibt doch einiges zu kritisieren und zu fragen. Mußte es wirklich sein, daß auch in dieser Ausgabe wieder die berühmten Punkte für die Auslassungen von ,,Stellen intimen Charakters" (Redaktionelle Vorbemerkung, S.29) erscheinen? Wäre es nicht allmählich an der Zeit, die Haltung in dieser

Frage zu ändern und die Briefe vollständig abzudrucken? Warum hat man in der ,,Literaturauswahl" im Anhang des Bandes (S.550/551) wichtige Luxemburg-Biographien (Nettl, Ettinger) vergessen? Warum wurde Paul Levi in dem ausführlichen Vorwort nicht erwähnt, obwohl hier doch so viel von den persönlichen Beziehungen Rosa Luxemburgs die Rede ist? Niemand kann ahnen, daß er sowohl ihr Anwalt als auch ihr Liebhaber gewesen ist.
Und auch wenn das Personenverzeichnis im Anhang ausdrücklich nur die Zeitspanne bis Rosa Luxemburgs Ermordung im Januar 1919 umfassen soll (was eigentlich schade ist, denn ihre Briefe sind außerordentlich geeignet, Mitgefühl und Interesse für die Adressaten zu wecken und für die Frage, was aus ihr oder ihm geworden ist), so hätte es doch nicht geschadet, bei den Angaben für Paul Levi (S.516) einen Hinweis darauf zu bringen, daß er nach Rosa Luxemburgs und Karl Liebknechts Ermordung unmittelbarer Nachfolger als Vorsitzender der KPD geworden ist.
Mich wunderte in Annelies Laschitzas Vorwort der Satz: ,,Über die eigentlichen Gründe der Trennung von Rosa Luxemburg und Leo Jogisches ist uns nichts bekannt" (S.15). Es sind doch inzwischen (z.B. in Elzbieta Ettingers Biographie, Rosa Luxemburg, A Life, Boston 1986, S.126ff) gute Gründe erläutert worden, nämlich, daß es in Rosa Luxemburgs Leben einen anderen gegeben hat.
Schließlich finden sich im Vorwort der vorliegenden Ausgabe wieder die bekannten parteioffiziellen Äußerungen zu Rosa Luxemburgs Stellung zur russischen Revolution, die in dem Satz gipfeln: ,,Deshalb machte Rosa Luxemburg nie in ihrem Leben dem Antibolschewismus Zugeständnisse" (S.25). Ich bin hoffnungsvoll, daß sich solche Sätze in einer späteren Auflage des bibliophilen Bandes werden vermeiden lassen.

Sibylle Quack

BERGSTRÄSSER, Ludwig: **Befreiung, Besatzung, Neubeginn. Tagebuch des Darmstädter Regierungspräsidenten 1945–1948.** Hrsg. von Walter Mühlhausen (= Biographische Quellen zur deutschen Geschichte nach 1945, Bd.5). — München: Oldenbourg Verlag 1987. 415 S.

Ludwig Bergsträsser ist den Parteienforschern bekannt als Verfasser einer verdienstvollen ,,Geschichte der politischen Parteien", die — 1921 erstmals erschienen — auch nach dem Zweitem Weltkrieg noch lesenswert blieb. Sie erschien 1965 in einer Überarbeitung von Wilhelm Mommsen in der 11. Auflage. Weniger bekannt ist, daß der 1883 geborene und seit 1910 habilitierte Historiker auch politisch aktiv war. Er trat nach 1918 in die Deutsche Demokratische Partei ein und war von 1924 bis 1928 Reichstagsabgeordneter der DDP. Seine Mitarbeit im Ausschuß zur Untersuchung des Zusammenbruchs war freilich seiner beruflichen Karriere wenig förderlich. Als überzeugter ,,Linksliberaler" ging er den Weg in die Deutsche Staatspartei nicht mit und trat 1930/31 in die SPD ein.
Mit Hilfe einer schmalen Pension konnte er nach seiner Entlassung 1933 überwintern. Er fand in Darmstadt Kontakt zu einer Widerstandsgruppe, der auch der spätere Darmstädter Oberbürgermeister Ludwig Metzger angehörte. Metzger war es auch, der nach Kriegsende die amerikanische Besatzungsmacht auf Bergsträsser aufmerksam machte. Bergsträsser wurde ,,Regierungschef" der Provinz Starkenburg im heutigen Südhessen. Seine im Oktober 1945 (wieder)einsetzenden Tagebuchaufzeichnungen belegen, daß er in dieser Eigenschaft großen Anteil an der Bildung des neuen Landes Hessen hatte. Die Diskussion zwischen den Parteien und mit der amerikanischen Besatzungsmacht über die hessische Verfassung bilden einen weiteren Schwerpunkt seiner Aufzeichnungen. Bergsträsser, der sich in der wiedergegründeten hessischen SPD eher dem ,,rechten" Flügel zurechnete, war federführend bei dem Versuch der SPD tätig, mit der CDU einen ,,Verfassungskompromiß" zu finden. Die Zusammenarbeit mit der CDU in dieser Frage hieß für Bergsträsser freilich nicht, die KPD von der Regierungsverantwortung ausschließen zu wollen. Auch die für die westdeutsche Nachkriegsgeschichte so wichtige Diskussion über die Sozialisierung in Hessen findet in Bergsträssers Notizen ihren Niederschlag, wobei — wie der Herausgeber anmerkt — ,,die Eiertänze um den Sozialisierungsartikel (in der hessischen Verfassung) anderswo kaum in einer solchen Dichte dokumentiert sind".
In den innerparteilichen Kontroversen um die Strategie der SPD blieb Bergsträsser nicht unbeteiligt, auch wenn er keine Parteiämter innehatte und letztlich auch als ,,bürgerlicher Professor" in der Nachkriegspartei ein Außenseiter blieb. Aus diesem Grunde erfüllten sich wohl auch nicht seine Hoffnungen, die Leitung des neuen Landes Hessen übernehmen zu können. Seine Erinnerungen spiegeln nicht allein seine Enttäuschung, sie geben auch Auskunft über den innerparteilichen Streit in der hessischen SPD. Deutlich wird, daß Bergsträsser der für eine Parteikarriere offenbar notwendige ,,Stallgeruch" fehlte. Er blieb Regierungspräsident in Darmstadt und wurde 1948 mit Erreichen der Altersgrenze in den Ruhestand versetzt. Seine Kompetenz in Verfassungsfragen aber blieb unbestritten. Die SPD nominierte ihn

deshalb als einen ihrer Kandidaten für den Parlamentarischen Rat, in dem er sich ebenso wie von 1949 bis 1953 im Bundestag um die Ausarbeitung und Ausgestaltung des Grundgesetzes verdient machte. Er starb 1960.

Die von Walter Mühlhausen publizierten ,,Tagesnotizen" Bergsträssers reichen vom Oktober 1945 bis zum August 1948, das Tagebuch aus der Kriegszeit ist noch unveröffentlicht. Die Aufzeichnungen weisen freilich Lücken auf, die der Herausgeber durch das Einfügen einiger Reiseberichte (nach Berlin, London und Paris) und durch ,,ergänzende" Dokumente — es handelt sich um drei Reden und eine Denkschrift aus der Feder Bergsträssers — zu schließen versucht.

Die Lektüre des Tagebuchs, das viele historische Bezüge nur andeutet, wird durch einen umfangreichen Anmerkungsapparat des Herausgebers, der als Verfasser der Monographie ,,Hessen 1945–1950" als Kenner der hessischen Landesgeschichte ausgewiesen ist, erleichtert. Darüber hinaus ist ein Orts- und Sachregister und ein Kurzbiographien umfassendes Personenregister angefügt.

Siegfried Heimann

KPD 1945–1968. Dokumente. Bd.1: **1945–1952.** Hrsg. und eingel. von Günter JUDICK, Josef SCHLEIFSTEIN und Kurt STEINHAUS. — Neuss: Edition Marxistische Blätter 1989. 415 S.

KPD 1945–1968. Dokumente. Bd.2: **1953–1968.** Hrsg. und eingel. von Günter JUDICK, Josef SCHLEIFSTEIN und Kurt STEINHAUS. — Neuss: Edition Marxistische Blätter 1989. 485 S.

Mit dem Scheitern der SED und als dessen Folge dem weitgehenden Zusammenbruch der finanziell von ihr abhängigen DKP ist die Nachkriegsgeschichte des parteipolitisch organisierten Kommunismus in Deutschland geendet und damit der Versuch, in beiden deutschen Staaten eine Massenbasis für eine ,,marxistisch-leninistische Partei der Arbeiterklasse" zu finden. Wenige Monate vor dem Beginn der Volksbewegung in der DDR, die die Macht der SED beseitigte, haben Günter Judick, Josef Schleifstein und Kurt Steinhaus, Historiker beim DKP-Parteivorstand, eine umfangreiche zweibändige Dokumentensammlung zur Geschichte der KPD von 1945 bis 1968 herausgegeben. Die drei Herausgeber sind nicht nur Chronisten, sondern auch Zeitzeugen und haben in den fünfziger und sechziger Jahren z.T. leitende Funktionen in der KPD ausgeübt.

Die Dokumentation enthält Beschlüsse von Parteitagen, Tagungen des PV und des ZK der KPD, Auszüge aus Referaten Walter Ulbrichts, Wilhelm Piecks und Max Reimanns und die bei der Gründung der SED 1945 beschlossenen ,,Grundsätze und Ziele" dieser Partei.

,,Die Verständigung der Deutschen und die Durchführung freier, demokratischer gesamtdeutscher Wahlen sind der einzige Weg zur Wiedervereinigung Deutschlands als friedliebender und demokratischer Staat". Diese aktuell klingende Bemerkung stammt nicht aus dem Jahre 1990, sondern aus den Thesen des Hamburger Parteitages der KPD vom Dezember 1954. Die Umstände allerdings, unter denen diese Forderungen in der politischen Praxis 36 Jahre später relevant wurden, dürften außerhalb der politischen Phantasie der damaligen KPD-Parteitagsdelegierten gelegen haben.

Die Herausgeber bekennen in einer 127seitigen informativen Einleitung, daß ,,Selbstverständnis und Geschichtsbewußtsein der bundesdeutschen Kommunisten ganz entscheidend dadurch geprägt" worden seien, ,,daß sie die Schaffung eines sozialistischen Staates auf deutschem Boden stets auch als ihre Errungenschaft, als ihren Erfolg angesehen haben".

Davon geben die beiden Dokumentenbände umfangreich Zeugnis. Bereits im August 1948 verkündete der Parteivorstand der KPD, der ,,Aufstieg der Ostzone" zeige ,,unserem Volke, wie es die politische und wirtschaftliche Freiheit und die nationale Unabhängigkeit erringen kann". 1957 beschloß der illegale Parteitag der vom Bundesverfassungsgericht 1956 verbotenen KPD, die DDR sei ,,das Beispiel" dafür, ,,wie der Übergang zum Sozialismus in ganz Deutschland vollzogen werden kann und muß". 1960 ging die Delegiertenkonferenz der KPD in einem Beschluß noch weiter und erklärte, die DDR sei ,,den Weg gegangen, der der Gesetzmäßigkeit der geschichtlichen Entwicklung Deutschlands entspricht". 1963 sah der Parteitag der KPD in der DDR ,,die sozialistische Zukunft der ganzen deutschen Nation" verkörpert und beschloß ein Statut, das versprach, die KPD-Mitglieder zur ,,Liebe zur Deutschen Demokratischen Republik, dem ersten deutschen Arbeiter- und Bauernstaat" zu erziehen. 1960 forderte die KPD-Delegiertenkonferenz, in der Partei müsse ,,volle Klarheit über die Rolle der SED als der führenden Partei der deutschen Arbeiterklasse herrschen". Auffällig sind die verschärften Bekundungen zur Unterordnung der KPD unter die Politik der SED-Führung ab 1956. Das Verbot der KPD in der Bundesrepublik dürfte die ohnehin bereits bestehende politische und materielle Abhängigkeit der KPD von der SED noch erheblich verstärkt haben, zumal die in die DDR emigrierten KPD-Funktionäre und die

Publikationstätigkeit der Partei kaum durch die Mitgliedbeiträge der illegal arbeitenden Genossen in der Bundesrepublik zu finanzieren waren.
Hinzu kam, daß die SED-Führung beunruhigt reagierte, als sich nach dem Referat Chruschtschows auf dem XX. Parteitag der KPdSU im Februar 1956 über die Stalinschen Verbrechen in den Reihen kommunistischer Parteien eine stärkere Kritik am Stalinismus zeigte, als dies den Interessen der um Kontinuität und Machterhalt bemühten SED-Spitze entsprach. Dadurch bedingt wandte sich der KPD-Parteitag 1956 beschwichtigend gegen ,,das Gerede von sogenannten ‚Stalinisten" und ‚Anti-Stalinisten' innerhalb der kommunistischen Bewegung".
Die Herausgeber der Dokumentation, die sich in dem Dilemma befanden, mit ihrer Edition auf kritische Stimmen an der DKP-Basis reagieren und zugleich den Bruch mit dem SED-Geschichtsbild vermeiden zu wollen, blenden die konkreten Strukturen der Abhängigkeit der KPD von der SED aus und liefern dazu keinerlei bislang unveröffentlichte Materialien. Das Fehlen der beiden SED-ZK-Entschließungen ,,Über die nächsten Aufgaben der Partei" vom 24. August 1950 und ,,Lehren aus dem Prozeß gegen das Verschwörer-Zentrum Slansky" vom 20. Dezember 1952 in den beiden Bänden läßt wesentliche Fakten über ,,Säuberungs"-Kampagnen in der KPD unbeachtet. Als ,,inakzeptabel" stufen die Herausgeber die Interpretation der KPD-Geschichte seit Mitte der 20er Jahre als Prozeß der Stalinisierung ein. Dagegen argumentieren Judick, Schleifstein und Steinhaus, die KPD sei ,,eine wirkliche Massenpartei" gewesen, die ,,tief in der Arbeiterklasse verwurzelt" gewesen sei. Abgesehen davon, daß Untersuchungen über die Fluktuation in der KPD, die Erwerbslosenpolitik und die kommunistische Parteipresse belegen, daß es mit der tiefen Verwurzelung nicht so weit her war, wie die DKP-Autoren suggerieren, kann der Hinweis auf quantitative Erfolge kein Argument gegen die Tatsache der Herausbildung stalinistischer Strukturen sein. Die Autoren räumen selbst ein, ein ,,absoluter, fast blinder Glauben an die Sowjetunion" habe die KPD geprägt, untersuchen jedoch nicht, wie weitgehend und folgenreich sich dieser Glaube auswirkte.
In der Einleitung nennen Judick, Schleifstein und Steinhaus Zahlen zum Schrumpfungsprozeß der KPD in Westdeutschland angesichts von Wirtschaftswunder, Kaltem Krieg, juristischer Verfolgung in der BRD und Stalinismus: 1947 hatte die Partei 324.000 Mitglieder, 1949 noch 219.000, 1951 nur noch 136.000 und 1953 lediglich 94.000. Das war ein Mitgliederverlust von 71 Prozent innerhalb von sechs Jahren. In der Illegalität waren es 1956 bis 1960 noch 12.000 Kommunisten, die von der Partei organisatorisch erfaßt waren, wobei die Zahl von lediglich 220 Neuaufnahmen in den ersten vier Jahren der Illegalität einen Eindruck von der gesellschaftlichen Isolierung der Partei gibt.
Die Herausgeber polemisieren über die Zeit ab 1956, daß ,,Behauptungen, die KPD habe sich damals der Stalinismus-Diskussion entzogen, jeder Grundlage entbehren" und stricken an der Legende, die Illegalität habe diese Diskussion weitgehend verhindert. Tatsächlich endete die Stalin-Diskussion in der KPD nach dem von sowjetischen Truppen niedergeschlagenen Aufstand in Ungarn 1956, wobei ein Mann namens Walter Ulbricht eine nicht ganz unmaßgebliche Rolle spielte, die von den Dokumenten-Herausgebern nicht gebührend gewürdigt wird.
Durch die KPD-Dokumente zieht sich von den späten vierziger bis zu den späten sechziger Jahren eine Betrachtungsweise und Sprache, die auch die Programmatik und Veröffentlichungen der aus der KPD hervorgegangenen DKP prägte: Die Partei erwartete oftmals eine lineare Zuspitzung gesellschaftlicher Konflikte und ein ungebrochenes Wachstum des KP-Sozialismus.
1948 prognostizierte der KPD-Parteivorstand, Westdeutschland würde ,,immer mehr zu einem Herd von gewaltigen sozialen Spannungen und Unruhen". 1954 verkündete der KPD-Parteitag, das ,,sogenannte Wirtschaftswunder" mache lediglich ,,die Reichen immer reicher und die Armen immer ärmer", weshalb die Politik der Bundesregierung ,,immer stärker auf den Widerstand der Arbeiter und breiter Volksmassen" stoße. Die DDR strahle — so Max Reimann, 1956 — ,,immer stärker auf die westdeutsche Arbeiterklasse und die werktätigen Menschen aus". Der KPD-Parteitag 1957 glaubte zu wissen, daß ,,in immer breiteren Schichten der Bevölkerung die Erkenntnis des lebensbedrohenden Charakters der imperialistischen Politik" wachse. 1965 nährte die KPD ihre Hoffnungen durch die Behauptung, der Kurs der CDU/CSU werde ,,immer abenteuerlicher" und 1968 warnte der KPD-Programmentwurf, ,,großkapitalistische Interessen" übten einen ,,immer stärkeren Einfluß auf Funk und Fernsehen" aus. Diese Sichtweise, der sowohl eine verschwommene, unkonkrete Beschreibung der bundesdeutschen Realität als auch eine Verkennung der Herrschaftsstrukturen der bürokratisch-administrativen Parteidiktatur in der DDR zugrunde lag, nahm den Begriff ,,Marxismus-Leninismus" für sich in Anspruch. Daß sie jedenfalls im Marxschen Sinne nicht dialektisch war, zeigt auch diese Dokumentenauswahl.

Uwe Klußmann

WEBER, Petra: **Sozialismus als Kulturbewegung. Frühsozialistische Arbeiterbewegung und das Entstehen zweier feindlicher Brüder: Marxismus und Anarchismus.** (= Beiträge zur Geschichte des Parlamentarismus und der politischen Parteien, Bd.86). — Düsseldorf: Droste 1989. 545 S.

In der vorliegenden Dissertation geht es der Autorin darum, angesichts der Krise der industriellen Wachstumsgesellschaft und der damit verbundenen Krise des Fortschrittsdenkens — auch des Sozialismus — sozialistische Traditionsbestände vor und neben Marx ans Licht zu holen und in Distanz zu vorherrschenden marxistischen Interpretationen neu zu überdenken. In diesem Rahmen will die Verfasserin den Zusammenhang zwischen Frühsozialismus und Anarchismus und ihr Verhältnis zum Marxismus analysieren — ein Weg zur Erforschung sozialistischer Ideengeschichte, der naheliegt, bisher aber nicht systematisch beschritten worden ist.

Weber ortet die Wurzeln der unterschiedlichen und konkurrierenden theoretischen Ausrichtungen von Marxismus und Anarchismus vor allem in den Denktraditionen des französischen Frühsozialismus und verfolgt die Debatte zwischen den Vetretern beider Strömungen (vor allem Marx und Engels auf der einen und Proudhon, Bakunin und Kropotkin auf der anderen Seite) bis zum Ende des 19. Jahrhunderts. Im Mittelpunkt des Interesses steht dabei die Frage nach dem Sozialismusverständnis der Kontrahenten — dem Industriesozialismus des Marxismus auf der einen und dem Kultursozialismus des Anarchismus auf der anderen Seite. Eine besondere Qualität erhält die Arbeit dadurch, daß sie nicht auf der Ebene der Darstellung der theoretischen Auseinandersetzungen stehenbleibt, sondern eine Rückkopplung an die Mentalität und Praxis der Träger der frühen Arbeiterbewegung, insbesondere in Frankreich, anhand der neueren sozialgeschichtlichen Forschung vornimmt.

Die Autorin arbeitet heraus, daß die Anarchisten deutlich an das Selbstverständnis des Frühsozialismus anknüpften, wenn sie eine geistig-moralische und kulturelle Revolution zumindest gleichrangig mit der sozio-ökonomischen propagierten. In diesem Revolutionsverständnis standen sie vor allem Fouriers kulturkritischem Gesellschaftsentwurf nahe, der die umfassende Befreiung von allen unterdrückerischen Institutionen und repressiver Moral in einer auf Selbstbestimmung und Triebbefreiung aufgebauten solidarischen Arbeits- und Lebensordnung in nächster Zukunft anstrebte. Sein Konzept beinhaltete die Aufhebung der Arbeitsteilung und des Gegensatzes von Arbeit und Freizeit durch ,,travail attrayant" und zielte auf eine bedürfnisgerechte, qualitativ hochwertige Produktion ab, nicht auf eine hemmungslose Steigerung der Menge der produzierten Güter. Die industrielle Produktion und die damit verbundene Entfremdung des Menschen von sich selbst und der Natur sowie die dadurch bedingte Zerstörung vorhandener kollektiver Produktions- und Lebensformen wurden abgelehnt zugunsten kommunaler handwerklich-agrarischer Assoziationen in enger Verbundenheit mit der Natur. Von solchen kulturrevolutionären Idealen des Frühsozialismus distanzierte sich Marx Mitte der 40er Jahre und verengte mit seiner Kritik der politischen Ökonomie den Sozialismus auf eine primär sozio-ökonomische Sichtweise, nämlich die Umwälzung der Produktionsverhältnisse, die sich nach seiner Theorie aus den Produktivkräften der bürgerlichen Gesellschaft und dem Entstehen eines Industrieproletariats zwangsläufig ergeben mußte. Damit war sein Konzept wie schon der ,,industrialisme" Saint-Simons den Imperativen der bürgerlichen Nationalökonomie und deren Werten wie Utilität, Rationalität und Arbeit als Askese verpflichtet und nahm die mit dem industriellen Fortschritt verbundene Ausbeutung und Entfremdung von Mensch und Natur zugunsten einer Produktivkraftsteigerung als Grundlage einer sozialistischen Zukunftsgesellschaft bewußt in Kauf. Im Rückbezug auf die tatsächlich bis über die Jahrhundertmitte hinaus gerade in Frankreich dominierende Mentalität und assoziative Praxis der ganz überwiegend handwerklich geprägten Arbeiterschaft wird deutlich, daß in dieser Zeit das Eintreten der Frühsozialisten und Anarchisten für den Erhalt und Ausbau kollektiver Lebens- und Arbeitsformen viel weniger utopisch scheinen mußte und mehr Anhänger fand als der Industriesozialismus Marxscher Prägung.

Mit der Durchsetzung industrieller Produktionsformen, der Herausbildung eines modernen Industrieproletariats und der zunehmenden Bedeutung zentralisierter Einrichtungen im ausgehenden 19. Jarhhundert sieht die Autorin die Basis für die assoziativen, an der Kommune und an handwerklichen Idealen orientierten Ideen des Anarchismus schwinden. Die endgültige Durchsetzung des Marxismus, insbesondere in der von der deutschen Sozialdemokratie geprägten Ausrichtung, mit staatssozialistischen und sozialstaatlichen Modellen als majoritäre Strömung des Sozialismus wird durch diese Entwicklung erklärt. Auch der revolutionäre Syndikalismus, den Petra Weber als ,,bruchlose Weiterführung" anarchistischer Ideen und moderne Version des anarchistischen Kommuneideals sieht, war ihrer Meinung nach deshalb nicht konkurrenzfähig, weil er ein nicht der Industriegesellschaft angepaßtes, in frühsozialistischen Vorbildern verhaftetes Konzept gewesen sei. Diese Deutung des Scheiterns des revolutionären Syndikalismus wie des Anarcho-Syndikalismus ist indes problematisch. Sie läßt außer Acht, daß der Anarcho-Syndikalismus nicht einfach eine unreflektierte Fortführung des Assoziationsgedankens der

Internationalen Arbeiter-Assoziation war, der auf lokale, autonome Assoziationen abzielte, sondern versuchte, lokale und überregionale Organisationsstrukturen aufzubauen, die der zunehmenden Verflechtung von Wirtschaft und Gesellschaft Rechnung trugen.
Als zentralen Vorwurf der Anarchisten an die Adresse der Marxisten und der deutschen Sozialdemokratie hebt Petra Weber zustimmend hervor, daß sie mit ihrer Fixierung auf die Ökonomie ethisch-moralische Elemente ausgeblendet und auf Konzeptionen alternativer Arbeits- und Lebensformen verzichtet hätten. Bei aller Berechtigung dieser Kritik im Grundsatz wäre es aber wichtig gewesen, darauf hinzuweisen und zu thematisieren, daß sich auch die marxistisch orientierte Arbeiterbewegung entgegen der reinen Theorie nicht vollständig auf eine bloß ökonomische Sichtweise des Sozialismus reduzieren ließ. Den Bedürfnissen der Basis entsprechend entwickelte sich seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert nicht nur eine Genossenschaftsbewegung, sondern auch ein breites und vielfältiges Spektrum von Kulturorganisationen, die sich über weite Strecken zumindest als Alternative zu bürgerlichen Verbänden verstanden, die zu einer tragenden Säule der sozialistischen Bewegung heranwuchsen und emotionale und kulturelle Bedürfnisse ihrer Mitglieder befriedigen konnten.
An den eben genannten Einwänden wird exemplarisch deutlich, daß sich Petra Weber mit dem von ihr gewählten Untersuchungszeitraum doch übernommen hat und dadurch besonders in bezug auf die Analyse der Entwicklung der letzten beiden Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts Unschärfen auftreten, die ihrer Argumentation abträglich sind.
Gut gelungen ist es der Autorin, sich weitgehend von der im 19 Jahrhundert wurzelnden marxistischen Sichtweise des Anarchismus als haltlosem romantischem Utopismus zu lösen und darzustellen, daß anarchistische Theoretiker nicht nur in Abgrenzung zum Marxschen Industriesozialismus durchaus der zeitgenössischen Arbeiterbewegung angepaßte und realisierbar scheinende Alternativen entwickelten, sondern auch andere Gefahren dieser Konzeption des Sozialismus weitsichtig kritisierten: die Fixierung auf den Staat als zentrale und allmächtige Institution zur Steuerung der Gesellschaft, die nicht weiter konkretisierte Idee einer ,,Diktatur des Proletariats", die Ausklammerung anderer Bevölkerungsgruppen, vor allem der Bauern, aus der revolutionären Strategie, die Neigung zur Eliminierung von Selbstbestimmung und Selbsttätigkeit der Individuen zum vermeintlichen Wohl der ,,Klasse" —, Tendenzen, die sich in ihrer Ausprägung in den ,,real existierenden Sozialismen" als entscheidende Momente ihrer gegenwärtigen Erosion erweisen.
Angesichts der eingangs angesprochenen Krise der industriellen Wachstumsgesellschaft und der Infragestellung des Fortschrittsdenkens läßt die Arbeit den Leser zum Schluß etwas unbefriedigt zurück, wenn sie dem Marxismus schließlich doch gegenüber dem Anarchismus gerade seine ,,Einsicht in die Unentrinnbarkeit der Moderne" als Erkenntnisfortschritt einräumt. An dieser Stelle wäre es lohnenswert und konsequent gewesen, zumindest darauf hinzuweisen, daß unter dem Eindruck fortschreitender Umweltzerstörung in der aktuellen Debatte um einen ,,Ökosozialismus" anarchistisches Gedankengut, gerade auch die Ideen Kropotkins zu einer dezentralen Wirtschaftsweise in überschaubaren industriell-agrarischen Gemeinwesen mit umweltverträglicher Technologie — etwa in den Vorstellungen Murray Bookchins —, eine beachtliche Renaissance erfahren.

Cornelia Regin

POTIER, Jean-Pierre: **Lectures italiennes de Marx. Les conflits d'interprétation chez les économistes et les philosophes. 1883–1983.** — Lyon: Presses universitaires de Lyon 1986. 492 S.

Der Autor hat sich eine anspruchsvolle Aufgabe gestellt, wenn er versucht, die Marxismusrezeption in Italien über ein ganzes Jahrhundert hinweg nachzuvollziehen. Um sie überhaupt bewältigen zu können, beschränkt er sich auf die Entwicklung der Theoriedebatte, schließt also deren praktische Umsetzung in Politik und Wissenschaft aus; außerdem berücksichtigt er nur die Beiträge, die sich direkt mit Marx und Engels beschäftigten und wählt in diesem Zusammenhang einige repräsentative Autoren aus, die er auf chronologischer Basis nach ihrer jeweiligen Disziplin und Zugehörigkeit zu einer Geistesströmung zusammenfaßt. Als eine erste Gruppe untersucht Potier die positivistisch orientierten Nationalökonomen, die in Italien überhaupt mit der Marxrezeption begannen und entweder mit Loria den philosophisch-soziologischen vom ökonomischen Aspekt trennten oder sich wie Pareto und Graziadei auf die ökonomische Dimension beschränkten. Zentral ist dabei sowohl für die sich als Marxisten verstehenden Theoretiker als auch für die Marxismusgegner die Ablehnung der auf der Arbeits- und Mehrwertlehre beruhenden marxistischen Wirtschaftstheorie. Ausgehend von einer Kritik am Lorianismus gelangte der Philosoph Benedetto Croce nicht nur zur Zurückweisung der Marxschen ökonomischen Theorie, sondern überhaupt des wissenschaftlichen Anspruchs des historischen Materialismus. Croce

war zunächst Antonio Labriola eng verbunden, der mit der Entwicklung der epigenetischen Methode und der Betonung der Praxis die Bedeutung der Sozialpsychologie und damit der Mentalitäten als Vermittlungsinstanz zwischen Basis und Überbau herausarbeitete und auf diese Weise nicht nur für Potier zum Begründer des italienischen Marxismus wurde. Das Marxsche Praxiskonzept stand schließlich bei den beiden Philosophen Giovanni Gentile und Rodolfo Mondolfo im Mittelpunkt, wurde von ihnen allerdings unter einem ausschließlich philosophischen Gesichtspunkt voluntaristisch beziehungsweise humanistisch interpretiert; in diesem Zusammenhang setzte sich Mondolfo als erster in Europa kritisch mit Engels' ökonomischem Determinismus auseinander.
Vielleicht zu stark betont Potier sowohl den Zusammenhang dieser Philosophen mit der neapolitanischen Schule Hegels als auch die Verknüpfung Antonio Gramscis mit Labriola. In einem weiteren Sinne ordnet sich allerdings auch Gramsci in die italienische Denktradition ein, insofern er sich mit den Überbaustrukturen, d.h. mit der zivilen und politischen Gesellschaft, befaßt; hierin liegt für Potier die eigentliche Originalität Gramscis begründet. Ein weiteres wesentliches Verdienst besteht für ihn darin, daß Gramsci als ein parteipolitisch tätiger Marxist die Einheit von Theorie und Praxis verkörperte und auch theoretisch die Marxsche Lehre im Gegensatz zu den bisherigen Autoren als Einheit auffaßte.
Nach dem Zweiten Weltkrieg fand insofern ein Paradigmenwechsel statt, als mit Galvano Della Volpe und dessen Schülern das Problem der Wissenschaftlichkeit der Marxschen Theorie in den Vordergrund rückte. In Abgrenzung von der gesamten marxistischen Tradition betrachtete er die Dialektik ausschließlich als eine wissenschaftliche, für alle Bereiche gültige Methode. Lucio Colletti, ein Schüler Della Volpes, führte zunächst diesen Ansatz weiter, wandte sich aber Ende der 1960er Jahre von ihm ab, um die Entfremdung und den Warenfetischismus als reale Elemente der kapitalistischen Gesellschaftsordnung und in Verbindung mit der Arbeits- und Mehrwerttheorie zu untersuchen. In der Folge schließlich übte er zunehmend Kritik an Marx, der als Wissenschaftler an die klassische Ökonomie angeknüpft und in seine Kritik der politischen Ökonomie philosophisch-ideologische Elemente untergemischt habe.
Die italienischen Nationalökonomen befaßten sich erst in der Nachfolge und im Anschluß an Piero Sraffa erneut mit der Marxschen Theorie, wobei das Interesse im besonderen der Herausbildung der Durchschnittsprofitrate galt. Potier stellt hier zunächst Claudio Napoleoni vor, der über eine Kritik des Ausbeutungs- und Entfremdungsbegriffs bei Marx einen ausdrücklich „marxistischen" Ansatz entwickelte, wobei er die Ausbeutung als qualitativ-philosophische und nicht quantitativ-wissenschaftliche Kategorie faßte. Gerade die Scheidung eines qualitativen und quantitativen Aspektes im Wertbegriff teilte Napoleoni mit einigen jungen Schülern Piero Sraffas, die die Marxsche Lehre aufgrund ihres vermeintlichen, für die kapitalistische Produktionsweise nicht gegebenen Naturalismus ganz der Tradition der klassischen Mehrwerttheorien zuordneten.
Zuletzt behandelt Potier einige Vertreter der „Ouvrieristen", die in ihrer Marxinterpretation insgesamt einem „subjektivistischen" Ansatz folgten. Für Raniero Panzieri weitete die technologische Entwicklung die zunächst auf die Fabrik beschränkte Planung des kapitalistischen Produktionsprozesses auf den Staat und die Gesamtgesellschaft aus, leitete somit keineswegs zwangsläufig zu einer neuen Ordnung über: Um sie zu verwirklichen, bedurfte es vielmehr des gezielten Widerstandes der Arbeiter gegen die kapitalistische Rationalisierung. Mario Tronti sah in der Arbeiterklasse Kern und Ausgangspunkt der kapitalistischen Entwicklung. Das Marxsche Wertgesetz hielt er dabei für ein politisches Losungswort, das im Rahmen einer „Wissenschaft der Arbeiter" unmittelbar zum Kampf überleitete, und nicht für einen Beitrag zur ökonomischen Wissenschaft, d.h. zur „Wissenschaft des Kapitals"; das Konzept der „Wissenschaft der Arbeiter" entwickelte Antonio Negri im Zusammenhang mit seinen Überlegungen zur Krisentheorie weiter.
Potier befaßt sich ausführlich mit der theoretischen Entwicklung der von ihm behandelten Autoren, mit den Brüchen und Kontinuitätslinien, die für ihr Denken charakteristisch waren. So erscheint auch insgesamt die Marxismusrezeption, die in jedem einzelnen Fall an einer vom Autor eingangs skizzierten Marxismusinterpretation gemessen wird, in ihrem ganzen nichtlinearen Facettenreichtum. Nicht immer überzeugt dabei der Versuch, die Originalität der Denker durch die Verknüpfung mit ihrem jeweiligen kulturellen Hintergrund zu begründen; dies ist schwierig bei einem so großen Untersuchungszeitraum und bei einer zuweilen ausführlichen Erörterung theoretischer Einzelfragen.

Gerhard Kuck

KENSMANN, Bodo: **Zur Dialektik der Macht bei Marx.** — Münster: Westfälisches Dampfboot 1989. 189 S.

„Kein Sesam-öffne-dich einer im geschichtlichen Gange abgesicherten Zukunft ist mit Dialektik verbürgt" (S.8). Gleich der erste einleitende Satz — mit seiner geheimnisvoll-raunenden Inversion — ist geeignet, die Grundschwierigkeit zu benennen, die Bodo Kensmann jedem Versuch, sich seiner hier anzuzeigenden Arbeit zu nähern, in den Weg legt: Seine an Adornos Jargon geschulte Sprache. Zwar betont Kensmann seine Absicht, sich nicht an Adornos negative Dialektik anlehnen zu wollen, dies jedoch gilt nur für die Sicht der Dialektik, aber nicht für ihre Formulierung. Dazu kommt eine horrende Zahl orthographischer Fehler, die das Lesen geradezu qualvoll gestalten, da ganze Sätze erst mühsam „dechiffriert" werden müssen, ein Wort übrigens, das Kensmann in seiner Vorbemerkung (S.7) methodisch zur Analyse Marxscher Begriffe benutzt, wir jedoch zur Analyse Kensmannscher Sätze. Nach der Erörterung der Beziehung von Tauschwert und kapitalistischer Entwicklung schreibt Kensmann: „Nach der formellen, die reelle und jetzt vollzieht sich eine umfassend integrierende Subsumption von Arbeit und Technik unter das Kapital [. . .]" (S.174). Ein Satz, der für viele (S.9, S.13. S.14, S.15, S.18, S.21, S.22 usw.) steht und nur noch durch das schöne Wort „Produktivkraftentwicklungsautomatismus" (S.21) übertroffen wird.

Und noch zwei weitere formale Mängel: Zitate werden zwar unter Angabe der Band- und Seitenzahl der jeweiligen MEW-Ausgabe genannt; jedoch nicht mit Komma, sondern mit Doppelpunkt, so daß der Leser in Gedanken immer dividiert, z.B. „MEW 25:836" (S.154). Den äußeren Eindruck trübt auch der Umstand, daß Kensmann Zitate, die er in einen anderen Fall als in den des Originals setzt, nicht — wie es zulässig ist — beugt, sondern seine abweichende Flexion mit irritierenden Schrägstrichen angibt:«„Beispiel/e/ /.../ an den/m-/Bewußtsein/en/"(Hegel 1962(LI):49)». Um nicht noch mehr zu verwirren: Diese Formel findet der ausdauernde Leser auf Seite 58.

Da es bei diesen gravierenden Lesehindernissen größte Mühsal bereitet, auch noch etwas vom Inhalt des Buches zu erfahren, möge man mir verzeihen, daß ich hier nur Stichpunkte liefern kann. Kensmanns Arbeit stellt sich dar als ein Versuch, „angesichts der aktuellen ökologischen Krisenproblematik" (S.7) bei Marx eine „Dialektik als Darstellungsmethode" (S.8) aufzuspüren, die es gestattet, den Zusammenhang von Natur, Mensch und „bestimmten Formationen der Gesellschaft"(S.16) freizulegen. Kensmann ist aufgefallen, daß in der Bundesrepublik „die Ethik in bestimmten Problembereichen oftmals eigentümlich zu spät kommt" (S.12) und zieht in seiner Beschäftigung mit Marx den Schluß, daß jede — auch eine ökologisch orientierte Ethik — stets ihre Grenzen kennen muß: Das „gesellschaftliche Ganze", in dem sich die Geschichte der Natur und die Geschichte der Menschen wechselseitig bedingen (S.16f.). Die Aktualität des Marxschen Ansatzes ist dabei keine, die explizit in seinem Werk vorhanden ist, sondern als bloß implizite erst — wie schon erwähnt — auf 189 Seiten „dechiffriert" werden muß: deshalb Kensmanns Leitfrage, „wie Marx wohl gedacht haben mag"(S.23).

Kensmann kommt zu dem die heutige ökonomische wie ökologische Krise betreffenden Schluß, daß das Wort „Verstaatlichung [. . .] nicht schahmhaft verschwiegen" werden muß (S.23) und stellt die Frage: „Ist Marx ein ‚toter Hund', weil die Zentralplanwirtschaften gegenwärtig einschneidende Kurskorrekturen (wenn nicht mehr) vornehmen" (S.170f.)? Eine Frage, die jeder selbst beantworten mag, der die Entwicklungen in Osteuropa verfolgt hat; vielleicht wäre dort ja alles anders gelaufen, hätte man Kensmanns Buch schon vor 1989 dort studieren können. Eins bleibt festzuhalten: Die von ihm beschworene „Dialektik der Macht bei Marx" ist durch die alltägliche Macht der Dialektik aufgehoben.

Jürgen Court

„Liebling der Partei". Bucharin — Theoretiker des Sozialismus. Beiträge zum internationalen Bucharin-Symposium, Wuppertal 1988. Hrsg.: Theodor BERGMANN und Gert SCHÄFER. — Hamburg: VSA-Verlag 1989. 423 S.

Falls es überhaupt eine geschlossene Theorie des Bolschewismus gibt, Bucharin würde sie gründlicher und konsequenter vertreten als Lenin und Stalin und erst recht als all die anderen: Trotzkij, Sinovjev, Bogdanov, Deborin u.a. Lenin war noch zu stark verbunden mit der russischen und mit der westeuropäischen Tradition des Marxismus. Sie bildete trotz aller politischer Eigenwilligkeiten von Lenin die Folie und den Rückhalt seines Denkens. Die Überväter Kautsky und Plechanov beeindruckten ihn bis zum Schluß. Keine Polemik gegen diese Theoretiker konnte ihn befreien. Stalin war Pragmatiker, ein Macher, der Theorien einsetzte als Waffe, um die Gegner zu bekämpfen, oder benutze sie als Legitimation, um Maßnahmen von Partei und Staat zu rechtfertigen. Bucharin lieferte ihm diese Theorien und Legitimationen. Stalin benutzte „seinen" Bucharin sogar noch nach dessen politischer Ausschaltung,

nach der Anklage und nach der Liquidierung. Inzwischen waren die Bucharinschen Konzeptionen zu den Weisheiten des Generalissimus geronnen. Stalin war ein konsequenter Bucharinist, allerdings in einer absurden Zuspitzung.

Nikolai Bucharin verkörpert einen neuen Intellektuellentyp. Theorien enthalten für ihn weniger Sentimentalitäten oder Weltanschauungen. Sie geben Informationen und sind Mittel, die eigene Weltsicht auszurüsten. Bucharin hat niemals den Marxismus gründlich studiert. Auch die anderen Theorien sind ihm nur Anregung und Medium, seine Konzeption von Gesellschaft vorzustellen. Jenseits aller Polemik beklagen z.B. Lenin, Trotzkij, Preobrashenski diesen Mangel an Dialektik und diese Oberflächlichkeit. Allerdings ist Bucharin immer der erste, der neue Situationen in eine theoretische Form gießt. Er präsentiert eine Theorie des ,,imperialistischen Raubstaates". Sehr schnell schiebt er eine ,,Ökonomik der Transformationsperiode" nach. Im ,,ABC des Kommunismus" erfindet er eine funktionale und vernetzte Zukunftsgesellschaft. Auch eine Theorie der ,,Neuen Ökonomischen Politik" hat er parat. Die Interpretation der ,,relativen Stabilisierung" des Weltkapitalismus ist ihm kein Problem, nachdem er 1918 den Zusammenbruch geweissagt hat. Selbst für die Stalinische Industrialisierung konzipiert er ein Theorem: ,,das organisierte Chaos".

Bucharin läßt sich faszinieren vom Scientismus, von Modellen von Kreislaufbewegungen, von erweiterten Reproduktionen von Systemen, von mathematischen und geometrischen Beweisführungen und Kausalitäten. Obwohl er die Wiener Schule (Böhm-Bawerk, Liefmann, Dietzel) einer Kritik unterzieht, bleibt ihm deren scientistische und mathematischen Sicht Vorbild.

Indem Mathematik, Modelle, Gleichungen, ein naturwissenschaftliches Pathos die soziologische Methode der Untersuchung überdecken, werden gesellschaftliche Verhältnisse auf Quantitäten und Funktionen verkürzt. Konkretion kommt bei Bucharin nicht vor, es sei denn, sie umfaßt ein Strukturelement eines funktionalen Zusammenhangs. Qualitative Verhältnisse wie Demokratie oder soziale Emanzipation fehlen in seinen Theorieprojektion. Anweisungen, Entscheidungen, Befehle laufen über Strukturen, die eingebettet sind in zentrale Systeme. Sowjets, Gewerkschaften, Genossenschaften, Brigaden, Universitäten, Zeitschriften, Korrespondenten, Kultur sind nichts weiter als Funktionen der Gesamtheit Staat und des Leitungskerns Parteispitze.

Auch Theorie kann er nicht reflektieren im Zusammenhang von Wahrheit, Freiheit, Demokratie oder Emanzipation. Theorie definiert, projektiert, setzt ein, rechtfertigt und ist selbst Produktivkraft als Organisationsmittel und als Element ideologischer Mobilisierung. Über ein theoretisches Selbstverständnis, über eine soziale Wissenschaft wird ein Planungssystem organisiert und werden die Massen motiviert, mehr zu leisten, besser zu arbeiten, mehr Kultur aufzunehmen. In diesem Sinn definiert Bucharin den Leninismus als Wissenschaft und als Idologie der Diktatur des Proletariats. Theorie als Baukastenelement bestimmt den Soziologen als Fachkraft, der sich dem selbstlaufenden System andient. Bucharin selbst funktioniert noch bei dem Prozeß gegen ihn. Er nimmt alle Anschuldigungen auf sich, weil diese Prozesse so etwas sind wie Siegeszeichen des erfolgreichen Sozialismus und Mittel der Mobilisierung der Massen für ruhmreiche Taten.

Von Bucharin stammen alle wichtigen Symbole des Stalinismus: die Denunziation der Gegner, die Theorie des Sozialfaschismus, das Fanal: Die Kader entscheiden alles, Kultur als Erziehung, das Phantom: der neue Mensch, die Parole von der Verschärfung der Klassenkämpfe im Sozialismus, das Bild, daß im Sozialismus der Staat nicht abstirbt, sondern mit den Funktionen wächst. Stalin hat sich aus diesem Bucharinschen Füllhorn bedient. Ab 1923 ist er Stalins ,,Wunderwaffe". Bis 1928 ist er der zweite Mann in Partei, Staat, Komintern. Die linken Gegner hat er mit Spott, Beleidigungen, Unterstellungen und Ausschlüssen verfolgt. Aber er wird ein Opfer Stalins. Seit 1928 gilt er als die Alternative zu Stalin. Kein Wunder, wenn der Zusammenbruch der sowjetischen Kommandowirtschaft heute Bucharin hervorzaubert als den adäquaten Theoretiker des Sozialismus. Ein Symposium im Oktober 1988 soll Rat geben: Wer ist Bucharin und was bedeutet seine Theorie für die Gegenwart? Wissenschaftler aus der Sowjetunion, aus Osteuropa, aus China, aus Westeuropa und aus Nordamerika nehmen an der Diskussion teil. Die Referate werden im vorliegenden Band vorgestellt.

Es entbrennt sofort der alte Streit. Verkörpert Bucharins Theorie vor allem nach 1921 so etwas wie die Qualität eines anderen Weges zum Sozialismus, der sich deutlich von Stalins Industrialisierung und Militarisierung der Gesellschaft unterscheidet oder ist sie nichts weiter als die Legitimationswissenschaft der Machtpolitik Stalins? Diese Kontroverse zwischen alten Gegnern wird jedoch überbrückt durch die Erschließung neuer Interpretationen und Tatsachen. Die jungen Sozialwissenschaftler und Historiker können am Beispiel konkreter Politik oder an Hand der historischen Tatsachen nachweisen, daß die funktionalistische Soziologie von Bucharin die historische Konkretion nicht erreicht. Bei den Wissenschaftlern aus der UdSSR und aus China macht sich die Neigung bemerkbar, Bucharin als eine

Alternative zum Stalinismus vorzustellen. Seine Vorstellungen von einem Marktsozialismus, von der Autonomie der Genossenschaften, von der Entwicklung einer privaten Landwirtschaft werden aus dem theoretischen Zusammenhang gelöst und als Impressionen von Dezentralisation, Kommunaldemokratie, demokratischer Erneuerung präsentiert. Deutlich wird das Bemühen, den Anstrengungen von politischen Reformen in China oder in der UdSSR so etwas beizugeben wie Theorie und Tradition. Leider liegen sie bei Bucharin vollkommen daneben. Es wird auch sichtbar, daß den Wissenschaftlern die Diskussion und die historischen und theoretischen Grundlagen des Bucharinismus fehlen.

Würdigen wir die einzelnen Positionen genauer. Der Herausgeber und Inspirator des Symposiums, Theodor Bergmann, will Bucharin einreihen in die Reihe der großen Theoretiker mit Liu Shaoqui und Kardelj, die erkannt hatten, daß die Weltstadt umzingelt war vom Weltdorf und daß die Bauern die wirkliche revolutionäre Kraft im 20. Jahrhundert darstellten. Bei der Auflistung der theoretischen Leistungen Bucharins stößt er sofort darauf, daß die Soziologie Bucharins nicht die Konkretion einer Klassenanalyse der Bauern erreichen kann. Er stellt heraus, daß die Vision der Genossenschaft verbunden bleibt mit einer quantitativen Geldzirkulations- und Kredittheorie. Die Genossenschaft repräsentiert nicht die Interessen der Bauern, sondern sie ist staatliches Steuerungskalkül, staatliche Institution. Bucharin erfindet einen „Mittelbauern", dem die Fürsorge der bolschewistischen Agrarpolitik gilt, der jedoch real nicht existiert. Genauso absurd wie diese Erfindung Mittelbauer beweist sich die Projektionskategorie „Kulak". Er wird zum Feinbild, zur Konterrevolution, zum Wucher, zur bösen Reaktion. Bergmann belegt, daß dem Bauernpolitiker Bucharin die Bauern nichts als Rätsel aufgeben. Es bleibt sein Geheimnis, schließlich doch noch Bucharin als Bauerntheoretiker zu bezeichnen (S.279 und S.289).

Leonid K. Shkarenkow aus Moskau hat ein Bewußtsein davon, daß Bucharin primär als Vulgarisator des Marxismus und als Polemiker im Fraktionskampf auftritt. Er stellt auch heraus, daß Bucharin den Marxismus formalisiert, ihn mit den Naturwissenschaften gleichsetzt und auf Kreisläufe spezialisiert. Über eine derartige Gleichgewichtstheorie gewichtet Bucharin nach Shkarenkow ein Gleichgewicht zwischen privater Landwirtschaft und Industrie. Indem nach Bucharin die Landwirtschaft das Tempo der Industrialisierung festlegt, widersteht er allen Experimenten, die Politik, Staat oder Partei zum Motor von Entwicklung zu machen. Hierin sieht Shkarenkow die wirkliche Leistung von Bucharin (S.34). Ähnlich lobt auch Viktor P. Danilov die alternative Strategie Bucharins. Er interpretiert die Landwirtschafts- und Marktpolitik von Bucharin als einen Versuch, die privatkapitalistischen und altrussischen Tendenzen der Arbeitsteilung, der Produktion, der Investition zu koordinieren mit den staatlichen Aktivitäten. Der Staat unterstützt die Bauern durch Kredite, durch Ankauf der Ernten, durch technische Hilfen, durch Ausbildungen und Qualifizierungen gegen den ländlichen Wucher und gegen die vorkapitalistische Stagnation. Die Genossenschaft wird zum Drehpunkt. Sie ist als staatliche Organisation zugleich Interessenvertretung der Bauern und dadurch Institution des Wachstums und gegen alle Versuche einer vorschnellen Kollektivierung vorbereitet (S.231 und S.233). Danilov bestätigt zugleich, daß das funktionalistische Denken von Bucharin Fehlprognosen und Illusionen enthält (S.237ff).

Die Idee der Genossenschaft stößt auch bei Yu Dazhang auf Interesse. Für ihn hat die großbetriebliche Agrarproduktion deutliche Grenzen. Großmaschinen und Großflächenanbau können sich nur schwer den natürlichen Gegebenheiten anpassen. Die hohen Hektarerträge werden erkauft durch Bodenverschleiß, Naturzerstörung und durch die Gleichgültigkeit der Bauern. Die Genossenschaft berücksichtigt stärker Kenntnisse und Fähigkeiten der Bauern. Sie läßt Zwischenformen von Privatinteresse und kollektiver Produktion zu. Sie kombiniert den Produktionszweck mit der Arbeitsteilung. Sie läßt neue Ausbildungsformen zu. Sie kann zusammengefügt werden mit Planung und Markt. Sie läßt eine stufenweise Entwicklung zu. Der chinesische Wissenschaftler diskutiert chinesische Erfahrung und nutzt Bucharin, eine Alternative zu formulieren. Bucharin hat kaum alle diese Probleme angesprochen (S.260ff).

Andere Befürworter Bucharins sehen dessen Größe darin, eine Konzeption für eine gemischte Wirtschaft vorzustellen und eine produktive Koexistenz zwischen sozialistischer Planwirtschaft und Privatwirtschaft anzupeilen (A.M. Vacic, S.151). Bucharins Stalinkritik wird gelobt. Hier wird deutlich, daß das Stalinsche System nur auf der Grundlage von Zwangsarbeit existieren konnte. Es repräsentiert einen Überbau von Terror und Propaganda (M. Britovsek, S.66 und S.67).

Die Gegner bzw. Kritiker des Bucharinschen Denkens führen teils die theoretischen Unklarheiten an, teils konfrontieren sie die Theorie mit der sowjetischen Realität der zwanziger Jahre. Ernest Mandel stellt heraus, daß Burcharin keine Klassenbestimmung der Macht und der Bürokratie vornimmt. In den frühen Schriften bestimmt er Bürokratie über die Theorien Webers, Michels, Paretos. Er meint jedoch die imperialistische Bürokratie als funktionale Organisation eines Planstaates und als Machtorganisation des Finanzkapitals. Im Sowjetstaat kann es nach Bucharin keinerlei Bürokratie geben, weil eine Klasse fehlt, die diese Bürokratie bestimmen könnte. Lediglich Dysfuntionalitäten legen die bürokratische

Arbeit fest. Bucharin setzt Partei und Staat identisch. Neue Kader müssen herangebildet werden, rote Ingenieure und Funktionäre. Über besondere Hochschulen sollen die Arbeiter und Bauernkinder erzogen werden, um die alten Funktionsträger zu ersetzen. Das Bürokratieproblem wird für Bucharin zu einer Frage der Erziehung und der Schulung der Kader (S.318 und S.319). Pierre Broué zeichnet das Verhältnis zwischen Bucharin und Trotzki nach. Er stellt heraus, daß nach 1923 Bucharin eine besondere Ideologie von Leninismus erfindet, um kritische und marxistische Fragestellungen innerhalb der Partei abzublocken. Mit dieser ideologischen Definition inspiriert Bucharin Stalin (S.53ff). Broué erinnert daran, daß Lenin Bucharin als ,,Medium" einschätzt, über das andere, etwa Stalin, ihre Interessen durchsetzen können (S.58).
Bernhard H. Bayerlein stellt heraus, daß Bucharin niemals eine prinzipielle Gegnerschaft zu Stalin aufgebaut hat. Die Legende Bucharin spricht sogar von einer rechten Fraktion, die es nie gegeben hat. Auch innerhalb der K.I. räumt Bucharin sehr schnell das Feld und resigniert (S.90ff). A. Stanziani konfrontiert die Genossenschaftsvorstellung Tschajanovs mit dem Genossenschaftsverständnis Lenins und mit der Kategorie Genossenschaft bei Bucharin. Tschajanov bemüht sich, so etwas vorzulegen wie eine soziale Bestimmung der kapitalistischen und vorkapitalistischen Verhältnisse auf dem Lande, um die Formen der Arbeitsteilung und der Abhängigkeiten zu charakterisieren. Für Lenin wird die Genossenschaft Mittel, die sozialen Unterschiede auf dem Lande zu beeinflussen und die produktiven Schichten und Arbeitsformen zu unterstützen. Bei Bucharin wird die Genossenschaft zum Machtmittel und zur staatlichen Institution. Über die Geldzirkulation und die Kreditpolitik nimmt der Staat Einfluß und setzt sie fort über Erziehung und Propaganda. Die Qualität bäuerlicher Arbeitsteilung und Mentalität wird nicht mehr untersucht. Tschajanovs Mikroökonomie weicht einer funktionalen Totalitätsbestimmung (S.248). In die gleiche Richtung argumentiert auch S. Merl (S.269). Er untersucht gleichzeitig das falsche Gleichgewichtsschema von Bucharin, das weder den Einfluß des Weltmarkts berücksichtigt noch auf die interne Reproduktion des industriellen Sektors eingeht. Agrarwirtschaft und Industrie stehen real überhaupt nicht in dem reproduktiven Gleichgewicht, wie Bucharin behauptet (S.272ff). Moshe Lewin unterstreicht noch einmal, daß Bucharin qualitative Verhältnisse nicht denken kann. Demokratie und soziale Emanzipation bleiben ihm unfaßbar. Er kann lediglich Überzentralisation auflösen in die Vertikalität von vielen Schaltzentralen, die letztlich doch einem Zentrum gehorchen (S.308). S. Pons und M. Ferretti stellen heraus, daß Bucharin Spontanität und Partizipation der Massen verdächtig bleiben. Ein Kommunestaat vereinnahmt Gewerkschaft, Genossenschaften, Sowjet als Transmissionsorganisationen. Kultur als kollektive Identität ist Produkt der Propaganda (S.330 und S.340). Dieses Symposium verdeutlicht, daß Bucharin kaum eine Jugend faszinieren kann, die nach theoretischen Vorbildern sucht. Die Perestroika ist längst über die Grenzen des Bucharinschen Denkens hinausgeschritten. Seine notwendige Rehabilitierung 1988 öffnet den Weg zu den anderen Theorien und Theoretikern, die Bucharin selbst noch mithalf, in den Abgrund des Vergessens zu stürzen.

Bernd Rabehl

JUNG, Werner: **Georg Lukács** (= Sammlung Metzler, Bd. 325). — Stuttgart: J.B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung 1989. X, 163 S.

In Anlehnung an den Untertitel der Lenin-Broschüre von Georg Lukács bezeichnet Werner Jung auch seine Arbeit über diesen ungarischen Philosophen als ,,Studie über den Zusammenhang seines Denkens" (S.X.). Er geht nämlich von der These aus, daß sich die theoretische Entwicklung von Lukács trotz aller Wechsel und Umbrüche vor allem durch Kontinuitätslinien auszeichnet. ,,Zentrale Einsichten und Argumentationen sowie wesentliche Kategorien lassen sich bereits im Frühwerk, den vormarxistischen Schriften, finden und werden im späteren Werk — gut hegelisch — ‚aufgehoben', also ebenso übernommen wie transformiert" (S.IX). Lukács selbst hat bereits entsprechende Hinweise gegeben; zuletzt noch in den Gesprächen kurz vor seinem Tod: ,,Bei mir ist jede Sache die Fortsetzung von etwas. Ich glaube, in meiner Entwicklung gibt es keine anorganischen Elemente".[1] Jung gelingt es, diese These in seiner Monographie eindrucksvoll zu belegen.
Zu diesem Zweck weicht Jung auch von einer strikt chronologischen Form der Darstellung ab. Er beginnt beim Spätwerk, zieht also die ,,Einführung in Leben und Werk" von Lukács zunächst vom Ende her auf. Er setzt ein mit dem letzten großen Werk, der ,,Ontologie des gesellschaftlichen Seins", die für ihn ,,in gewisser Weise die Quintessenz des Lukácsschen Lebenswerkes" (S.8) darstellt, und geht im Anschluß daran zurück zur ,,Ästhetik", an der Lukács bis Anfang der 60er Jahre arbeitete und in

1 Georg Lukács, Gelebtes Denken. Eine Autobiographie im Dialog, Frankfurt/M. 1981, S.132.

der er nach eigenem Bekunden ,,die Verwirklichung meines Jugendtraums" erblickte, dessen Enstehung bis ins Jahr 1911/12 zurückreicht. An diesem Punkt unterbricht Jung seinen stufenweisen Rückblick, überspringt einige Jahrzehnte und wendet sich den biographischen Anfängen von Lukács zu. Er geht ein auf seine allerersten, noch vormarxistischen Schriften, also die ,,Entwicklungsgeschichte des modernen Dramas", die Essaysammlung ,,Die Seele und die Formen", die ,,Heidelberger Ästhetik" und schließlich ,,Die Theorie des Romans". Dem chronologischen Ablauf folgend untersucht er dann die ,,marxistischen Lehrjahre", als deren Mittelpunkt ,,Geschichte und Klassenbewußtsein" gilt. Es schließen sich die zahlreichen Arbeiten aus dem Moskauer Exil in den 30er und 40er Jahren an, in denen Jung trotz aller scheinbaren Anpassung an den Stalinismus ,,— im Grunde — nur die konsequente Fortschreibung vormarxistischer Überlegungen" (S.109) sieht, bevor er noch gesondert auf die großen philosophiegeschichtlichen Werke ,,Der junge Hegel" und ,,Die Zerstörung der Vernunft" eingeht.
Als Literaturwissenschaftler interessieren Jung vor allem die philosophischen, ästhetischen und literaturtheoretischen Arbeiten von Lukács und weniger seine politische Entwicklung. Der Abschnitt der 20er Jahre gilt ihm daher auch nur als Intermezzo und wird verhältnismäßig kurz abgehandelt. Zudem unterlaufen ihm hier im Unterschied zu den anderen Kapiteln, in denen er sehr differenziert und souverän argumentiert, einige gravierende Fehler. So gerät ihm die Chronologie des Fraktionsstreits innerhalb der KPU völlig durcheinander (vgl. S.91ff), und so vermag auch weder seine These zu überzeugen, Lukács habe bereits in seiner Lenin-Broschüre manche Theoreme aus ,,Geschichte und Klassenbewußtsein" widerrufen (vgl. S.103), noch seine Behauptung, die Blum-Thesen hielten — wie leicht nachzuweisen sei — einer genaueren politikwissenschaftlichen Analyse nicht stand (vgl. S.105). Das schmälert zwar nicht den Wert des Buches für ,,Studierende der Philosophie und der Literaturwissenchaften" (S.X), an die es sich vornehmlich wendet. Allerdings geht Jung zugleich darüber hinweg, daß Lukács auch in dieser Phase kleinere literaturtheoretische Artikel — insbesondere im Feuilleton der ,,Roten Fahne" — publiziert hat, die für die Frage nach der Kontinuität im Denken von Lukács nicht minder bedeutsam wären. Gerade zu Dostojewski, mit dem sich Lukács immer wieder auseinandergesetzt hat (vgl. S.66ff), gibt es sowohl eine Besprechung vom Juli 1922[2] als auch eine vom März 1923[3], von anderen relevanten Artikeln einmal ganz zu schwiegen.

Karl Lauschke

2 In: ders. Organisation und Illusion. Politische Aufsätze III. 1921–1924, Darmstadt und Neuwied 1977, S. 152ff.
3 Vgl. ders., Demokratische Diktatur. Politische Aufsätze V. 1925–1929, Darmstadt und Neuwied 1979, S.216.

KIEFER, Rolf: **Karl Bachem 1858–1945. Politiker und Historiker des Zentrums** (= Veröffentlichungen der Kommission für Zeitgeschichte; Reihe B: Forschungen, Bd. 49). — Mainz: Matthias-Grünewald-Verlag 1989. XXV, 228 S.

Karl Bachem galt als ,,graue Eminenz" in der Zentrumspartei, vor allem nach dem Tode Windhorsts, als dessen Schüler er sich verstand. Obwohl er jahrzehntelang Mitglied des Reichstages und des Preußischen Abgeordnetenhauses war, hat er nie ein offizielles Spitzenamt in der Partei oder im Staate angestrebt. Als Sohn des Kölner Verlegers war er ursprünglich für die Redaktion der ,,Kölnischen Volkszeitung" vorgesehen, sollte jedoch vorher Rechtswissenschaft studieren. Sein Lebensweg ist dann doch anders verlaufen, wenn er auch bis zum Ende des Ersten Weltkrieges mit der Zeitung eng verbunden blieb. Nach Herkunft und Selbsteinschätzung war er zeitlebens ein Vorkämpfer der ,,Parität", das heißt, der vollen Gleichberechtigung der Katholiken in Staat und Gesellschaft. Als Jurist war er nur kurze Zeit tätig; durch Heirat mit der Tochter eines reichen Bauunternehmers war er seit den 90er Jahren auf Einkünfte nicht angewiesen und konnte seine volle Arbeitskraft der Politik widmen.
Bachem begann seine Arbeit kurz vor dem Tode Windhorsts (1891), aber nach dem Abschluß des Kulturkampfes, in einer Zeit also, in der die Legitimitätsgrundlagen der Zentrumspartei nicht mehr selbstverständlich waren. Der Kampf für die Rechte der Kirche und ihrer Institutionen war zwar noch keineswegs völlig beendet, hatte aber nicht mehr solche Ausmaße, daß die Gesamtheit der deutschen Katholiken eine konfessionelle Vertretung durch eine einzige Partei noch für selbstverständlich hielt. Die Jahrzehnte seit 1890 mußten daher eine Zeit schwerer innerer Auseinandersetzungen sein. Die führenden Kräfte des Zentrums hatten nie eine ,,kirchliche" Partei angestrebt, sondern lediglich als Katholiken im weltlichen Raum für die Rechte der Kirche als Politiker gekämpft. Andererseits konnte die Partei nicht handlungsfähig bleiben, wenn sie im Gegensatz zum deutschen Episkopat oder zum Vatikan stand. Nach dem Abflauen der kirchenpolitischen Auseinandersetzungen mußte es vor allem darauf ankommen, der Partei einen Platz im Machtgefüge des Deutschen Kaiserreiches zu verschaffen.

Bachem hat diese Aufgabe klar erkannt und daran mitgewirkt, die Zentrumspartei auch zur Unterstützung der Regierung einzusetzen. Entscheidend wurde dabei, in der Gesetzgebungsarbeit eine grundsätzlich kooperationswillige Haltung einzunehmen. Er selbst hat an solchen Aufgaben mitgewirkt; seine Mitarbeit am Bürgerlichen Gesetzbuch wäre dabei besonders herauszustellen.
Bei der Verfolgung des Kurses auf „Parität" mußten sich notwendigerweise ständige Auseinandersetzungen über Sinn und Zweck einer tatsächlich, wenn auch nicht programmatisch konfessionellen Partei ergeben. Obwohl voneinander unabhängig, in der Sache aber eng miteinander verknüpft, wurden der Richtungsstreit über die Gewerkschaftspolitik und über den katholischen Charakter der Partei seit der Jahrhundertwende zu Brennpunkten der Auseinandersetzung. In beiden Fällen ist Bachem für eine konfessionelle Auflockerung eingetreten, so daß man ihn wohl, wenn auch nicht vorbehaltlos, zum Vorläufer einer späteren interkonfessionell-christlichen Partei erklären könnte. Offenkundig war, daß die von Berlin und Trier ausgehende kirchlich-katholische Gewerkschaftspolitik zu schweren Defiziten des Zentrums bei der katholischen Arbeiterschaft führen mußte, weil sie diese als einzigen „Stand" unter strikter klerikaler Kontrolle halten wollte und damit handlungsfähige christliche Gewerkschaften von einiger Bedeutung nahezu ausschloß. Die Haltung des Vatikans, zu dem Bachem schon als junger Mann Verbindungen angeknüpft hatte, erwies sich als so unbestimmt und wenig hilfreich, daß der Zugang nicht-katholischer Arbeiter zu den christlichen Gewerkschaften begrenzt blieb. Auch der Versuch von Bachems Vetter Julius, die Zentrumspartei für konfessionsfremde Christen zu öffnen, hat nur zu schweren Konflikten, nicht aber zu konstruktiven Ergebnissen geführt. In diesem innerparteilichen und innerkirchlichen Streit mußte sich Bachem als unterlegen sehen.
Umso mehr kam es ihm nun darauf an, die Katholiken sowohl in den Willensbildungsprozeß einzubeziehen wie auch als verläßliche Deutsche auszuweisen. Dies ist die Wurzel seiner sonst schwer verständlichen Wendung zum Imperialismus, die ihn dazu verführte, seinen Einfluß auf die „Kölnische Volkszeitung" im Ersten Weltkrieg dazu zu benutzen, aus dieser im allgemeinen maßvollen Publikation ein reguläres alldeutsches Blatt zu machen. Dies führte zu schweren Spannungen in der Redaktion und am Ende des Krieges sogar zum Besitzwechsel. Obwohl Bachem selbst sich noch vor Kriegsende mit der Parteiführung verständigte, um das Zentrum nicht zu sprengen, war seine eigentliche politische Laufbahn beendet. Die folgenden Jahre hat er im wesentlichen dazu benutzt, sein umfangreiches Werk über die Zentrumspartei zu schreiben, das bei aller Parteilichkeit seiner Wertungen und einigen Ungenauigkeiten als bedeutende historiographische Leistung anzusehen ist.
Da dem Verf. das Bachemsche Familienarchiv zur Verfügung stand und Bachem selbst viel publiziert hat, mußte eine unübersehbare Materialfülle bewältigt werden. Dankenswerterweise hat sich Kiefer darauf beschränkt, eine übersichtlich bleibende und gut lesbare politische Biographie vorzulegen. Die umfangreichen Fußnoten wie auch das vorzügliche Literaturverzeichnis machen es leicht, von dieser Studie aus weiterzuarbeiten. Auch Historiker der Arbeiterbewegung müssen das Buch zur Kenntnis nehmen.

Georg Kotowski

August Bebel. Eine Biographie. Von einem Autorenkollektiv unter Leitung von Ursula HERRMANN und Volker EMMRICH. — Berlin: Dietz Verlag 1989. 763 S.

August Bebel: Zum siebzigsten Geburtstag, 22. Februar 1910. Reprint des Unikats. Mit einer Nachbemerkung von Ursula HERRMANN. — München u.a.: K.G. Saur Verlag 1989. 343 S.

FRICKE, Dieter: **August Bebel (1840–1913). Ein biographisches Essay.** — Jena: Friedrich-Schiller-Universität 1989. 128 S.

Am 22. Februar 1990 konnte man den 150. Geburtstag August Bebels feiern, und die oben verzeichneten Werke verdanken ihr Entstehen diesem Jahrestag, vor allem die phototechnische Reproduktion der Bebel zu seinem 70. Geburtstag vom Parteivorstand der SPD überreichten Festschrift mit 157 Glückwunschadressen an den Jubilar. Von ihnen stammen 60 von zentralen oder lokalen SPD-Organisationen, 63 von Gewerkschaften und 34 von sozialistischen Parteien und Organisationen des Auslands: ein sehr kleiner Teil der über 2000 Glückwünsche, die Bebel an diesem Tag erreichten. Die kurze Nachbemerkung von Ursula Herrmann beschreibt die Festlichkeiten vom 22. Februar 1910 und bringt einige andere Einzelheiten.
Die von einem ostdeutschen Autorenkollektiv verfaßte, sehr umfangreiche Biographie Bebels liest sich wie eine Art Chronik, in der Jahr für Jahr — fast Monat für Monat — verzeichnet ist, was Bebel tat, wo und was er redete, mit wem er korrespondierte und wie es ihm und seiner Familie ging. Der Band enthält eine Fülle von Material, — z.T. aus unveröffentlichten Briefen, Reden und Schriften, z.T. aus

dem Parteiarchiv der SED und wird allen an Bebel interessierten Historikern nützlich sein. Das von Bebel gezeichnete Bild ist das eines revolutionären Marxisten, der den ,,historischen Aufstieg der revolutionären deutschen Sozialdemokratie" entscheidend beeinflußte (S.473), der davon überzeugt war, ,,daß eine reale Veränderung der Machtverhältnisse im deutschen Kaiserreich nicht durch eine Mehrheit im Reichstag sondern nur durch eine revolutionäre Umwälzung herbeigeführt werden konnte" (S.565). Daß Bebel die Anwendung von Gewalt und eine ,,Revolution im alten Sinne" mehrfach ausdrücklich ablehnte — z.B. im Reichstag im Mai 1889, auf dem Erfurter Parteitag von 1891 und in einem Vortrag vor Studenten im Dezember 1897 — wird nicht erwähnt. In letzterem betonte er ausdrücklich, daß er früher an eine ,,gewaltsame Revolution" gedacht habe, aber schon vor zehn Jahren erklärt habe, ,,daß eine gewaltsame Revolution gar nicht mehr nöthig sei".[1] Aber wenn sie nicht mehr nötig war, wie sollte die Partei anders an die Macht kommen als auf parlamentarischen Wege? In seiner bekannten Polemik mit Jaurès auf dem Internationalen Kongreß von Amsterdam erklärte Bebel 1904, was habe Jaurès eigentlich erwartet: ,,Sollten wir etwa die drei Millionen mobil machen und vor das königliche Schloß ziehen, um den Kaiser abzusetzen?"[2] Bebel hoffte auf weitere Wahlsiege, aber was dann? Aus dieser Pattsituation resultierte die oft kritisierte Haltung des Abwartens, die man zu Unrecht als ,,revolutionären Attentismus" bezeichnet hat, denn sie war keineswegs revolutionär.

Das Verschweigen von Tatsachen, die nicht in das akzeptierte Bebelbild passen, läßt sich auch an anderen Stellen des Buches feststellen. Es ist eine Legende, daß Wilhelm Liebknecht Bebels ,,zuverlässiger Freund und Kampfgefährte" war (S.341); denn schon in den achtziger Jahren und vor allem später gab es zwischen beiden schwere Meinungsverschiedenheiten und Zerwürfnisse, die zeitweise zum Abbruch alle persönlichen Beziehungen führten. Bebels Begeisterung für die russische Revolution von 1905 wird ausführlich dargestellt und dabei u.a. ein Brief an Victor Adler vom 16.9.1905 zitiert: ,,Das Proletariat benimmt sich großartig, aber was kann es gegenüber der ungeheuren Masse der Bauern, der riesigen Größe und Grundverschiedenheit der sozialen Struktur des Reiches und bei dem Mischmasch von Nationalitäten und Rassen [. . .] schaffen?" (S.614). Aber unmittelbar vor diesem Satz steht in dem gleichen Brief ein anderer: ,,Ich habe, was die schließlichen Erfolge betrifft, der russischen Revolution von Anfang an skeptisch gegenüber gestanden."[3] Wenn man diesen Satz wegläßt, gibt man diesem Brief einen ganz anderen Sinn und macht sich die Sache sehr einfach. Ein anderes Beispiel: Während der Marokkokrise vom Juli 1911 wandte sich der Sekretär des Internationalen Sozialistischen Bureaus, Cammille Huysmans, an die angeschlossenen Parteien und schlug eine Konferenz vor. In Berlin war vom Parteivorstand wegen der Sommerferien nur Hermann Molkenbuhr anwesend, und er riet in seiner Antwort von einer Konferenz ab, betonte aber, daß das seine Privatmeinung sei. Molkenbuhrs vertraulicher Brief wurde von Rosa Luxemburg (die als Vertreterin ihrer polnischen Partei Kopien der Korrespondenz erhielt) zusammen mit heftigen Angriffen auf den Parteivorstand veröffentlicht, aber ohne Molkenbuhrs Satz, daß es seine Privatmeinung sei. Dazu heißt es hier, das ,,betrachtete Bebel als Indiskretion, die den Gegnern Material liefere" (S.703). Aber es war nicht eine schwere Indiskretion, sondern eine Unterschlagung.

Als ,,folgenschwerer Fehler" Bebels wird mehrfach kritisiert, daß Bebel sich 1904 und später ausdrücklich für die Verteidigung Deutschlands aussprach, wenn Deutschland angegriffen würde (S.593, S.653), aber nicht, wenn es der Angreifer sei. Hier kann man verschiedener Meinung sein. Kautsky betonte schon 1907, es würde unmöglich sein, zwischen Angriffs- und Verteidigungskrieg zu unterscheiden, denn die deutsche und die französische Regierung würden ihren ,,Proletariern weismachen, daß sie die Angegriffenen seien". Wie der August 1914 bewies, hatte er damit völlig recht. Aber Bebel war ein patriotischer Deutscher, und als Parteiführer mußte er versuchen, das Schimpfwort von den ,,vaterlandslosen Gesellen" zu entkräften. Auf einer früheren Seite heißt es andererseits, 1870 hätten Bebel und Liebknecht ,,verkannt, daß der Krieg für das deutsche Volk objektiv zunächst ein gerechter Kampf gegen die bonapartistische Bedrohung war" (S.112). Aber war der von Bismarck provozierte Krieg wirklich am Anfang ,,ein gerechter Kampf"? Ich möchte das bezweifeln.

Bebels Verhältnis zum Marxismus wird wiederholt erörtert und versichert, daß Bebels Schriften, die er während seiner Haft von 1877/78 verfaßte, ,,sein tieferes Eindringen in den Marxismus widerspiegeln [. . .]. Ein über zehn Jahre währender Reifeprozeß trug nun seine Früchte. Bebel hatte in dieser Zeit den ihm eigenen Bildungsdrang verstärkt auf die Aneignung des Marxismus ausgerichtet und seine Fähigkeiten zum theoretischen Denken ausgeprägt" (S.191). Abgesehen von dem schlechten Deutsch

1 August Bebel, Akademiker und Sozialismus. Ein Vortrag, gehalten in der öffentlichen Studenten-Versammlung am 14. Dezember 1897, Berlin 1898, S.12.

2 Internationaler Sozialisten-Kongreß zu Amsterdam, 14. bis 20. August 1904, Berlin 1904, S.40.

3 Friedrich Adler (Hrsg.), Victor Adlers Briefwechsel mit August Bebel und Karl Kautsky, Wien 1954, S.468.

wäre es besser gewesen, diese Art Jargon wegzulassen. Sicher bekannte sich Bebel zu Marx und hatte ein sehr enges persönliches Verhältnis zu Engels; aber er war kein Theortiker und davon überzeugt, daß die Partei Lassalle viel zu verdanken hatte, wie er in einem Brief an Kautsky noch 1913 betonte. Marx und Engels waren für Bebel ,,großartige Theoretiker, aber unbrauchbare Praktiker".[4]
Das Buch ist im ganzen sorgfältig gearbeitet, aber es enthält Fehler, die korrigiert werden sollten. Karl Liebknecht erhielt 1907 nicht ,,anderthalb Jahre Zuchthaus zudiktiert" (S.661), sondern Festungshaft, was ein großer Unterschied ist. Zu Zuchthaus wurde er erst im Weltkrieg 1916 verurteilt. Es ist ganz ausgeschlossen, daß von den ca. drei Millionen Einwohnern des Königreichs Sachsen um 1880 ,,58 Prozent in Industrie, Bergbau, Hüttenwesen und Bauwesen beschäftigt" waren (S.241). In Sachsen gab es damals vielleicht eine halbe Million Lohnarbeiter, aber darunter waren sehr viele Weber und andere Textilarbeiter, und schließlich gab es ja auch Frauen und Kinder. In dem Buch fehlt jede detaillierte Erörterung der von Helmut Bley veröffentlichten Gespräche Bebels mit dem britischen Generalkonsul in Zürich, Heinrich Angst, in den Jahren 1910–1913, in denen Bebel England warnte und zu stärkerer Flottenrüstung aufforderte.[5] Auch sie passen schlecht in das Bild Bebels als konsequenter revolutionärer Marxist, aber man kann sie nicht totschweigen. Bebel war eine vielschichtige Persönlichkeit, und mit einem simplifizierenden Bild wird man ihm nicht gerecht. Sicher legte er sich sehr scharf gegen Bernstein und andere Revisionisten ins Zeug, aber Revolutionsromantik und den Radikalismus Rosa Luxemburgs lehnte er ab. Die verschiedenen kritischen Äußerungen Bebels über sie werden in dem Buch nicht erwähnt.
Neben vielen interessanten Details, die diese neue Bebelbiographie enthält, gibt es in ihr zu viele Klischees und Vorurteile, die nun einmal zu dem Bild Bebels als der ,,revolutionäre Arbeiterführer" gehören. Das gleiche trifft noch viel mehr auf die sehr kurze Biographie von Dieter Fricke zu, die kaum über das Niveau ,,Einheit von marxistischer Theorie und proletarischem Klassenkampf" und ,,der getreueste Dolmetsch der Massen" hinauskommt (beides sind Kapitelüberschriften). Der Band des Autorenkollektivs enthält sehr viele ausgezeichnete Abbildungen (von denen 94 aus dem Zentralen Parteiarchiv der SED stammen); aber leider fehlt in ihm jede Bibliographie und jedes Verzeichnis von Bebels Publikationen.

Francis L. Carsten

4 Brief vom 18.3.1913, zitiert nach: Karl Kautsky Jr. (Hrsg.), August Bebels Briefwechsel mit Karl Kautsky, Assen 1971, S.333f.
5 Helmut Bley, Bebel und die Strategie der Kriegsverhütung 1904–1913. Eine Studie über Bebels Geheimkontakte mit der britischen Regierung, Göttingen 1975.

BUCHARINA, Anna Larina: **Nun bin ich schon weit über zwanzig. Erinnerungen.** Aus dem Russischen von Eva Rönnau. — Göttingen: Steidl-Verlag 1989. 431 S.

Gorbatschovs Politik der Reformen und der Demokratisierung wird mehr und mehr zu einem Kampf gegen die stalinistische Vergangenheit der Sowetunion. Solange nicht alle Archive der Geheimpolizei einer kritischen und wissenschaftlichen Öffentlichkeit zugänglich sind, bleiben die Erinnerungen und Aufzeichnungen von Zeitzeugen das einzige Mittel, diese Vergangenheit zu enträtseln. Derartige Rückbesinnungen können so etwas wie Unmittelbarkeit herstellen und die Forschung auf Fragestellungen und Zusammenhänge lenken. Anna Larina-Bucharina (A.L.B.) ist bemüht, in einer neuen und anderen Periode eine historische Zeitspanne vorzustellen, die heute vierzig und fünfzig Jahre zurückliegt und die andere Denk- und Wahrnehmungsformen verbirgt, die trotzdem in die Gegenwart hineinreicht. Ihre Lebenserfahrung wird so dargelegt, daß sie ein Stück Zeitgeschichte erhellt und verbindet mit den persönlichen Erlebnissen und mit der Persönlichkeit ihres Gatten, des bolschewistischen Revolutionärs Nikolai Ivanović Bucharin, der 1938 als Verräter und Spion hingerichtet wurde. Das Anliegen ihrer Lebenserinnerungen ist deshalb vielschichtig angelegt: Es soll eine bestimmte Tradition des bolschewistischen Denkens vorgestellt werden, die heute Aktualität gewinnen kann und es wird die Logik eines Terrorsystems entworfen, das die alte Avantgarde der Oktoberrevolution von 1917 opfert. In diesen Schnittpunkten ist das Leben der jungen Frau und Mutter eingespannt.
A.L.B. entstammt einer Familie der revolutionären Intelligentsia Rußlands. Ihr Vater Jurij Larin war Berufsrevolutionär, Sozialdemokrat, Wissenschaftler und trat mit vielen Linkssozialisten Mitte 1917 der bolschewistischen Fraktion der sozialdemokratischen Arbeiterpartei Rußlands bei. Jurij Larin arbeitete nach der Revolution als Statistiker und Planungsspezialist im Obersten Volkswirtschaftsrat. Viele dieser Linkskommunisten und Sozialisten verkehrten in den zwanziger und dreißiger Jahren in dem ,,Salon"

Larin. Bucharin, „Liebling der Partei", wie Lenin ihn nannte, Perspektivdenker der Bolschewiki, war so etwas wie ein Freund der Familie. Zwischen dem über vierzigjährigen Altrevolutionär und der siebzehnjährigen Komsomolzin keimte die große Liebe. 1936 heirateten sie. Sie gebar einen Sohn. Sie wurde Leidensgenossin und Zeugin des letzten Jahres von Bucharin in der Freiheit, der Verhaftung, der Selbstbezichtigung und der Verurteilung. Auch sie wurde festgenommen, getrennt von ihrem Kind und eingekerkert. Sie wurde als die Familienangehörige eines Volkesfeindes mit unzähligen anderen den Lagern und Gefängnissen der UdSSR ausgeliefert. Erst 1956, nach dem XX. Parteitag der KPdSU, kam sie frei.

Obwohl die intime Verbindung mit Bucharin sie in das Labyrinth der Verdächtigungen, Verhöre und Anklagen, der Einzel- und Lagerhaft führten, schreibt sie die Memoiren keineswegs im Schatten dieses Mannes. Die Form der Darstellungen besitzt lyrische Varianten, die eingebunden sind in einen hoffnungslosen Realismus. Dieses Leben jenseits der Zivilisation und in den Verhältnissen von Angst und Bedrohung verweist auf die Gefängnisliteratur eines Dostojewskij und einer Vera Figner.

Diese Lebensverschlingungen komplizieren die Lektüre. Es wird jedoch erkennbar, daß A.L.B. die Absicht verfolgt, die Persönlichkeit von Bucharin einzuschätzen vor dem Hintergrund eines Zeitgeistes und unter den Gesichtspunkten des Massenterrors, der Selbstanklage und der Geständnisse der alten Revolutionshelden. Am Schluß des Buches wird der Leser gewahr, daß die Autorin sich bemüht, die Legenden um Bucharin zu erhellen und aufzulösen, die durch die Anklage aufgebaut wurden und die die revolutionäre Vergangenheit Bucharins nicht nur in den Dreck zogen, sondern umkehrten, aus dem Linkskommunisten und Denker eine Kreatur machten, einen Polizeiagenten und Verräter. A.L.B. bleibt sich dabei bewußt, daß diese Vorwürfe und Beweise Bestandteil sind von Propaganda und Massenmobilisierung, die über die neuen Medien von Film, Ton, Illustration und Schrift die Ursprünglichkeit und die Originalität einer Revolution auflösen und neu inszenieren. Die Akteure werden ausgetauscht und statt der Trotzkij, Sinovjev, Kamenev, Bucharin übernehmen Stalin, Molotov, Berija die revolutionären Rollen. Lenin selbst wird verfremdet zu einem heiligen Übermenschen, zu einem Formationsstifter, und Stalin lenkt diesen Kult auf seine Person. Gegen die propagandistischen Liquidierung von Vergangenheit und Tradition, die in den Prozessen sogar noch von den alten Akteuren übernommen und bestätigt wurde, setzt A.L.B. die Darstellung der Wahrheit. Auf den Leser wirkt diese Wahrheitssuche wie ein schier hilfloses Unterfangen.

Sie untersucht ausführlich die Zusammenkunft von Kamenev und Bucharin 1928, die eher zufällig zustandekam und bei der Bucharin den Herrscherstil Stalins und den Feldzug von Staat und Geheimpolizei gegen die Bauern beklagte. Der Ankläger machte 1937 daraus die Gründung eines rechtstrotzkistischen Blocks. Die Expedition Bucharins 1936 nach Paris im Auftrag des Politbüros und der Kommunistischen Akademie der Wissenschaften, um den Nachlaß von Marx und Engels aufzukaufen, nimmt einen breiten Raum ein in dem Buch. Die deutsche Sozialdemokratie verkaufte dieses Marxsche Erbe, um zu vermeiden, daß es bei einem kommenden Krieg in die Hände Nazideutschlands fiel. Menschewistische Emigranten in Paris führten die Verkaufsverhandlungen. Bucharin sollte die Echtheit und Bedeutung der Schriftstücke überprüfen. Für A.L.B. war diese Reise bereits eine Provokation der Geheimpolizei, ein Mittel, den Revolutionsheroen und den ehemaligen Vorsitzenden der Kommunistischen Internationale zu demontieren. Sie spricht sogar den Verdacht aus, daß der menschewistische Historiker B.I. Nikolaevskij und der Emigrationspolitiker T. Dan bewußt oder unbewußt für den sowjetischen Geheimdienst gearbeitet haben. In der Emigrationszeitschrift in Paris, „Socialisticeskij vestnik", erschien 1937 ein Brief eines Altbolschewiken, der geschrieben war in der Intonation der Sprache Bucharins und der ihm von den Lesern und später vom Staatsanwalt unterschoben wurde. Erst dreißig Jahre später gestand Nikolaevskij, daß er den Artikel verfaßt hatte. Dieser Brief beeinflußte jedoch nachhaltig das Bucharinbild der westlichen Biographen (Cohen, Lowy).

Da A.L.B. als Ehefrau im letzten Monat ihrer Schwangerschaft in Paris anwesend war und Zeugin des einzigen Gesprächs zwischen Bucharin und Nikolaevskij wurde, kann sie glaubhaft versichern, daß Bucharin sich bewußt blieb, daß er einer doppelten Provokation ausgesetzt war: der Herausforderung der menschewistischen Gegner und der Stalinschen Geheimpolizei. Nach dem Mord an Kirov (1935) und nach dem Prozeß gegen Kamenev und Sinovjev ahnte Bucharin, daß gegen die Kontrahenten der Kollektivierung und Industrialisierung von 1928 ähnlich verfahren werden würde.

A.L.B. beschreibt die letzten Monate und Wochen mit Bucharin in der gemeinsamen Wohnung im Kreml. Die ersten Beschuldigungen über den rechtstrotzkistischen Block wurden ausgesprochen. Bucharin wurde sehr bald innerhalb des Politbüros mit dem Jugendfreund und Genossen Sokolnikov konfrontiert, später mit Pjatakov und Radek, die alle aussagten, daß eine Verschwörung und Mordpläne gegen Stalin und gegen andere Repräsentanten des Sowjetstaates bestanden. Bucharin, der selbst nicht

mehr zu den oberen Parteigremien gehörte und geladen war, um Stellung zu den Vorwürfen zu beziehen, stritt vehement all die Beschuldigungen ab. Er forderte eine Untersuchung der Praktiken der Geheimpolizei. Niemand der Parteiführer nahm diesen Vorschlag auf. Bucharin war vollkommen isoliert. Zwischendurch gab es immer wieder Hoffnungen. Zum 1. Mai 1937 lud Stalin ihn persönlich ein, auf der Ehrentribüne der Parteigrößen Platz zu nehmen, um sich durch den Vorbeimarsch jubelnder Massen feiern zu lassen.

A.L.B. beschreibt ausführlich dieses Verhältnis zwischen Stalin und Bucharin, zwischen dem georgischen Machiavelli und dem intellektuellen Phantasten. Stalin benutzte seit 1924 die intellektuelle Kapazität Bucharins gegen den Rivalen Trotzkij und gegen all die utopischen Aufgebote von gesellschaftlichen Perspektiven. Zwischen 1924 und 1928 wurde Bucharin der entscheidende Ideologe einer Neuen Ökonomischen Politik und eines Marktsozialismus. Als Mitglied des Politbüros und als Vorsitzender der Kommunistischen Internationale war er neben Stalin einer der mächtigsten Männer der Sowjetunion. Aber Bucharin sicherte zu keinem Zeitpunkt seine Machtposition politisch ab. Als 1928 die neue Politik scheiterte und Stalin die kriegskommunistischen Methoden der Industrialisierung und der Kollektivierung reaktivierte, konnte er keinerlei Fraktion vorweisen. Lediglich Gleichgesinnte scharten sich um ihn: Rykov, Tomskij u.a. Bucharin protestierte und verglich den politischen Terroristen Stalin mit Dschingis Khan. Er kapitulierte jedoch und verlor alle Ämter und Funktionen in Partei und K.I. Bucharin blieb lediglich Mitglied der Kommunistischen Akademie der Wissenschaften; später wurde ihm sogar die Chefredaktion der „Isvestija" angetragen. Er ging auf Reisen, verfaßte Bücher, beschäftigte sich mit Naturwissenschaften und genoß das Leben.

A.L.B. diagnostizierte eine Art Haß-Liebe zwischen Stalin und Bucharin. Der Diktator bewunderte die intellektuelle Beweglichkeit, das Wissen und die künstlerischen Begabungen bei Bucharin. Zugleich gehörten diese Qualitäten zu den dekadenten Westlern, die mit ihrer Aufklärung Staat und Partei bedrohten. Bucharin war beeindruckt von der Schläue und der Durchsetzungsfähigkeit des Machtpolitikers Stalin. Zugleich wußte er, daß Stalin dieses Kommandosystem errichten und ausbauen wollte, die Tradtionen der Oktoberrevolution zerstören mußte, und sei es nur darum, die Legende seiner Revolution propagandistisch zu begründen. Bucharin glaubte bis zum Schluß, bis zur Verhaftung, an ein Wunder, an die Freundschaftsregungen seines feindlichen Genossen. Selbst als er in den Hungerstreik trat gegen die Anschuldigungen, konnte Stalin ihn überreden, diesen abzubrechen.

Zum Schluß, im Prozeß, spielte Bucharin wie all die anderen die zugewiesene Rolle. Verhöhnte Danton in der französischen Revolution bei seinem Prozeß noch Robespierre, so bezichtigte Bucharin sich unvorstellbarer Verrätereien und Verbrechen. Er gestand, seit 1913 Polizeiagent gewesen zu sein. Er habe mit den Feindmächten kollaboriert, mit den Sozialrevolutionären den Tod Lenins geplant und später unzählige Verschwörungen angezettelt. Sein letztes Ziel sei eine Palastrevolution gewesen, Stalin und das Politbüro umzubringen, um über eine Umstellung der Politik den Kapitalismus zu restaurieren. Bucharin selbst verhöhnte durch diese Geständnisse seine revolutionäre Vergangenheit.

A.L.B. schreibt von all ihrer Scham und Fassungslosigkeit, als sie im Lager von diesen Selbsterniedrigungen erfuhr. Zuerst nahm sie an, daß Bucharins Rolle im Prozeß von einem Schauspieler gemimt wurde. Später vermutete sie, daß Drogen und Folter angewandt wurden, um ihn zu einem derartigen Geständnis zu veranlassen. Sie selbst widerstand, als der Vorwurf gegen sie erhoben wurde, Haupt einer konterrevolutionären Jugendorganisation gewesen zu sein. Später kam sie darauf, daß Bucharins Hingabe an die Partei und an die Ideologie die Ursache für die Selbstbeschuldigungen war. Sie entsann sich, daß 1936 Bucharin an der Sorbonne einen Vortrag über kulturelle Probleme der Sowjetunion gehalten hatte. Hier diskutierte er die drohende Kriegsgefahr und die ideologische Kriegsvorbereitung, die etwa das Sowjetvolk befähigte, geschlossen hinter Partei und Führung zu stehen, um einer Invasion Widerstand entgegenzusetzen.

A.L.B. deutet an, daß Bucharin als Begründer des bolschewistischen Utopismus Gefangener seiner Ideologie blieb. Er hatte im Kriegskommunismus die Utopie entworfen, über die Produktivkräfte Ideologie und Technologie eine Kommandowirtschaft zu errichten, die das Volk zu großen Leistungen mobilisieren konnte. In wenigen Jahren sollte der Kapitalismus überholt und das Reich der Freiheit in der Sowjetunion errichtet werden. Die Partei war die Bewahrerin dieser Idee und die Organisatorin dieser Zukunft. Selbst als er 1921 die Neue Ökonomische Politik favorisierte, blieb das Grundmuster seiner Utopie erhalten. Stalin hat sie letztlich verwirklicht. Bucharin veranlaßte seine junge Frau, eine letzte Botschaft auswendig zu lernen, ein Vermächtnis an „eine künftige Generation von Parteiführern". In dieser Botschaft beteuerte er seine Unschuld und pochte auf seine revolutionäre Vergangenheit. Er setzte zugleich auf die Zukunft und auf die kommenden Kader der Partei, zu deren Mission es gehören mußte, den Kommunismus zu errichten und die Stalinschen Verbrechen aufzudecken.

A.L.B. befaßt sich ausführlich mit dem System der Geheimpolizei, um eine der Säulen des Stalinismus zu erklären. Diese Polizei gewann seit Mitte der zwanziger Jahre eine Sonderfunktion innerhalb des Staates, und sie wurde darauf vorbereitet, mögliche revolutionäre Erhebungen gegen die Diktatur aufzuspüren und unmöglich zu machen. Sehr bald gerieten die einzelnen Gruppen und Fraktionen der Partei ins Blickfeld, genauso wurden soziale oder technische Funktionsträger in Wirtschaft, Bildung, Staat und Armee ausfindig gemacht. Aus all diesen Gruppen konnten potentielle Gegner erwachsen. Die Geheimpolizei zeichnete ein großes Feld von Verschwörungen. Der Prozeß gegen die ehemaligen Menschewiki 1931/32 bildete eine Art Auftakt. Hier wurden die möglichen Saboteure im Planungs- und Wirtschaftsstab aufgespürt. Es gab einen ersten Schauprozeß gegen das ,,menschewistische Zentrum". Die folgende Kampagne galt den roten Ingenieuren, den Technokraten und Spezialisten. Auch sie gestanden eine Verschwörung. 1935 wurde der Mord an Kirov verübt. Er bildete den Auftakt, mit den unterschiedlichen bolschewistischen Fraktionen, mit der alten Garde und mit den Feldmarschällen und Offizieren der Roten Armee abzurechnen. Alle legten Geständnisse ab.
A.L.B. schildert die Initiatoren innerhalb der Geheimpolizei und charakterisiert die Täter Jagoda, Jeshov und Berija. Jagoda kam aus der bolschewistischen Tradition und schien das Gewissen und die Wachsamkeit der Partei vorzustellen. Er übersetzte die bolschewistische Utopie in eine große Verschwörung. Da die kommunistischen Ziele der sozialen Emanzipation und der Gleichheit sich nicht erfüllen ließen, neue Klassen von Arbeitern und Bauern entstanden in der forcierten Industrialisierung und Kollektivierung, ohne Tradition und ohne Erinnerung, wurden die Auflösung der sozialen Errungenschaften und die Einführung der Zwangsarbeit und die Notwendigkeit der Produktionssteigerung verbunden mit ideologischen Mobilisierungen und mit Terror. Zur Militarisierung der Gesellschaft gehörte die Lancierung eines mächtigen Feindbildes. Die Verkehrung der ursprünglichen Ziele der Oktoberrevolution in Disziplin und Gehorsam, die Umformung einer Befreiungsidologie in Leistungsethik, verband die Propaganda mit dem Terror. Die Geheimpolizei erhielt eine soziale Funktion der Steigerung der Produktivität der Arbeit und des produktiven Einsatzes von Millionen von Zwangsarbeitern. Jeshov und Berija waren nach der Überzeugung von A.L.B. nur noch Werkzeuge in der Hand Stalins. Über die Geheimpolizei schuf sich der Diktator eine neue Partei und eine neue Legende. Die Propaganda potenzierte sie millionenfach. Sie zerstörte die Sprache und funktionalisierte sie zu den Symbolen von Befehl und Gehorsam.
Aus der rein subjektiven Sicht vermag A.L.B. nur vieles anzudeuten. Es fehlen die sozialwissenschaftlichen Aufarbeitungen und Untersuchungen. Der Subjektivismus sperrt sich zugleich gegen eine Machtlogik, die längst das Denken und die Wissenschaft besetzt hat. Er öffnet Fragestellungen und Zusammenhänge. A.L.B. hat ein wichtiges Buch geschrieben, das Impulse gibt und noch vieles zwischen den Zeilen enthält. Deshalb hat sie sehr viel mehr geleistet, als das Vermächtnis von Bucharin zu erfüllen. Er wurde 1988 rehabilitiert. Sie hat eine Anklage gegen die sowjetischen Vergangenheit verfaßt, deren Aktualität trotz aller Reformen noch heute sichtbar bleibt.

Bernd Rabehl

KLING-MATHEY, Christiane: **Gräfin Hatzfeldt. 1805 bis 1881. Eine Biographie.** — Bonn: Verlag J. H. W. Dietz Nachf. 1989. 336 S.

Das in Grau- und Schwarztönen gehaltene Porträt der ,,roten Gräfin", das zwischen die biographische Darstellung und die umfangreichen Literatur- und Quellennachweise eingeschoben ist, reflektiert die tragische Dramatik, die dieses Lebensschicksal prägt, und deutet in seiner Jugendlichkeit an, daß die ,,zumeist mißverstandene und verkannte Frau" (S.251) selbst mehr als ein Jahrhundert nach ihrem einsamen Tod nicht dem geschichtlichen Vergessen anheimgefallen ist. Das wiederum resultiert in erster Linie aus ihrer — oft spannungsgeladenen — Verbindung mit Ferdinand Lassalle, von der die Verfasserin (nicht nur in dem speziell thematisierten Kapitel IV: Höhen und Tiefen einer ungewöhnlichen Lebensgemeinschaft, S.69ff) ein differenziertes Bild entwirft. Es mag sein, daß dabei manches vom Leser Erwartete in den Hintergrund tritt, wie etwa im Umfeld von Lassalles Duell (Kap. VII, S.142ff). Dies erscheint uns legitim, zumal hierzu eine reichhaltige Literatur vorliegt und die Konturen auch in den gerafften Passagen deutlich werden. Der naheliegenden Gefahr, daß die ,,eigenständige Persönlichkeit Sophie von Hatzeldts verschwindet [. . .] hinter dem Titanen Lassalle" (S.228), ist die Autorin nicht erlegen. Resolut hat sie die Hauptperson in den Mittelpunkt ihres Buches und zugleich in ein übergreifendes, weitgefächertes Bezugsfeld gestellt. Vor allem in dieser Doppelfunktion liegen u.E. die beachtenswerte Leistung der Autorin und der spezifische Wert des Buches.
Christiane Kling-Mathey zeichnet ein überzeugendes Bild der markanten Persönlichkeit Sophie von Hatzfeldts und der Stationen ihres Lebens. Sie schöpft aus einem reichhaltigen Quellenfundus, insbesondere

aus dem Familienarchiv der Grafen Hatzfeldt (Schloß Schönstein) sowie den Beständen ADAV/Hatzfeldt im Archiv der sozialen Demokratie, Bonn, und dem Internationalen Institut für Sozialgeschichte, Amsterdam.

So unverwechselbar Sophie von Hatzfeldt als Einzelpersönlichkeit charakterisiert ist, erscheint sie zugleich als soziales Phänomen, nämlich als exemplarischer Fall, der die Rolle der Frau in der damaligen Gesellschaft kennzeichnet. Das betrifft zunächst die Hocharistokratie. Die erzwungene Verbindung der 17jährigen mit ihrem Vetter Edmund, mit der Majoratsstreitigkeiten zwischen der gräflichen und fürstlichen Linie derer von Hatzfeld geregelt werden sollten, ist ein erschütterndes ,,Beispiel feudaler Ehepraxis" (Kap.I, S.18ff), in der die Frau — hier besonders drastisch — nicht endenden demütigenden Schikanen ausgesetzt ist, die auch die rücksichtslose Entfremdung der Kinder einschließt. Ihr Aufbegehren führt sie zur Flucht ins Bäderleben und schließlich, nach 24jähriger Ehe, zum Scheidungsprozeß (S.35ff), den nur wenige ihrer Schicksalsgefährtinnen wagten. Dieser hochdramatische Prozeß, der sich über acht Jahre von 1846 bis 1854 hinzog, ist mehr als nur der Versuch, das unglückselige Familiendrama zu beenden; er ist zugleich — von Sophie von Hatzfeldt an der Seite Lassalles auch so aufgefaßt und geführt — Bestandteil des Kampfes ,,gegen die alte Gesellschaft und ihre Vorurteile, gegen Willkür und Rechtsmißbrauch" (S.52). Dieser politischen Standortbestimmung hat sich Sophie von Hatzfeldt mit bewundernswerter Entschlossenheit, wenngleich zeitlich in unterschiedlicher Intensität, gestellt. Sozial ausgegrenzt von ihrer Familie und der aristokratischen ,,Gesellschaft", aus deren Banden sie sich nie gänzlich zu lösen vermochte, so sehr sie deren Lebens- und Denkweise auch ablehnte, suchte sie im politischen Bereich Kompensation und Lebensinhalt. In Düsseldorf (Kap.III, S.51ff) wurde sie zu ,,den tätigsten und gefährlichsten Leitern der Umsturzpartei" (S.64) gezählt; sie knüpfte Verbindungen zur radikal-demokratischen Bewegung in Italien (Kap.V, S.93ff) — während der Italienreise 1861 begann das Liebes-,,Intermezzo" mit Oberst Wilhelm Rüstow (Kap.VI, S.105ff) — und engagierte sich an der Seite Lassalles für dessen Arbeiteragitation und den ADAV. Als fast 60jährige Frau entschied sie sich nach Lassalles Tod, dessen Werk fortzuführen. Über ihre Wirkungsrichtung gibt es — namentlich, aber nicht nur bezüglich ihrer Frontstellung gegen Marx — unterschiedliche Urteile. Dabei wird oft verkannt, daß es ein extremer Ausnahmefall war, daß sich eine Frau auf dem äußersten linken Flügel der politischen Bewegung derartig exponierte, wie es Sophie von Hatzfeldt tat.

Rund ein Viertel der Darstellung behandelt die sechs Jahre, in denen die ,,rote Gräfin" innerhalb der Arbeiterbewegung mit rastloser Leidenschaft wirkte. Hierzu ist viel neues Material beigebracht worden. Mit den Augen der Gräfin Hatzfeldt betrachtet, gewinnen die Problemfelder der Gesamtentwicklung der sozialistischen Arbeiterbewegung von 1864/65 bis 1869 spezifische Konturen. Personifiziert wird dies durch die Zusammenarbeit und die Zerwürfnisse u.a. mit Bernhard Becker (Kap.VIII, S.154ff), Johann Philipp Becker und die auf die Erste Internationale orientierte demokratische Opposition sowie Karl Wilhelm Toelcke und Johann Baptist v. Schweitzer (Kap.IX, S.169ff). Anstelle der meist üblichen bloßen Abwertung werden die Position und das Handeln der Gräfin dokumentiert und somit eine tiefgründigere Problematisierung erreicht. Ohne aus Raumgründen darauf näher eingehen zu können, möchten wir den Erkenntnisgewinn hervorheben, der darin besteht, daß die schier unentwirrbaren Auseinandersetzungen innerhalb des ADAV nach Lassalles Tod wesentlich durchschaubarer gemacht worden sind. Auf den im Juni 1867 mit der Gründung des Lassalleschen Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins (LADAV) unternommen ,,Versuch eines Alleingangs" (Kap.X, S.196ff) trifft dies m.E. weniger zu, dazu wird die zweijährige Existenz der Hatzfeldt-eigenen Schöpfung gar zu knapp resümiert. Aber selbst in diesem Verein mußte dessen eigentliche Lenkerin hauptsächlich über Mittelsmänner — den wohl allgemein unterschätzten Emil Försterling bzw. Fritz Mende — wirken; die Vereinsgesetze verboten ihr die Mitgliedschaft, geschweige denn eine offizielle Funktion.

Aber nicht nur das: Es zeigte sich, daß die Arbeiterbewegung selbst, obwohl sie zu neuen gesellschaftlichen Ufern strebte, noch in vielem dem Überkommen verhaftet war, und das betraf namentlich die Akzeptanz der Frau im politischen und Organisationsbereich. Das war ein Faktor — nicht der einzige! — dafür, daß Sophie von Hatzfeldts Engagement innerhalb der Arbeiterbewegung ,,mit ihrer nahezu völligen Isolierung und Ablehnung in den Reihen der Arbeiter" (S.242) endete. Die Verschmelzung des LADAV mit dem ADAV im Juni 1869 — ein neun Punkte umfassender Vereinbarungsentwurf in der Handschrift Mendes ist erhalten geblieben — stellte auch symbolisch einen Schlußpunkt dar.

Abschließend wird ,,Sophie von Hatzfeldt im Spiegel der Zeit und der Forschung" (Kap.XII, S.219ff) untersucht und ebenfalls problematisierend ihr ,,Leben als Paria" (Kap.XIII, S.232ff) resümiert. Im Alter von 75 Jahren verstarb Sophie von Hatzfeldt am 25. Januar 1881 in einem Wiesbadener Hotel.

Wolfgang Schröder

ZITELMANN, Rainer: **Hitler. Selbstverständnis eines Revolutionärs.** 2., überarb. und erg. Aufl. — Stuttgart: Klett-Cotta 1989. 603 S.

Hitler — ein Revolutionär? Der Titel von Rainer Zitelmanns Studie „Hitler — Selbstverständnis eines Revolutionärs" provoziert. War Hitler, der die revolutionären Kräfte der Linken und die marxistische Arbeiterbewegung niederschlug und verfolgte, und dem der Krieg gegen das Land der Oktoberrevolution von Beginn seiner politischen Tätigkeit an ein Hauptziel war, ein Revolutionär? Ein Konterrevolutionär im Sinne einer Gegenkraft gegen die Impulse der Revolution von 1918 war Hitler zweifellos und doch lag in seiner „Weltanschauung" und dem Versuch ihrer machtpolitischen Durchsetzung keine Restauration der Verhältnisse des wilhelminischen Regimes.

Rainer Zitelmann hat umfassend Quellen zur Entwicklung von Hitlers weltanschaulichen Positionen und politischen Auffassungen ausgewertet, um das Besondere seiner Ideologie zu erfassen.

Dabei kommt der Autor zu der plausibel und fundiert dargelegten Schlußfolgerung, daß Hitler im Kontext einer nationalistischen und rassistischen Konzeption insoweit revolutionäre Auffassungen vertrat, als er sein Ziel der Schaffung einer „Volksgemeinschaft" durch egalisierende und modernisierende Maßnahmen zu erreichen versuchte, die tiefgreifende sozialstrukturelle Umwälzungen intendierten. Hitler wollte die soziale Mobilität insbesondere von Kindern aus Arbeiter- und Bauernfamilien durch Bildungsförderung und die Schaffung von Eliteschulen heben. Nach 1933 durchgesetzte Bestimmungen des Jugendarbeitsschutzes, des Mutterschutzes und der Sozialversicherung waren ein Teil dieser Konzeption, die im Jahre der „Machtergreifung" ihren Ausdruck in Hitlers Parole fand: „Ehret die Arbeit und achtet den Arbeiter".

Zitelmann benennt die Problematik einer dogmatisch-marxistischen Geschichtsschreibung vor allem parteikommunistischer Provenienz, die Hitler als schlichten Agenten des Monopolkapitals darstellt. Diese Sichtweise verkennt grundlegend die subjektive Motivation Hitlers sowie die Veränderung des Sozialprestiges und damit des Lebensgefühls von Arbeitern, die der Nationalsozialismus in Deutschland nachhaltig bewirkte. Die Agententheorie, die Hitler lediglich eine Marionettenrolle im Auftrage des deutschen Finanzkapitals zuwies, war nicht in der Lage, die Tatsache zu erklären, daß Hitler in der deutschen Arbeiterklasse —, wie u.a. von Zitelmann zitierte Berichte der SOPADE registrierten — weit populärer war als in bürgerlichen Kreisen, aus denen heraus der Umsturzversuch des 20. Juli 1944 organisiert wurde.

Zitelmann zeigt, das der Hitlersche „Sozialismus" mit „Chancengleichheit" nur für Deutsche in einem rassistisch interpretierten Sinne galt und mit einer Ausgrenzung der Juden, Zigeuner und Angehörigen anderer Minderheiten verbunden war. Ein Arbeiteranteil an der Wählerschaft NSDAP von 30 bis 40 Prozent, den neuere Untersuchungen belegen, muß nach Zitelmanns Auffassung die verbreitete These relativieren, die Nazipartei habe sich nahezu ausschließlich auf die Mittelschichten gestützt. Rainer Zitelmann liefert mit seiner Arbeit über Hitler einen wichtigen Schlüssel für die Attraktivität und Massenwirksamkeit des Nationalsozialismus.

Ins Reich der Legenden verweist der Autor die in einigen Darstellungen anzutreffende Behauptung, Hitler habe eine antimodernistische Reagrarisierung als Ziel für Deutschland und Europa angestrebt. Zitelmann zeigt an Hand zahlreicher Äußerungen Hitlers, daß der Diktator ein entschiedener Fürsprecher technischer Modernisierung und ein Bewunderer des technischen Standes der USA war, weshalb der von ihm forcierte Bau des Volkswagenwerks ein logischer Teil seiner politischen Gesamtkonzeption und nicht nur ein pragmatisches Zugeständnis an Massenbedürfnisse war. Den „Lebensraum im Osten" sah Hitler nicht als Einstiegsgebiet in einen wirtschaftlichen Ausstieg aus der Industriegesellschaft, sondern als Rohstoffquelle für die expandierende Industrie.

Der Autor beweist, daß Hitler dem Mystizismus von Himmler, Rosenberg und Darré schroff ablehnend gegenüberstand. Auf der Kulturtagung des Reichsparteitages der NSDAP 1938 in Nürnberg warnte Hitler vor dem Treiben „mystisch veranlagter okkulter Jenseitsforscher", die „nicht Nationalsozialisten, sondern irgend etwas anderes" seien. Hitlers notorische Zögerlichkeit bei Entschlüssen und die seinem hysterischen Temperament entspringende kurzfristige, aber nicht nachtragende Äußerung von Aggressionen bei innerparteilichen Auseinandersetzungen dürften dazu beigetragen haben, daß die Vertreter des Kultischen und des Mystizismus in der NSDAP ihre Tätigkeit unter dem verbreiteten Irrglauben fortsetzen konnten, sie handelten in Übereinstimmung mit Hitler.

Hitlers Selbstverständnis als „Revolutionär" basierte auf seiner Ansicht, daß Minderheiten mit Zustimmung der Mehrheit des Volkes gewaltsam eine neue Weltanschauung durchsetzten und damit die Geschichte gestalteten. Auf Grund dieser Überzeugung bewunderte Hitler zwar nicht in öffentlichen Reden und Erklärungen, aber in internen Gesprächen mit anderen führenden Nationalsozialisten Stalin, den er als Herrscher eines nationalrussischen Imperiums sah und dessen antisemitische Tendenzen ihm

sympathisch waren. Der Kern der auf den ersten Blick überraschenden Affinität Hitlers zu Stalin war dessen Modernisierungsdiktatur, deren Konsequenz vor allem in der Vernichtung der alten Eliten ihm imponierte, obwohl er selbst in Deutschland vor solcher Rigorosität aus Sorge um die Stabilität des Staates zurückschreckte, was er angesichts des Scheiterns des ,,Dritten Reiches" schließlich 1945 in Gesprächen mit Martin Bormann ausdrücklich bedauerte. Mit seinem Respekt gegenüber Stalin und seinen Methoden wuchs Hitlers Verachtung gegenüber den von ihm als reaktionär betrachteten Bündnispartnern des NS-Regimes. Negativ äußerte sich Hitler im Februar 1945 in zusammenfassenden Betrachtungen über Franco-Spanien, das er als ,,Regime plutokratischer Ausbeuter am Gängelband der Pfaffen" charakterisierte.

Solche erstaunlichen und in der bisherigen Forschung nur wenig beachteten Äußerungen Hitlers veranlassen Rainer Zitelmann zu der These, es sei ,,wenig sinnvoll, Hitler im Rahmen des traditionellen links-rechts-Spektrums einzuordnen". Damit berücksichtigt der Autor in diesem Punkt zu wenig die bei Hitler dominanten nationalistischen und rassistischen Elemente, denen die egalitären untergeordnet sind, was nach wie vor eine Einordnung Hitlers auf der extremen Rechten sinnvoll macht. Als methodisch problematisch erweist sich die starke Gewichtung der Tischgespräche gegenüber öffentlichen Äußerungen. Angesichts von Zitelmanns Darstellung jedenfalls muß es verwundern, daß Hitler in der praktischen Politik seine Bündnispartner innen- wie außenpolitisch fast ausschließlich auf der Rechten fand.

Uwe Klußmann

KNOBLOCH, Heinz: **Meine liebste Mathilde. Geschichte — zum Berühren.** — Berlin/DDR: Buchverlag Der Morgen 1985 (1. Aufl.), 352 S., und 1988 (3. Aufl.), 360 S.

KNOBLOCH, Heinz: **,,Meine liebste Mathilde". Das unauffällige Leben der Mathilde Jacob.** 2., durchges. Aufl. — Berlin: Verlag Das Arsenal 1986. 238 S.

Mathilde Jacob, die im Hintergrund wirkende Sekretärin und Vertraute Rosa Luxemburgs und Paul Levis, hat einen würdigen Biographen gefunden. Daß Heinz Knoblochs Buch innerhalb weniger Jahre in der DDR drei, in Westberlin zwei Auflagen erlebt hat, zeigt das große Interesse an Mathilde Jacobs Person und spricht für die gelungene, ungewöhnliche Art der Geschichtsschreibung, die Heinz Knobloch betreibt.

,,Geschichte zum Berühren" nannte man das in der DDR vor dem 9. November 1989, und der Name besteht zurecht, wenn man an die herkömmliche Art der Geschichtsschreibung dort denkt, von der sich Heinz Knobloch durch seinen originellen und lebendigen Stil so angenehm abhebt. Er ist einer der ganz wenigen historischen Feuilletonisten in Deutschland, auch der Westen hat nichts Vergleichbares anzubieten.

Es ist Heinz Knobloch zu verdanken, daß das Leben der Mathilde Jacob aus dem Schatten ihrer berühmten Freunde heraus ans Licht kam, und es ist faszinierend zu beobachten, wie im Laufe der Jahre immer wieder neue Erkenntnisse über Mathildes Leben auftauchten und von Knobloch in die neuen Auflagen seines Buches eingearbeitet werden konnten. Unklar war zum Beispiel lange Zeit, wann und wie Mathilde Jacob, die im Juni 1942 nach Theresienstadt verschleppt worden war, gestorben ist. ,,Spuren eines jüdischen Lebens in Berlin 1873–1942" stand noch auf dem Deckel der zweiten, West-Berliner Auflage. Aber bereits in einer Nachbemerkung zur dritten DDR-Auflage konnte Knobloch das genaue Todesdatum, den 14. April 1943, bekanntgeben; er hatte es aus einem Brief aus Israel erfahren, der als Reaktion auf sein Buch geschrieben worden war (3. Auflage, Ost-Berlin, S.349). Weitere Informationen und Ergänzungen erreichten ihn aus Berlin (eine Anzeige Mathilde Jacobs aus dem ,,Jüdischen Führer durch Berlin" von 1933–34, 3. Auflage, Ost-Berlin, S.343ff), aus Paris (eine Photographie von Mathilde Jacob mit Verwandten, 3. Auflage, Ost-Berlin, S.345–347) und aus Stanford/Californien (ein Ausleihschein von Rosa Luxemburg, 3. Auflage, Ost-Berlin, S.344–345). Ich selbst konnte ihm 1988 ein aus Amerika stammendes Bündel von erschütternden Briefen zeigen, die Mathilde Jacob in ihren letzten Lebensjahren an Paul Levis Verwandte in den USA geschrieben hatte.

Leser und Leserinnen aus der ganzen Welt also steuerten ihr Wissen über Mathilde Jacob bei, und es war und ist wie ein Puzzlespiel, das Heinz Knobloch, vielleicht länger als ihm lieb ist, in Atem gehalten hat.

Eigentlich könnte dieses Buch immer weiter fortgeschrieben werden, und ich glaube, es würden sich auch für künftige neu durchgesehene Auflagen noch spannende Erkenntnisse finden lassen. Bei aller Besonderheit des Lebens von Mathilde Jacob handelt es sich ja tatsächlich um ein ganz ,,normales" jüdisches Schicksal in Deutschland; und es verwundert nicht, daß Freunde, Verwandte und Bekannte, wenn es sie überhaupt noch gibt, über die ganze Welt verstreut leben. Umso beeindruckender ist dieses

Zusammensuchen von versprengten Teilen, und es gehört zu den großen Stärken des Buches, wie der Autor seine Leser an der Spurensuche teilnehmen läßt. „Geschichts-Geschichte" nennt Knobloch seine Arbeit (West-Berliner Auflage, S.39), und mit einem historischen Stadtplan begibt er sich — gemeinsam mit seinen Lesern — auf einen Streifzug durch Berlins Straßen, Bauten und Zeiten. Auch wenn dabei seine Assoziationen oder der didaktische Ton manchmal etwas ermüdend wirken mögen, die Neugier auf das Leben der Mathilde Jacob verflüchtigt sich nicht. Das Buch ist oft genug spannend wie ein Krimi, gleichzeitig hervorragend illustriert (besonders die West-Berliner Ausgabe), und das Erfreuliche ist, daß es weitere Kreise anspricht, als nur eine kleine Historikerzunft. Besonders wichtig scheint mir der Teil des Buches zu sein, der Mathilde Jacobs Alltag im „Dritten Reich", mit all seinen Sorgen und Demütigungen schildert — bis hin zu ihrem Abtransport nach Theresienstadt. Zusammen mit dem Abdruck erschütternder Dokumente, die den Terror der Nazi-Bürokratie belegen, wie z.B. die seitenlange „Vermögenserklärung", die Mathilde Jacob abgeben mußte, bevor sie ins Konzentrationslager kam (West-Berliner Ausgabe, S.193–208), bildet dieses Kapitel wirklich Geschichte, die zum Greifen nahe ist. Heinz Knobloch schreibt:

„Nunmehr soll jeder, der dieses Buch liest, die Gelegenheit haben, Geschichte anzufassen. Weder Leseabstand noch Alter oder Jugend sollen ihn hindern, sich wenigstens nachträglich hineinzuversetzen. Wie wird ihm oder ihr zumute, wenn er wenigstens einen Teil dieser Vermögenserklärung ausfüllt, als ob. . ." (West-Berliner Ausgabe, S.192).

Heinz Knobloch hat nicht nur Mathilde Jacobs Leben einer breiten Öffentlichkeit bekannt gemacht; er hat gleichzeitig auch auf besonders eindringliche Weise das Schicksal einer Jüdin in Nazi-Deutschland beschrieben.

Wie erfolgreich sein Buch ist, zeigt auch die Tatsache, daß die Ost-Berliner Stadtbibliothek in der Konrad-Wolf-Straße jetzt „Mathilde-Jacob-Bibliothek" heißt.

Sibylle Quack

HIRSCHER, Gerhard: **Sozialdemokratische Verfassungspolitik und die Entstehung des Bonner Grundgesetzes. Eine biographietheoretische Untersuchung zur Bedeutung Walter Menzels** (= Politikwissenschaftliche Paperbacks, Bd. 15). — Bochum: Studienverlag Brockmeyer 1989. 262 S.

Der Kurztitel der Arbeit ist irreführend. Es handelt sich bei diesem Werk um zwei Studien, nämlich eine Grundlegung, die sich mit der Rolle der Biographie in der Geschichtswissenschaft auseinandersetzt, und um eine Würdigung des Lebens und Wirkens Walter Menzels unter besonderer Hervorhebung seiner Einflußnahme auf die Entstehung des Grundgesetzes.

Zum ersten Teil sei hier nur soviel angemerkt, daß er eine interessante Auseinandersetzung mit den insbesondere in der amerikanischen Wissenschaft dazu vertretenen Auffassungen bietet.

Der zweite Teil führt direkt ins Thema. Walter Menzel, Jahrgang 1901, Jurist und Nationalökonom, seit 1920 SPD-Mitglied, wurde 1931 jüngster preußischer Landrat. Nach den 12 Jahren Nazi-Herrschaft wirkte er von 1945 an aus Nordrhein-Westfalen heraus auf alle wesentlichen Entscheidungen in verfassungsrechtlicher Hinsicht sowohl von der administrativen als auch von der politischen Seite her ein. Auf dem SPD-Parteitag 1947 in Nürnberg trug er die Vorschläge des verfassungspolitischen Ausschusses der SPD vor und erwies sich dabei als gemäßigter Zentralist, der die geforderte Wirtschaftseinheit ohne eine politisch-staatliche nicht für denkbar hielt. Er warnte die Alliierten davor, die Forderung nach Sicherheit vor Deutschland mit der Frage des künftigen verfassungsmäßigen Aufbaues zu verknüpfen. Am Beispiel Hitlers machte er deutlich, daß es der Reaktion in der deutschen Geschichte immer gelungen sei, eine starke Stütze in einem ausgeprägten Föderalismus zu finden. Besondere Bedeutung für eine effektive Staatsorganisation maß er der Steuerhoheit und dem Inhalt des Finanzausgleichs zu; Finanz-, aber auch Lastenausgleich müßten der Reichsgewalt vorbehalten bleiben. Unbeschadet dessen, daß er dann für einige Zeit seine Arbeitskraft im wesentlichen der Mitwirkung an der Landesverfassung für Nordrhein-Westfalen widmete, hielt er an seinen Grundgedanken auch dort fest und forderte, daß die Verfassungsordnung den Erfordernissen einer später zu bildenden und von Länderrechten völlig unabhängigen Zentralgewalt unterzuordnen sei. Adenauer sah ihn frühzeitig als einen der Hauptgegner auf verfassungspolitischem, kommunalpolitischem und personalpolitischem Gebiet an und verlangte seine Neutralisierung, was aber nicht gelang, da Menzel weit über die Grenzen seiner Partei hinaus inzwischen Respekt und Anerkennung genoß.

Die SPD hatte neben seinen „Richtlinien zum Aufbau der Deutschen Republik" bis zum Juli 1948 keine weiteren Vorstellungen entwickelt. Mit dem folgenden Entwurf einer „westdeutschen Satzung" unterstrich Menzel die damalige Provisoriumskonzeption seiner Partei. Der Entwurf ignorierte die Verständigung der Militärgouverneure mit den Ministerpräsidenten wie auch die bis dato erzielten Ergebnisse

des Herrenchiemseer Verfassungskonvents. Das ließ sich nicht durchhalten. Ein zweiter Entwurf konzentrierte sich daher auf eine spezifisch *west*deutsche Verfassung. Auch hier spielte das Provisorium noch eine erhebliche Rolle. Die Hoheitsgemeinschaft der Länder wurde als Bund bezeichnet, Bundesorgane sollten die gesetzgebende Versammlung, das Direktorium und der Länderrat sein. Die später durchgehaltene Gliederung in Kompetenzen der ausschließlichen und konkurrierenden Gesetzgebung wurde bereits deutlich; besonderer Wert wurde auch hier wieder auf den klaren Vorrang zentraler Kompetenzen gelegt. Ein besonderes Terrain beschritt er mit seiner Abwehr der Forderung Bayerns, die Biersteuer als Sondersteuer zur alleinigen Nutzung zu erhalten. Der Streit darum wuchs sich zu historischer Bedeutung aus.

Menzel kämpfte energisch gegen den Fraktionsbeschluß, Bayern die Biersteuer zu überlassen. Er bat darum, sie als Verhandlungsmasse zu behalten, „weil ich . . . der Auffassung bin, daß die Bayern eher bereit sind, auf eine gleichberechtigte zweite Länderkammer zu verzichten und sich mit einem Vetorecht einverstanden erklären würden, wenn sie die Gesetzgebungshoheit bei der Biersteuer bekommen. Das wäre ein Kaufpreis, den wir vertreten könnten." Tatsächlich hat es über diesen Komplex zwischen ihm und dem bayerischen Ministerpräsidenten Ehard Ende Oktober 1948 einen Kompromiß gegeben, der zu einer schweren Krise in der Unionsfraktion des Parlamentarischen Rats führte.

Hirscher gelingt es gerade in diesen Partien des Buches, das Ringen um die Details der Ausgestaltung des Grundgesetzes in lebendiger Weise deutlich zu machen. Die Ausführungen belegen erneut, daß derjenige, der in sehr konkreter Weise und unter Einsatz seiner ganzen Persönlichkeit aufgrund von schriftlichen Ausarbeitungen das Geschehen zu beeinflussen vermag, auch in unserer heutigen, weitgehend durch Verwaltungen bestimmten Politik erheblichen Einfluß gewinnen kann. Nicht recht klar wird, warum Menzels Stern später gegenüber dem von Carlo Schmid so rasch verblaßte. Ein Beobachter wird damit zitiert, daß Menzel zu sehr ein Techniker der staatlichen Funktionsfähigkeit gewesen sei, ein Praktiker der sich allzu sehr der politischen Führung der Parteispitze unterordnete. Das könnte zutreffen, hat er doch in einem Schreiben an Schumacher betont, daß er niemals der reine Politiker werde, sondern die Umsetzung der politischen Ziele seiner Partei in die effektive Macht der Verwaltung sein eigentliches Ziel sei. Als er 1963 starb, wurden ihm 38 Schreibmaschinenzeilen im SPD-Pressedienst gewidmet.

Klaus Riebschläger

BARCKHAUSEN, Christiane: **Tina Modotti. Wahrheit und Legende einer umstrittenen Frau. Biografie.** — Berlin/DDR: Verlag Neues Leben 1989. 438 S. (auch unter dem Titel: **Auf den Spuren von Tina Modotti.** — Köln: Pahl-Rugenstein 1988. 447 S.)

Femme fatale, aufopferungsvolle Parteiarbeiterin, ‚Matahari der Komintern', feministisches Leitbild — das Spektrum der Legenden, die sich um das Gerüst aus spärlichen Fakten und vielen Zeugnissen über Schönheit und Ausstrahlung der italienischen Fotografin und Kommunistin Tina Modotti ranken, ist breit. Dem Desiderat einer gründlichen biographischen Recherche kommt Christiane Barckhausens Buch über weite Strecken nach. Ausgehend von der Fragestellung, was die 1930 aus Mexiko deportierte Modotti bewogen haben könnte, nach der Ankunft in Moskau ihre Künstlerlaufbahn zugunsten der Parteiarbeit aufzugeben, präsentiert die Autorin in Form einer literarischen Reportage das Ergebnis mehrjähriger Recherchen zwischen Mexiko, Havanna, Moskau und Westeuropa: eine vielfach dokumentarisch belegte biographische Rekonstruktion, deren Detailfülle alle bislang vorliegenden Ansätze hinter sich läßt. Nachgezeichnet werden die italienische Herkunft und die Jahre der Modotti in den USA, ihr künstlerischer und politischer Werdegang in Mexiko, ihre bis dato unbekannten Aktivitäten als Leitungsmitglied der Internationalen Roten Hilfe zwischen Moskau und den Brennpunkten der europäischen Zeitgeschichte ab 1930 und schließlich die letzten Jahre in Mexiko. Beachtlich sind manche Einzelbefunde: Daß die Modotti als Gefährtin des Kominternfunktionärs Vittorio Vidali in geheimdienstlichen Zusammenhängen für die Sowjetunion Stalins tätig war, ist oft vermutet worden — Barckhausen bestätigt es.

Allerdings ist die Studie weit davon entfernt, den im Untertitel formulierten Wahrheitsanspruch gegenüber der Legendenbildung tatsächlich einzulösen. Die Auseinandersetzung mit Zeitzeugnissen und den auf ihnen fußenden Legenden bleibt streng selektiv, ausgeblendet werden alle Hinweise antistalinistischer Zeitzeugen, die in der Modotti weniger eine Komplizin, denn ein Opfer stalinistischer Verwicklungen gesehen haben. Fortgestrickt wird somit die nach dem (umstrittenen) Herztod der 45jährigen Anfang 1942 in Mexiko unter Federführung von Vidali begründete stalinistische Legende.[1] Besonders

1 Vgl. Tina Modotti, México 1942 (Gedenkbroschüre).

deutlich wird das bei der Darstellung des politischen Schlüsselereignisses im Leben der Modotti: der kriminalistisch nie aufgeklärten Ermordung ihres Geliebten Julio Antonio Mella, des kubanischen Revolutionärs und Generalsekretärs der mexikanischen KP ad interim, der im Januar 1929 in Mexiko-Stadt an ihrer Seite erschossen wurde. Barckhausen stützt sich hier, ohne ihre Quellen offenzulegen, einseitig auf die kommunisitische Presseversion.[2] Daß die Modotti sich durch widersprüchliche Zeugenaussagen selbst belastete und der Komplizenschaft verdächtig machte, wird ebenso verschwiegen wie die Äußerungen mancher Zeitgenossen, die eine innerparteiliche Abrechnung vermuteten.
Hier führt die etwa zeitgleich veröffentlichte Studie des italienischen Journalisten Pino Cacucci[3] weiter, der seine Recherche auf die politisch umstrittenen Aspekte der Modotti-Biographie konzentriert hat. Was bei Barckhausen ausgegrenzt bleibt, wird hier in seiner Widersprüchlichkeit vorgestellt — ohne daß der Autor der Versuchung erlegen wäre, auf ungesicherter Basis Tatsachen zu behaupten. Cacuccis Buch ist somit eine unverzichtbare Begleitlektüre zu der Darstellung Barckhausens. Komplementär ist aufgrund mancher Einzelbefunde aber auch diese: In einem mexikanischen Archiv hat die Autorin die unveröffentlichte Variante eines Manifests über Fotografie von Tina Modotti aus dem Jahr 1928 gefunden, der ein Motto von Leo Trotzki vorangestellt ist. Mehr noch: Der Text, der auf dem bekannten Modotti-Foto „Julio Antonio Mellas Schreibmaschine" auf dem eingespannten Bogen zu erkennen ist, entstammt eben diesem Motto. Dieser nicht weiter kommentierte Befund verweist nicht nur auf die bei Cacucci untersuchte Anlehnung des kubanischen Revolutionärs an die sowjetische Linksopposition. Zwingend ist der Schluß, daß Tina Modotti unter dem Damoklesschwert einer ‚trotzkistischen' Künstlervergangenheit für Stalins Regime tätig gewesen ist. Daß sie die Fotografie aufgab und mit manchen kompromittierenden Bekanntschaften aus den mexikanischen Jahren brach — wen kann das noch wundern.

Fritz Pohle

2 Vgl. *El Machete* vom 19.1.1929, S.1.
3 Pino Cacucci, Tina Modotti. Ein brüchiges Leben in Zeiten absoluter Gewißheiten, Frankfurt/M. 1989.

Medizinische Deutungsmacht im sozialen Wandel des 19. und frühen 20. Jahrhunderts. Hrsg. von Alfons LABISCH und Reinhard SPREE. — Bonn: Psychiatrie-Verlag 1989. 239 S.

Der vorliegende Sammelband thematisiert das moderne Verhältnis von Medizin und Gesellschaft. Dabei herrscht die Überzeugung, daß bisherige Konzeptualisierungsversuche (z.B. Medizin als Instrument sozialer Disziplinierung; ‚Medikalisierung der Gesellschaft') häufig zu sehr absolut gesetzt wurden, was „die wechselseitige Bedingtheit und komplexe Verschränkung von Medizin und Gesellschaft [. . .] eher simplifiziert als angemessen erhellt" hat (S.7). Demgegenüber wird hier versucht, „die Soziogenese dieses Komplexes wechselseitiger Beziehungen" zu untersuchen, was in die Frage mündet, „welchen Beitrag die Medizin zum sozialen Wandel der deutschen Gesellschaft seit dem späten 18. Jahrhundert geleistet hat". Im 1. Teil des Bandes dominieren dabei Analysen, die die innermedizinischen Wandlungen im modernen Zeitalter und die Veränderung der gesellschaftlichen Rolle der Medizin thematisieren, während im 2. Teil die Frage vorherrscht, „ob, wie und wie weit die Medizin bzw. die Ärzte daran mitwirkten, spezifische soziale Rollen zu prägen, das entsprechende rollengerechte Verhalten zu kontrollieren sowie gesellschaftliche Randgruppen zu definieren und zu überwachen" (S.7.f.).
Alfons Labisch beginnt mit einem konzisen Abriß sich wandelnder ‚Gesundheitskonzepte im Prozeß der Zivilisation' von der Renaissance bis zur Hochindustrialisierung. Demnach werden Medizin und Ärzte zunehmend „offiziell bestallte Experten und Sachwalter der Körperlichkeit", während Individuum und Gesellschaft, „von ihrer Körperlichkeit entlastet", in gleichem Maße „aber auch die Kontrolle über ihre Leiblichkeit" verlieren (S.32). Paul Weindling untersucht die ‚Hygienepolitik im Deutschen Kaiserreich' insbesondere auf die sich damit abzeichnenden Wandlungen staatlicher Wohlfahrtspolitik. Claudia Huerkamp analysiert demgegenüber den ‚strukturellen Wandel der Arzt-Patient-Beziehung' im 19. Jahrhundert, der mittels eines neuen wissenschaftlich begründeten Autoritätsgefälles und der Etablierung einer gesonderten medizinsichen Umgangs-Kultur die Gewichte zugunsten des Arztes verschob. Gerd Göckenjan analysiert die ‚Wandlungen im Selbstbild des Arztes' zur selben Zeit, Reinhard Spree die soziale Funktion der Kurpfuscher-Bekämpfung, die „ein unwidersprochenes, nicht hinterfragtes Experte-Laien-Verhältnis" zwischen Arzt und Patient etablieren half (S.118). Dietrich von Engelhardt hinwiederum weist anhand der ‚Entwicklung der ärztlichen Ethik im 19. Jahrhundert' bei allen Leistungen „Gefahren eines positivistischen Welt- und Menschenbildes" auf (S.86).
In Teil 2 folgen Detailstudien zur gesellschaftlichen Rollendefinition *durch* die Medizin: zum neu entstehenden Berufsbild der Krankenpflegerin, zur medizinischen Definition des Weiblichen, des Kindes oder des Alters, aber auch von Randgruppen wie der Prostituierten. Dabei bietet der vorliegende Band durch

seinen breiten, undogmatischen Ansatz und die weitausgreifende thematische Differenzierung vielfältige Denkanstöße für eine weitere systematische Diskussion des Themas: ,,Die Zuordnung der Medizin zu sozialen Kontroll- und Disziplinierungsformen in ihrer zeitlichen Transformation" (S.13) und scheint dabei eine tragfähige Arbeitshypothese zu sein, die zumindest die externe Funktion der modernen Medizin erhellen helfen könnte.

Michael Schwartz

Selbstverwaltungsprinzip und Herrschaftsordnung. Bilanz und Perspektiven landschaftlicher Selbstverwaltung in Westfalen. Hrsg. von Karl TEPPE (= Veröffentlichungen des Provinzialinstituts für Westfälische Landes- und Volksforschung des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe, Bd. 25). — Münster/Westfalen: Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung 1987. VII, 304 S.

Diese Veröffentlichung geht über den thematischen Rahmen dieser Sammelrezension weit hinaus. Es handelt sich dabei um zwölf (für das Buch überarbeitete und zum Teil erweiterte) Vorträge, die auf der vom Landschaftsverband Westfalen-Lippe im November 1986 in Münster veranstalteten Tagung ,,100 Jahre westfälische Selbstverwaltung" gehalten worden sind. Sie können fundierte Einblicke in Geschichte und Gegenwart der kommunalen Selbstverwaltung in Westfalen vermitteln, und es ist den Autoren dabei fast durchgängig gelungen, gut lesbare Darstellung und wissenschaftlichen Diskurs miteinander zu verbinden.

Die Provinzialverbände wurden in den 70er Jahren des 19. Jahrhunderts in den zwölf preußischen Provinzen gegründet; nur in Nordrhein-Westfalen, das zwei dieser Provinzen umfaßt, bestehen sie mit den Landschaftsverbänden Rheinland und Westfalen-Lippe bis heute fort. Die Weimarer Zeit stellte auch politisch mit der Direktwahl der Provinziallandtage die Blütezeit der Verbände dar; die NS-Diktatur hat die provinzielle Selbstverwaltung dann vorübergehend zunichte gemacht. Nach dem Zweiten Weltkrieg gelang es den beiden NRW-Verbänden, eine Eingliederung in die staatliche Verwaltung des neuen Bundeslandes abzuwehren; im Mai 1953 erhielt die landschaftliche Selbstverwaltung dann eine neue gesetzliche Grundlage. Auch heute ist die Stellung der beiden Landschaftsverbände, nach weiteren Reformgesetzen, im Verfassungs- und Verwaltungsapparat Nordrhein-Westfalen unbestritten.

Die erwähnte Tagung wollte an die Inkraftsetzung der Provinzialordnung für die Provinz Westfalen am 1.8.1886 erinnern, mit der ein qualtitativ neuer Abschnitt in der westfälischen Selbstverwaltung begonnen hatte: Der Aufgabenkreis des Verbandes entwickelte sich fortan zu einem umfangreichen Dienstleistungssystem, vor allem in den Bereichen Straßenwesen, soziale Fürsorge und Gesundheit, Kommunalwirtschaft sowie Landes- und Kulturpflege. So konnte auch auf der Münsteraner Veranstaltung nicht die gesamte Bandbreite des Aufgabenspektrums der preußischen Provinzialverbände bzw. des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe behandelt werden; in vier Sektionen hatte man sich auf die Bereiche Verfassung, Gesundheit und Soziales, Kommunalwirtschaft sowie Kulturpflege und -politik konzentriert. Jede Sektion war dabei nach einem einheitlichen Strukturprinzip konzipiert: In einem ersten Beitrag wurde in vergleichender Perspektive die jeweilige Tätigkeit der preußischen Provinzialverbände dargestellt; der zweite Vortrag befaßte sich jeweils nur mit der westfälischen Entwicklung bis 1945; die Aktivitäten des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe waren dann immer Gegenstand des dritten Referats. Im vorliegenden Tagungsband runden dann schließlich noch knappe Einführungen und Zusammenfassungen der Diskussionen jede Sektion ab. Besonders die sich mit den Entwicklungen vor 1945 beschäftigenden Beiträge sind zudem mit einem umfangreichen wissenschaftlichen Apparat versehen. — Hier liegt also ein übersichtlicher, inhaltsreicher und informativer, wissenschaftlichen Ansprüchen genügender Band vor, der tatsächlich seinem Untertitel gerecht wird: Neben einer natürlich den Löwenanteil einnehmenden eindrucksvollen Bilanz der landschaftlichen Selbstverwaltung in Nordrhein-Westfalen kommen auch ihre — keineswegs ,,rosigen" — Perspektiven und Zukunftschancen nicht zu kurz.

Horst-Dieter Iske

KIESEWETTER, Hubert: **Industrielle Revolution in Deutschland 1815–1914** (= Edition Suhrkamp, Neue Historische Bibliothek, NF, Bd.539). — Frankfurt/M.: Suhrkamp 1989. 351 S.

Kiesewetter hat im Jahre 1988 ein auf bester Quellenkenntnis beruhendes ebenso gedanken- wie umfangreiches Buch über Sachsens Stellung im regionalen Industrialisierungsprozeß Deutschlands vorgelegt. Auf diesem Werk und mehreren Detailstudien des Verfassers seit 1985 beruht in erster Linie das hier anzuzeigende facettenreiche Taschenbuch. Auf 50 Seiten Einleitung über die 2. Hälfte des 18. Jahrhunders, die Wege zum Zollverein sowie die Zeit zwischen den Revolutionen von 1830 und 1848/49 folgen 8 Seiten über die erste Phase der allgemeinen Industrialisierung (die man in Deutschland immer

noch als eine solche des Take-off bezeichnet), fast ebenso viele über Gründerboom und Gründerkrise bis 1878 mit ein paar besonderen Abschnitten sogar über Strousberg. Hat er, einer von nicht wenigen Großgründern und -bankerotteuren seiner Art, die wirklich verdient?
Dann folgen 14 Seiten über die wichtige Zeit von 1837 bis 1896. Natürlich steht da die ,,Große Depression", die es trotz dauernder Bewunderung für Hans Rosenbergs Buch aus dem Jahre 1976 als solche nicht gegeben hat, sondern nur — man lese die jährlichen Geschäftsberichte der Aktienbanken sowie großer Industrieunternehmen in diesen Jahrzehnten — eine Zeit starker Schwankungen, nicht dauernder Depression. Dann folgt ein kurzes Kapitel über den ,,Aufstieg zur Weltmacht".
Wenn so auf etwa 100 Seiten die ,,Rahmenbedingungen und Grundzüge der Entwicklung" skizziert sind, folgen rund 200 Seiten über die ,,Ökonomischen Strukturwandlungen in den Sektoren 1815–1914" — in der Landwirtschaft (wo die wichtige Wald-, Forst- und Holzwirtschaft wie von jeher übergangen wird) sowie in den verschiedenen Industriebereichen, beim Bergbau, an den eigenartigerweise der ,,Aufstieg der chemischen Industrie zur Weltmacht" angehängt ist, beim Transport- und Nachrichtenwesen, wo der für den Verkehr selber und die Entwicklung der Straßenverkehrsmittel bis zum Automobil höchst einflußreiche Straßenbau gleichfalls wie immer übergangen wird, beim Handel, Geld- und Bankenwesen. Kiesewetter nennt das deutsche Bankenwesen bis 1850 auf zwei knappen Seiten ,,rückständig", weil es an Konzentration und Kapitalnachfrage gefehlt habe. Ich kann ihm da weder für Berlin noch für Hamburg und Köln folgen. Er behandelt gegen Ende des Bandes das Sparkassenwesen, läßt aber eigenartigerweise Raiffeisens und Schulze-Delitzschs Genossenschaften unbeachtet, die doch um 1900 bereits eine erhebliche Bedeutung für die mittelständische und kleine Land-, Handwerks- und Industriewirtschaft gehabt haben. Schließlich skizziert er die gegenwärtig viel beachtete Frage, ob Deutschland aus ,,Regionen" bestanden habe oder eine ,,Nation" gewesen sei. War nicht vielleicht 1910 bzw. 1870 und 1914 beides der Fall? Der letzte Satz des Textes: Es erwachse uns aus der Entwicklung der kapitalistischen Wirtschaft und Gesellschaft ,,eine dauernde Verpflichtung, denjenigen nach Kräften zu helfen, die dem unverschuldeten Teufelkreis von Armut und Unterentwicklung zu entrinnen bestrebt sind."
Der Band enthält zwei sehr nützliche Tabellen zu Wirtschaft und Gesellschaft, einige hundert zum Teil sehr inhaltsreiche Anmerkungen, in denen gelegentlich die extremen und nicht immer haltbaren Grundauffassungen einiger Autoren hervorgehoben werden, sowie eine zeitlich und wissenschaftlich-politisch ausgewogene Auswahlbibliographie.

Wilhelm Treue

MACHT, Rudolf: **Aufbruch. Geschichte der Hofer Arbeiterbewegung.** Bd. I: (1800–1890). — Hof: Selbstverlag (R. Macht, Admiral-Scheer-Str. 17, 8670 Hof/Saale) 1989. 432 S.

Rudolf Macht leistete mit seiner 432seitigen Arbeit einen umfangreichen Beitrag zum Thema. Seine Leistung als Autor liegt im zeitraubenden Auswerten lokaler Zeitungen zur Situation der Arbeiter und der Arbeiterbewegung über einen Zeitraum von mehr als 50 Jahren. Eine Dokumentation dieser Auswertung wäre dem vorliegenden Ganzen vorzuziehen. Die Überfrachtung des Buches mit ideologischem und nicht zum Thema gehörendem Ballast macht es dem Benutzer, der Vergleiche mit anderen örtlichen Arbeiterbewegungen anstellen will, schwer, sich zu diesem nützlichen und verdienstvollen Kern durchzufinden. Der durchgehend unsachliche, polemische Ton verleidet die Lektüre.
Der Autor legt sich in seinen Vorbemerkungen auf die angeblich einzig wissenschaftliche Geschichtsschreibung im Sinne des ,,Historischen Materialismus" fest. Er behauptet, der gesetzmäßige Ablauf der Geschichte, als eine Abfolge notwendiger Klassenkämpfe, sei tausendfach (!) bewiesen und will dies anhand der Geschichte der Hofer Arbeiterbewegung noch einmal beweisen. Die Geschichtssicht des Autors wird ausschließlich von kommunistischen Geschichtsschreibern eingenommen, die aber unabhängige, ernstzunehmende Historiker als dogmatisch und wissenschaftlich unhaltbar ablehnen. Das drückt sich beispielsweise schon in der Auswahl seiner Grundlagenliteratur aus. So stützt er sich auf die SED-parteioffizielle ,,Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung in 8 Bänden", während er die räumlich und zeitlich doch viel näher liegende ,,Bayerische Sozialdemokratie 1864–1914" Heinrich Hirschfelders (1979), überhaupt nicht berücksichtigt.
Die Nichterwähnung einer derart gewichtigen Arbeit läßt erhebliche Zweifel an der Objektivität oder an den Kenntnissen des Autors aufkommen. Übersehen oder nicht ausgeschöpft hat Macht die Quellen im Archivbestand der damaligen Kreisregierung und andere Quellen sowie vorhandene einschlägige Literatur.

Dieses unwissenschaftliche Vorgehen zeigt sich auch im Weglassen der Belege und Quellen seiner drastischen Aussagen (z.B. S.17). Völlig unhaltbar ist die Periodisierung 1800–1890. Von Arbeiterbewegung kann in Hof von 1800 an noch viele Jahrzehnte nicht die Rede sein. Aktivitäten und Organisationsversuche der arbeitenden Bevölkerung Hofs sind erst Ende der 50er Jahre des 19. Jahrhunderts zu erkennen, wobei der Autor selbst vermutet, daß die ,,Dreißiger" von 1860 der erste Arbeiterverein von Hof sein dürften.
Einige der weiteren Fehlleistungen des Autors: Der Widerspruch, daß Anfang des 19. Jahrhunderts die angehende Bourgeoisie in Hof immer reicher geworden sei (S.17), während andererseits 1810 größere Hofer Unternehmen ihren Betrieb wegen Zahlungsschwierigkeiten einstellen müssen (S.19). Bayerns ,,ausgeprägter Konservatismus" (S.19, Abs.4) wird gegenüber dem moderner vorgestellten Preußen herausgestellt. In vieler Beziehung (z.B. Verfassung) war Bayern aber fortschrittlicher als Preußen.
Die allgemeine Geschichtsbeschreibung (S.21ff) ist ohne Hofer Bezug. Die Schlußfolgerung (S.41, Abs.2 und 3) ist falsch, da die Verordnung bayernweit erschien. Streng genommen, lassen sich erst gegen Ende der 60er Jahre (Consumverein) Indizien für das Vorhandensein einer Arbeiterbewegung in Hof aufspüren. Die Situation der Arbeiter bis zum Einsetzen einer Arbeiterbewegung zu schildern ist zwar anabdingbar, dürfte aber keine 110 oder gar 130 Seiten beanspruchen. Vor allem hätte sich der Autor mit dem eigentlichen Befund auseinandersetzen müssen, daß die Arbeiterbewegung im verhältnismäßig stark industrialisierten Hof derart lange auf sich warten ließ, während sie sich an anderen, praktisch überhaupt nicht industrialisierten Orten, wie z.B. im niederbayerischen Landshut, bereits 1848 ausmachen läßt.
Ist es nur ein Versehen (S.47), wenn für 1846 Max Joseph als bayerischer König angesetzt wird? Wieso sollten Ideen von Marx und Engels verunglimpft und verleumdet worden sein, wenn sich Hofer Zeitungen im März 1848 massiv gegen den Kommunismus wenden (S.57f.)? Marx und Engels waren damals nur einem verschwindend kleinen Teil der Deutschen überhaupt dem Namen nach bekannt. Bebel nimmt nicht am ADAV teil (auch Liebknecht nicht [?]); ,,sie hatten andere Vorstellungen vom Weg zum Sozialismus" ist falsch (S.116). Auf Seite 117 muß es VDAV, nicht VDA heißen. Was ist von einer Erklärung von ,,Pygmäen" als ,,dunkelhäutiger Zwergstamm in Australien" zu halten (S.225)?, oder dem primitiven Rechenfehler, wenn z.B. auf Seite 219 die 2249 von 3291 Wahlberechtigten als mit ,,etwas mehr als ein Drittel" beziffert werden?
Fazit: Ein wünschenswertes Vorhaben, das einen bedeutenden Mosaikstein im Gesamtbild der bayerischen Arbeiterbewegung hätte darstellen können, ist an der Unzulänglichkeit des Autors weitgehend gescheitert. Das Ergebnis ist nur bedingt brauchbar.

Andreas Schlittmeier

FRENZ, Wilhelm und Heidrun SCHMIDT:**Wir schreiten Seit an Seit. Geschichte der Sozialdemokratie in Nordhessen.** — Marburg: SP-Verlag 1989. 270 S.

Eine wichtige Forschungslücke in der Geschichte der hessischen Arbeiterbewegung schließt die vorliegende Arbeit zweier Kasseler Historiker, die mit finanzieller Förderung des SPD-Bezirks Hessen-Nord und anderer sozialdemokratischer Gremien veröffentlicht wurde. Sie beschreibt die Geschichte der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung von 1867 — dem Gründungsdatu des Kasseler Komitees des ADAV — bis in die fünfziger Jahre unseres Jahrhunderts. ,,Eisenacher" spielten bei der Begründung der nordhessischen Arbeiterbewegung keine Rolle, so daß sich der lassalleanische, reformistische Traditionsstrang von ihren Anfängen durch das ganze Kaiserreich und die Weimarer Republik bis in die heutige Zeit als dominierende Strömung nacgweisen läßt.
Auf einer breiten Quellengrundlage, die von den Polizeiakten des Kaiserreichs bis zum Ende des NS-Staates, Aktenresten der Sozialdemokratie (bis 1933) über die regionale bürgerliche und sozialdemokratische Presse bis zur vielfältigen lokalen Jubiläumsliteratur das verfügbare Material weitgehend erfaßt, beschreibt Wilhelm Frenz im ersten Teil des Buches die Parteigeschichte bis 1945. Ihm gelingt dabei eine enge Verkettung mit der Geschichte der regionalen Gewerkschaftsbewegung und Vorfeldorganisationen (AWO, SAJ u.a.). Regionalgeschichtliche Entwicklungen werden anhand der aktuellen Forschungslage mit der sozialdemokratischen Parteigeschichte verknüpft, politische Wechselbeziehungen anschaulich verdeutlicht.
In dem durchgehend gut lesbaren Werk weist Frenz die Dominanz dezidiert reformistischer Positionen in der gesamten nordhessischen Parteigeschichte nach, die bis 1933 von Führungspersönlichkeiten wie Phillipp Scheidemann (u.a. 1920-1925 Oberbürgermeister seiner Heimatstadt Kassel) und dem langjährigen Bezirksvorsitzenden Georg Thöne repräsentiert wurde.

Frenz zeigt den verspäteten Durchbruch der nordhessischen SPD in dem (mit Ausnahme Kassels und seinem Umland) agrarisch-kleingewerblichen und protestantischen Sozialmilieu Nordhessens auf, der erst 1912 mit der Wahl zweier Reichstagsabgeordneter gelang. Wohl wies Nordhessen — was Frenz detailliert nachweist — in der gesamten Weimarer Republik überdurchschnittliche SPD-Ergebnisse auf, doch begünstigte diese Sozialstruktur — die Frenz leider nicht näher untersucht — auch den Aufstieg der NSDAP ab 1930. Selbst die Novemberrevolution 1918 und die Gründung der Arbeiter- und Soldatenräte wurde von der Mehrheits-SPD dominiert und in ,,staatstragende" Bahnen kanalisiert. Der linke Flügel der USPD und die KPD blieben seit 1919 auch in der Arbeiterschaft gegenüber der MSPD in der Minderheit. Dennoch gelang der MSPD in der Weimarer Republik nur phasenweise der Aufstieg zur dominierenden politischen Milieupartei (so bei den Reichstagswahlen 1919 und 1928 und bei den Kommunalwahlen 1919 und 1929), der erst der SPD der fünfziger Jahre unter Führung des ,,Kasseler" Ministerpräsidenten und Landesvorsitzenden Georg August Zinn vorbehalten blieb. In ihrem Außenverhältnis zur Reichspartei konnte Frenz für die SPD Nordhessens das Fehlen wesentlicher Richtungskonflikte nachweisen. Beeindruckend sind die detaillierten Auszüge aus der zeitgenössischen Parteipresse über die Praxis sozialdemokratischer Wahlagitation.
Bedauerlicherweise fällt der zweite Teil des Buches von Heidrun Schmidt über die nordhessische Nachkriegs-SPD qualitativ hinter den ersten Teil zurück. Zwar enthält dieser Abschnitt anschauliche und entlegene Dokumente über die Sozialstruktur, Parteiarbeit und Kommunalpolitik im nördlichen Parteibezirk Hessens, jedoch keine systematische Darstellung der regionalen Parteigeschichte, die ab 1946 untrennbar mit der Landespolitik verknüpft ist. Die Aufarbeitung der nordhessischen Parteigeschichte in der Ära Zinn (1950–1969 Ministerpräsident) mit ihrer erfolgreichen Struktur- und Entwicklungspolitik, die erst den Durchbruch der SPD als Milieupartei Nordhessens ermöglichte (Stichwort: Großer Hessenplan), bleibt ebenso wie die Geschichte der südhessischen SPD bis 1945 ein Desiderat.

Christopher Kopper

HALMEN, Rainer M.: **Staatstreue und Interessenvertretung. Studien zur Soziologie und Sozialgeschichte des deutschen Beamtentums und der Beamtenverbandsbewegung bis zur Novemberrevolution.** — Hamburg: Verlag Kovač 1988. 416 S.

Diese aus einer soziologischen Dissertation der FU Berlin hervorgegangene Studie thematisiert einen von der empirischen Forschung immer noch vernachlässigten Berufsstand, der, wie Otto Hintze bereits 1911 feststellte, ,,vom Reichskanzler bis zum Briefträger reicht". In ihrem Mittelpunkt steht die Frage nach den sozialen Formkräften, die die Beamtenbewegung als ,,Massenbewegung spezifischer sozialer Interessen" prägten (S.1 und S.7). Politische Treuepflicht auf der einen und kollektive gewerkschaftliche Interessenwahrnehmung auf der anderen Seite markieren für Halmen noch heute das spezifische Dilemma des Beamtentums (S.3).
Der Autor stellt im ersten Kapitel ,,Überlegungen zur soziologischen Analyse der Staatsbeschäftigten" an (S.12ff), da Beamte keine homogene Schicht darstellen sondern horizontal in Beschäftigte der ,,klassischen Hoheitsverwaltung" und in solche der ,,modernen Betriebsverwaltungen" sowie vertikal in verschiedene Laufbahngruppen gespalten sind. Die Untersuchung der Beamtenverbandsbewegung soll klären, ,,inwiefern sich die Differenz soziologischer Bestimmungen in Interessen- und Handlungsdifferenzen übersetzt" (S.29). Nach einem kurzen historischen Abriß im zweiten Kapitel (S.30ff) skizziert Halmen im dritten Kapitel (S.39ff) unter Erläuterung der statistischen Probleme (S.53ff) die Entstehung eines ,,neuen Beamtentums" mit der Ausdehnung und Differenzierung der Aufgaben der staatlichen Verwaltung im Zuge der Industrialisierung besonders nach 1870/71. Im vierten Kapitel (S.61ff) beschreibt er vor allem die verwirrende Vielfalt der rechtlichen Grundlagen des Beamtenverhältnisses im Kaiserreich, die verschiedenen Facetten der Rechtsverweigerung und -einschränkungen für Staatsbedienstete sowie ihre Hierarchisierung, Privilegierung und Disziplinierung. Das fünfte Kapitel (S.102ff) widmet sich der sozialen Lage der Beamten, besonders der Entwicklung der Beamtenbesoldung, den Anstellungsverhältnissen (S.136ff). Arbeitszeitregelungen (S.146 ff) und den Sozialleistungen für Beamte (S.150ff). Bilanziert wird (S.160ff) einerseits eine Tendenz zur Durchsetzung ,,normaler" Lohnarbeitsverhältnisse, eine tendenzielle Einebnung von besonderen Arbeitsbedingungen in der öffentlichen Verwaltung und die Durchsetzung kapitalistischer Arbeitsökonomie in den Staatsdiensten und andererseits eine nach Geschlecht, Ranghöhe und anstellender Behörde differenzierte relative Privilegierung gegenüber den Beschäftigten im nichtöffentlichen Sektor.
Nach einigen klärenden Bemerkungen zum Gewerkschaftsbegriff (S.165ff) wendet sich Halmen im zweiten Teil seines Buches der Entwicklung der Beamtenverbandsbewegung zu, zu deren historischen

und politischen Bezugspunkt er (S.171) die Arbeiterbewegung erklärt. Er skizziert den 1892 gegründeten ,,Verband deutscher Beamtenvereine" (S.176ff), die seit den 1890er Jahren gegründeten Fachverbände, besonders bei Post und Justiz (S.188ff), und die Bewegung der Kommunalbeamten (S.239ff), ehe er die Zentralisierungstendenzen in der Beamtenbewegung bis zum Ersten Weltkrieg nachzeichnet (S.252ff) und den 1909 gegründeten ,,Bund der Festbesoldeten" als ,,Avantgarde der Vorkriegszeit" darstellt (S.282ff). Am Thema Besoldungsreform und Reichstagswahlen 1912 zeigt er die politische Trennung der Beamtenschaft in zwei deutlich getrennte Lager: wirtschaftliche Selbsthilfe- auf der einen und gewerkschaftliche Interessenorganisationen auf der anderen Seite (S.304ff), die Zuspitzung des Loyalitätskonflikts und der verstärkten Zentralisierungstendenzen während Weltkrieg und Revolution (S.324ff). Halmen betont, daß die Beamtenbewegung nach der Revolution nicht nur eine legitime Politik der Besitzstandswahrung betrieb, sondern ihre ursprüngliche Absicht der sozialen Absicherung zu einem ,,ordnungspolitischen Programm" ausbaute und zu diesem Zweck im Dezember 1918 den Deutschen Beamtenbund (DBB) als ,,schlagkräftige Massenorganisation" aus der Taufe hob (S.359). ,,Ein eher bürokratischer und polizeilicher Ordnungsbegriff" habe Beamtenschaft und Rat der Volksbeauftragten als oberstes Ziel gegolten und gegen die Reformimpulse der Rätebewegung geeint (S.364). Im Konzept der Mehrheitssozialdemokratie vom ,,sozialen Volksstaat" seien ,,gemeinwohlorientierter Beamtenstaat" und ,,staatlich gelenkte und bürokratische Staatszwangswirtschaft" verschmolzen (S.367).

Halmens Fazit lautet, daß die verfassungsrechtliche Verankerung der besonderen Rolle des Berufsbeamtentums die traditionelle Beamtenideologie auf der rechtlichen und ordnungspolitischen Ebene zementiert habe, während Vermassung, Nivellierung und Dequalifizierung die ,,Beamten(lohn)arbeit" ständig weiter entprivilegierte. Halmens Betonung der ,,sozialen Formkräfte" focussiert seine Studie erneut auf eine relativ globale und notwendig abstrakte Perspektive ,,der" Beamten und (immerhin einiger) Beamtinnen, während differenzierende empirische Einzelstudien trotz vielfältigen Quellenmaterials leider weiter ausstehen.

Ursula D. Nienhaus

MEURER, Bärbel: **Bürgerliche Kultur und Sozialdemokratie. Eine politische Ideengeschichte der deutschen Sozialdemokratie von den Anfängen bis 1875** (= Soziologische Schriften, Bd.50). — Berlin: Duncker und Humblot 1988. 293 S.

Die hier vorzustellende ,,Ideengeschichte" der frühen deutschen Sozialdemokratie ist eine Osnabrücker soziologische Habilitations-Schrift aus dem Jahr 1984, deren mit vierjährigem Abstand erfolgter Druck, so die Meinung des Rezensenten aus dem Lager der Historiker, durchaus hätte unterbleiben können. Nach einer Einleitung (S.7–15), die in einem vehementen Plädoyer für eine historische Soziologie und in Abgrenzung von der zeitgenössischen, als distanziert-systemimmanent verfahrend beschriebenen Soziologie den Ort für die eigene, geistesgeschichtlich orientierte, engagiert gesellschaftliche Entwicklungsprozesse begleitende Untersuchung absteckt, folgt im 1. Kapitel (S.16–105), genannt ,,Ursprünge des Liberalismus und des Sozialismus in Deutschland", ein überwiegend sekundär erarbeiteter, handbuchartig kompilierter Abriß ‚bürgerlichen' Denkens (Luther, Müntzer, Kant, Fichte, Hegel), ergänzt durch allgemeinhistorische und sozialgeschichtliche Informationen. Die Anfänge der elementaren Arbeiterbewegung (Vormärz und Arbeiterverbrüderung) werden auf 15 Seiten behandelt. Das 2. Kapitel (S.106–274) ist der ,,Entstehung der Deutschen Sozialdemokratie" gewidmet, wobei wiederum vorab ausführlich (S.116–142) die Vorstellungswelt bürgerlicher Denker und Strömungen vorgestellt wird (Baumgarten, Historismus, Darwinismus, sozialer Liberalismus, Rodbertus, F.A. Lange, der junge Mehring und der Kathedersozialismus), um dann endgültig die Entwicklung der SPD in zwei Etappen (1860–70, 1870–75) ideengeschichtlich nachzuzeichnen, wobei wiederum die Form einer enzyklopädischen Überblicksdarstellung gewählt wird, indem die theoretischen Konzeptionen einzelner sozialdemokratischer Organisationen einschließlich der IAA deskriptiv vorgestellt werden.

Meurer schafft dies ohne die Auswertung *empirischer*, d.h. vor allem quellengesättigter sozial- und organisationsgeschichtlicher Studien zu den Themen Liberalismus, liberaler Parlamentarismus, Parteien und Arbeiterbewegung, wobei sich im Literaturverzeichnis überhaupt keine der zahlreichen Untersuchungen zur regionalen Arbeiterbewegung finden, d.h. also ohne den realen historischen Kontext, die ‚Bewegung' und damit die eigentliche Trägerschaft in den Blick zu nehmen. Aufgrund dieser Ignoranz gegenüber fast der gesamten jüngeren Literatur zu zentralen Problemen und Etappen der frühen deutschen Arbeiterbewegung folgt die Autorin in ihrer sparsam annotierten Arbeit in weiten Passagen den Klassikern B. Becker (z.B. S.158ff), A. Bebel (z.B. S.147ff, S. 196ff), F. Mehring. Es bleibt dem Rezensenten schleierhaft, wie so für die 60/70er Jahre das Versprechen eingelöst werden soll, ,,die sich

aus der konkreten Situation und aus den politischen Erfahrungen entwickelnden Vorstellungen aufzufinden und zu analysieren" (S.14f.), wie man auf diesen ‚Grundlagen' sachgerecht über den marxistischen Eklektizismus der Arbeiterschaft (S.217, S.270) oder darüber spekulieren kann, ob die Mitglieder der SDAP wirklich Lassalleaner waren (S.261f.). Diese Ignoranz ist mehr als ärgerlich, weil so zentrale Passagen zur elementaren und organisierten Arbeiterbewegung nicht dem Forschungsstand entsprechen und auch diesbezügliche ideengeschichtlich relevante Fragestellungen nicht aufgegriffen werden (vgl. auch das Urteil zur bürgerlichen Literatur S.137 in Unkenntnis der Arbeit von Bernd Peschken und Claus-Dieter Krohn (Hrsg.): Der liberale Roman und der preußische Verfassungskonflikt, Stuttgart 1976).

Die Autorin vermag all dies auch ohne die Anstrengung des Begriffs, d.h. einer Auseinandersetzung mit den Termini bürgerlich, sozialdemokratisch, liberal, demokratisch etc., ohne eine Begründung der Auswahl der bürgerlichen Ahnengalerie (Personen, Werke, Strömungen, vgl. die salvatorische Klausel S.15), ohne eine Diskussion der im Titel angesprochenen Bereiche bürgerliche Kultur und Arbeiterbewegung in ihrem wechselseitigen Verhältnis trotz der Zusage: ,,Das Schwergewicht der Untersuchung liegt in der Darstellung der Einflüsse und Beziehungen zwischen bürgerlicher Kultur einerseits und Sozialdemokratie andererseits" (S.11). Auch hätte man gern näher erfahren, worin denn eigentlich die spätere Verbürgerlichung der Sozialdemokratie inhaltlich bestand.

Offensichtlich (miß-)versteht die Autorin unter historischem Arbeiten (= ,,historischer Ansatz"), das sie ja in betonter Abgrenzung zur gegenwärtigen (?) Soziologie auf ihre Fahnen geschrieben hat, die Bearbeitung historischer *Themen*, aber keineswegs ein die geschichtlichen Gegenstandsbereiche und Abläufe zumindest auf der Basis der vorliegenden Literatur analysierendes Verfahren (siehe S.10). Damit soll keineswegs gegen die Gattung der Ideengeschichte polemisiert werden, doch sollte man genauer unterscheiden zwischen:

1. einer Darstellung bzw. Analyse der Vorstellungswelt und politischen Konzeptionen von traditionell als solche gehandelten führenden Sozialdemokraten;
2. der Analyse ihrer Rezeptions- und Wirkungsgeschichte innerhalb der elementaren (sozialdemokratischen) Arbeiterbewegung;
3. einer Analyse der allgemeinen Theoriebildung (Lernprozesse) innerhalb der Bewegung(en) selbst bei genauer Berücksichtigung der Problematik des quellenmäßigen Zugangs bzw. der Ebenen, auf denen diese greifbar ist (z.B. Zeitungen, archivalische Zeugnisse usw.).

Eine Ideengeschichte *der* Sozialdemokratie im letzteren Sinne als Versuch der Aufschlüsselung der Vorstellungswelt, wie sie in der Mitgliederschaft und unter den Anhängern real existierte, also eine Geschichte des sogen. sozialdemokratischen Bewußtseins, scheint vordringlicher denn je.

Meurer formuliert offensichtlich von einer materialistisch-marxistischen Position aus, ohne jedoch — über einfließende Wertungen hinaus — dezidiert Stellung zu beziehen. Die Schlußbemerkung des Bandes offenbart ihre eigentliche Intention: Durch eine Besinnung auf ideologische Traditionselemente wird die SPD der sozialistischen Linken als einzig mögliche Heimat für eine politische Wirksamkeit angeboten, gleichzeitig aber auch die Partei, durchaus als Erbin der fortschrittlichen bürgerlichen Tradition dargestellt, sanft an ihre ‚eigentliche' (marxistische) Tradition erinnert.

Toni Offermann

München — Musenstadt mit Hinterhöfen. Die Prinzregentenzeit 1886 — 1912. Hrsg. von Friedrich PRINZ und Marita KRAUSS (= München um 1900, ein gemeinsames Forschungs- und Ausstellungsunternehmen). — München: Verlag C. H. Beck 1988. 429 S.

,,München" ist historisch ,,in" — und zwar nicht nur als ,,leuchtende" Erinnerung in verklärenden Biographien oder als schön anzusehendes Ausstellungsobjekt in Museen und Galerien, sondern auch — und das ist erfreulich — als Objekt der Geschichtswissenschaft. Das beweist auch das von Marita Krauss und Friedrich Prinz herausgegebene ,,München-Buch", das als wissenschaftliche ,,Ergänzung" zur Ausstellung: ,,Die Prinzregentenzeit", die 1988/89 im Münchner Stadtmuseum veranstaltet wurde, und zu diversen Fotobänden des Münchner Stadtarchivs erschien.

Ziel des verdienstvollen, sorgfältig redigierten, mit ausführlicher, nahezu erschöpfender Bibliographie und einem instruktiven Glossar versehenen Sammelbandes ist es, die Legende von München als einer reinen ,,Kunststadt" zu erschüttern und das ,,zweite" Gesicht der Stadt herauszuarbeiten: das einer Großstadt auf dem Weg ins Industriezeitalter, einer Arbeiter- und Industriestadt.

Die Themen des Bandes kreisen entsprechend dieser Zielsetzung vor allem um gesellschaftliche und soziale Aspekte. Neben der obligatorischen Beschäftigung mit Kunst, Kunsthandel und Wissenschaft

werden die verschiedenen politischen Positionen, die Probleme von Bauen und Wohnen, von Randgruppen, sowie von Industrie und Technik mit ihren Folgen für die Stadt und ihre Bevölkerung ausführlich gewürdigt. Die Vielfalt der behandelten Themen und die Anzahl der Mitarbeiter — fast fünfzig — verschärfen allerdings die Schwierigkeiten, denen sich jeder Sammelband gegenüber sieht, nämlich eine stringente Argumentation durchzuhalten und eine qualitative Gleichwertigkeit der Beiträge zu gewährleisten.

Den Herausgebern gelingt es nicht immer, diese Probleme zu meistern. Eine analytisch schärfer zupackende Einleitung hätte sicherlich einzelne Autoren gezwungen, sich intensiver an gemeinsame, übergreifende Fragestellungen zu halten. So bietet der Band z.T. das Bild von zwar im einzelnen interessanten, oft aber nur aneinandergereihten Kurzbeiträgen. Erfreulich ist es allerdings, daß die Herausgeber einer Reihe von jüngeren Autoren die Möglichkeit gegeben haben, ihre noch ,,frischen" Arbeitsergebnisse einer größeren Öffentlichkeit vorzustellen.

Dementsprechend ist der Erkenntnisgewinn, den dieser Band vermittelt, im einzelnen bedeutend. Die Beiträge von Härtle über ,,Münchens ‚verdrängte' Industrie" (S.164–174), von Döbereiner über die ,,Industrielle Arbeitswelt in München um 1900" (S.175–180) oder von Bleek über ,,Münchens Westend" (S.69–73) seien als Beispiele herausgegriffen. Auffällig ist allerdings, daß es nicht immer die bereits ,,ausgewiesenen" Mitarbeiter sind, deren Beiträge qualitativ hervorragen. Jülings Untersuchung der ,,Arbeitskämpfe der Jahrhundertwende" (S.54–57) erreicht z.B. bei weitem nicht das Niveau ihrer Dissertation über ,,Streiks in Bayern" und die Zusammenfassung von Niehuss über ,,Parteien, Wahlen, Arbeiterbewegung" (S.44–53) offenbart einen erheblichen Mangel an Quellenkenntnissen, der aber bei einer intensiveren Beschäftigung mit dem Thema leicht zu vermeiden gewesen wäre.

Alles in allem ist aber der Sammelband ein bedeutener Schritt vorwärts auf dem Wege zur Durchbrechung des bisherigen ,,München-Mythos" und zur Würdigung der Bedeutung der ,,Arbeiterstadt" München. Dank der z.T. sehr griffigen Diktion, der Kürze der Artikel, der instruktiven Illustrationen und der optisch erfreulichen Aufbereitung ist das Buch auch für einen größeren Kreis von Laien von Interesse. Mögliche Verkaufserfolge könnten nicht nur den Verlag ermutigen, auf dem bisher eingeschlagenen Wege fortzufahren, sondern auch neue Forschungsergebnisse in eine breite Öffentlichkeit zu tragen — eine gewiß nicht zu unterschätzende Leistung dieser historischen Publikation.

Karl Heinrich Pohl

August 1914: Ein Volk zieht in den Krieg. Hrsg. von der Berliner Geschichtswerkstatt e. V. — Berlin: Verlag Dirk Nishen 1989. 287 S.

Der Ausbruch des Ersten Weltkrieges beendet das Wilhelminische Zeitalter. Für diesen Wendepunkt stellt die Redaktionsgruppe des von der Berliner Geschichtswerkstatt herausgegebenen Sammelbandes ein — wie sie es nennen — ,,Augusterlebnis" fest, das ,,den Übergang zum spezifisch deutschen Zuschnitt des 20. Jahrhunderts" markiere (S.9).

Zwar bleibt die begriffliche Konstituierung der Erlebnisse des Juli und August 1914 im Deutschen Reich durch die Redaktionsgruppe im Unklaren. Worauf sich aber die von Euphorie, Skepsis oder Fatalismus getragenen Seelenzustände und Handlungen dieser Wochen gründen, in welcher Bandbreite sie — entgegen der landläufigen Meinung, es habe einhelliger Jubel unter den Deutschen geherrscht — aufzufinden sind und wie sie zu Propagandazwecken für und gegen den Krieg be- und verarbeitet wurden, damit beschäftigen sich die Autoren der 26 Beiträge des Bandes. Sie bearbeiten das Verhältnis von nationalistischen Verbänden, Sozialdemokratie oder Rotem Kreuz, von Journalismus, Kino, Literatur und Kunst, von Frauenbewegung, Pazifisten, Juden und christlichen Kirchen zum Krieg, seiner Vorbereitung und seinen Folgen.

Da der Platz begrenzt ist, sollen nur einige der Aufsätze herausgehoben werden. Ein Schwerpunkt des Bandes liegt auf dem Verhältnis von organisierten und schreibenden Frauen zum Weltkrieg. Versehen bürgerliche Frauenbewegung und mit ihr verbundene Frauen ihren Dienst am Vaterland voller Aufopferung an der Heimatfront und deuten erst im oft Jahrzehnte später niedergeschriebenen Rückblick Kritik an, so verhält sich die sozialdemokratisch organisierte Frauenbewegung von Beginn des Krieges an skeptisch-wohltätig und oppositionell-pazifistisch. In ihrem Beitrag zum Kriegserlebnis der SPD-Frauenbewegung analysiert Christiane Eifert den Widerspruch zwischen der ungebrochenen Anti-Kriegshaltung der Berliner Sozialdemokratinnen und ihrem gleichzeitigen Engagement in der Kriegswohlfahrt gemeinsam mit Kriegsbefürworterinnen. Gerade als Frauen kannten sie die materielle Not der Arbeiterfamilien, die unter der Arbeitslosigkeit oder der Abwesenheit der Männer zu leiden hatten. Diese Not lindern zu helfen, erschöpfte sich aber nicht nur in der Mitarbeit in kommunalen Ausschüssen zur Verteilung von Lebensmitteln. In Demonstrationen und direkten Aktionen führten sie ihren Genossen

aus der SPD-Führung immer wieder vor Augen, daß deren Zustimmung zum Krieg als direkte Folge das alltägliche Elend gerade der Arbeiterklasse zeitigte. Aus dieser Gewißheit heraus aber folgten sie der den Krieg verlängernden Arbeit der bürgerlichen Frauenbewegung an der Heimatfront nicht und verloren sich nicht in das monarchistische Trugbild des ,,ein Volk und Vaterland". Die Kraft für ihre oppositionelle Haltung innerhalb der SPD zogen sie gewiß auch aus den Erfahrungen, noch bis 1908 eine von der Partei getrennte Organisation gehabt zu haben.
Insgesamt leider etwas zu kurz kommen in dem Sammelband die Aufsätze, die sich mit den lokalen Auswirkungen des Kriegsausbruchs beschäftigen. Allein das vor dem Weltkrieg noch eigenständige Schöneberg kommt hier zu Ehren. Gisela Wenzel zeigt in ihrem Beitrag ,,Schöneberg voran!" sehr gut die lokalpolitischen Mechanismen der Burgfriedenspolitik. So erklärte sich die Schöneberger Stadtverordnetenversammlung dazu bereit, nunmehr die SPD in die kommunale Kriegsfürsorgepolitik einzubeziehen und ihren Sportvereinen langjährige Forderungen nach Benutzung städtischer Sporthallen zu erfüllen, nachdem sich die sozialdemokratischen Stadtverordneten zur ökonomischen wie ideologischen Kriegsunterstützung verpflichtet hatten. Ebensogut gelingt es ihr, den August 1914 in Schöneberg in seiner Kriegsbegeisterung bis hin zu Kriegskarten mit aktuellem Frontverlauf im Café an der Hauptstraße nachzuzeichnen. Zu kursorisch allerdings gerieten ihr die beiden Abschnitte über Wohnungsnot, Arbeitslosigkeit und Lebensmittelknappheit. Hier hätte es einer eingehenderen Recherche der lokalen Verhältnisse bedurft. Ergänzt wird ihr Beitrag durch zwei weitere Aufsätze über die Kriegsbegeisterung zweier Schöneberger Kirchengemeinden sowie über den Ausbau der Stadt als Militärstützpunkt in Vorbereitung des Krieges. Leider stehen diese drei Aufsätze aber beziehungslos über das Buch verteilt. Hier hätte es einer kräftigeren Bearbeitung durch die Redaktionsgruppe bedurft.
In Michael Essers Beitrag über die Beschneidung und anschließende propagandistische Dienstbarmachung des Kinos, das sich gerade am Anfang seiner Karriere als Massenunterhaltungsmedium befand, wird der 1. August als im wörtlichen Sinne einschneidender Tag für die deutsche Kinobranche herausgestellt. Die eben noch in glühenden Worten vom Verleih empfohlenen Filme waren von einer auf die andere Stunde zur defaitistischen Feindpropaganda abgestempelt. Von den im Monatsdurchschnitt rund 20 deutschen Produktionen kam im September 1914 keine einzige zur Uraufführung, viele verschwanden für Jahre in den Lagerhallen. Das Thema ,,Krieg als Motor der technischen Innovation" deutet Esser in seiner kurzen Chronologie von Zitaten aus kinematographischen Fachzeitschriften an. Leider führt er die darin liegenden Möglichkeiten einer weitergehenden Analyse von Kino als Kriegspropagandamittel nicht weiter aus.
Abschließend sei der hier nur in Ausschnitten vorgestellte Sammelband wärmstens empfohlen trotz mancher Kritikpunkte, von denen an erster Stelle der fehlende rote Faden einer erläuternden, abwägenden und einordnenden Einleitung und eine zumindest knapp gehaltene Liste weiterführender Literatur zu den zahlreichen behandelten Themen genannt seien. Über einzelne bemerkenswerte Aufsätze zur Sozial- und Kulturgeschichte des modernen industrialisierten Krieges hinaus, ist er ein durch viele Bilder, längere Zitate zeitgenössischer Quellen und Faksimile-Abbildungen lesenswertes Kaleidoskop der spätwilhelminischen Gesellschaft im Kriegsrausch mit all ihren grausigen Absurditäten. Zum Einsatz im Unterricht eignet sich dieser im Lay-Out übersichtlich gestaltete und vom Verlag mit der bekannten Sorgfalt edierte Sammelband zum Kriegsausbruch 1914 ebenfalls.

Michael Seligmann

RÖMER, Willy: **Bürgerkrieg in Berlin März 1919** (= Edition Photothek IX). — Berlin: Nishen, Verlag in Kreuzberg 1984. 31 S.

RÖMER, Willy: **Erntefest im Schrebergarten. Berlin 1912–1927** (= Edition Photothek X). — Berlin: Nishen, Verlag in Kreuzberg 1985. 31 S.

RÖMER, Willy: **Hafenleben. Berlin 1904–1932** (= Edition Photothek XIII). — Berlin: Nishen, Verlag in Kreuzberg 1985. 31 S.

Die Edition Photothek des Verlags Dirk Nishen hat es sich zur Aufgabe gemacht, in mehreren Heften Materialien der ehemaligen Pressebildagentur ,,Römer & Bernstein" zu publizieren. Die Bilder stammen vornehmlich aus dem Nachlaß des Fotografen Willy Römer. Römer sammelte seine ersten Erfahrungen nach 1903 als Lehrling bei der Berliner Illustrations-Gesellschaft, machte sich 1918 selbständig und übernahm zusammen mit dem Kaufmann Walter Bernstein die Pressebildagentur ,,Photothek", die als Firma unter dem Namen der Inhaber bis zu ihrer Schließung am 31. September 1935 bestand. Die Texte zu den einzelnen Fotos stammen weitgehend von Römer selbst und werden hin und wieder durch Anmerkungen des Herausgebers Diethart Kerbs ergänzt.

Bürgerkrieg in Berlin: Massenaufläufe, Barrikaden, Stacheldrahtsperren, Gefechtsstellungen, zerstörte Häuser, Krankentransporte, Verhaftungen, Tote, ,,Tage des Grauens und Schreckens", wie eine zitierte handgeschriebene Randnotiz auf einer zeitgenössischen Zeitung mitteilt, wollen sich jedoch so gar nicht einstellen, was wohl am Blickwinkel der Kamera liegt: Vornehmlich aus der Sicht des sicheren Frontrückraumes der Regierungssoldaten agierte der Fotograf. Man sieht so häufig die breiten Rücken der Soldaten, wechselt die Perspektive, posieren die Regierungssoldaten aufmerksam, mitunter pathetisch, mitunter freundlich lächelnd. In einem nachgestellten Kommentar erläutert der Herausgeber, daß es der Regierung Ebert/Noske nun darum ging, ,,die letzten Rechte und Reste der Revolution zu liquidieren". Kerbs ist der Ansicht, daß eine Fortführung der Revolution, ,,trotz der Niederlage im Januar", noch möglich gewesen wäre. Weiterhin bemerkt er, daß am 3. März 1919 ,,die Vollversammlung der Berliner Arbeiterräte mit überwältigender Mehrheit den politischen Generalstreik zur Sicherung der Revolution" beschlossen hatte, daß jedoch schon am übernächsten Tag die Streikfront abbröckelte. Die Zerstrittenheit des linken Bündnisses und das Fehlen einer ,,funktionierende(n) Infrastuktur" waren verantwortlich. Einschätzungen Kerbs, die grob vereinfachen und nicht zuletzt ob der Aussparungen ärgerlich sind. Beispielsweise schlossen sich an die Abstimmung in der Vollversammlung des Großberliner Arbeiterrats keine betrieblichen Urabstimmungen an. Wie aber kann man vom Fortbestehen einer revolutionären Perspektive reden, wenn der Januaraufstand ebenso wie die Märzkämpfe, trotz ihrer Einbindung in einen Generalstreik, isolierte Aktionen einer Minderheit blieben, bei denen sich die Führer der Spartakisten als dilettierende politische Strategen und Organisatoren erwiesen? Daran ändert auch nichts die Tatsache, daß die KPD-Führung Generalstreik und Aufstand voneinander zu trennen suchte. Der Herausgeber deutet die Begrenztheit des Aufstands selbst an, wenn er von einigen hundert Mann redet, die schließlich von den Regierungstruppen aufgerieben werden; aber diese Anmerkung dient allein dem Anprangern der moralischen Verkommenheit der sozialdemokratischen Regierung. Der erhoben-moralisierende Zeigefinger ersetzt hier die historisch-politische Analyse; die geübte Parteilichkeit gerät unversehens selbst ins Zwielicht, denn sie bleibt im Bekenntnishaften stecken und wird endlich zur Denunziation aus politischer Hilflosigkeit. ,,Es war ein Bürgerkrieg von oben, in Auftrag gegeben durch eine um die Macht kämpfende Gruppe kleinbürgerlicher SPD-Funktionäre, ausgeführt von reaktionären bis präfaschistischen Offizieren und den ihnen treudumm gehorchenden Soldaten, zum letzendlichen Nutzen der bürgerlichen Klasse und zum Schaden des Proletariats", so Kerbs resümierend. Ganz abgesehen von der Frage, ob das, was in schwachen Umrissen von den Revolutionären als gesellschaftlicher Fortschritt verkündet wurde, eine historische Alternative darstellte, die Brutalität der Truppe wie die politischen Intentionen der Militärs waren keineswegs mit den Zielsetzungen der regierenden Sozialdemokratie in bruchlosen Einklang zu bringen, ebensowenig wie der einzelne Freikorpssoldat ausschließlich als willfähriges, bewußtseinsloses Objekt der Militärmaschinerie zu betrachten war.

Die junge, zunächst noch schweigende Frontgeneration stand weder auf dem Boden der bürgerlichen Demokratie noch sann sie auf eine Restauration der Monarchie. Im Ressentiment gegen die westliche Kultur verband sie Abneigung gegen die Saturiertheit des Kaiserreichs und Verachtung eines Bürgertums, dessen nationales Pathos vordergründig, weil ohne Opferwillen, blieb. Den deutschen Kommunismus lehnten die Freikorpssoldaten ab, da sie ihn als Bestandteil einer ,,russischen Irredenta" (Ernst v. Salomon, Die Geächteten, Reinbek 1980, S.211) verstanden und er daher nicht den Begriff der Nation anerkennen konnte. Neben den politisch denkenden Nationalisten gab es die schwärmerischen Aktionisten, denen es allein darum ging, die bestehende Ordnung zu beseitigen. Salomon hat das verdeutlicht: Auf seine Frage, wie er als kaiserlicher Offizier den 9. November überstanden habe, antwortete der ehemalige Marinebedienstete Kern — Mitverschwörer beim Rathenauattentat: ,,Ich überstand ihn nicht. Ich habe mir, wie es die Ehre befahl, am neunten November 1918 eine Kugel in den Kopf gejagt. Ich bin tot; was an mir lebt, bin nicht ich. Ich kenne kein Ich mehr seit jenem Tage. Ich will nicht schlechter sein als jene zwei Millionen Tote. Ich starb für die Nation, so lebt in mir alles nur einzig für die Nation. Wie könnte ich es ertragen, wäre es anders! Ich tue, was ich muß. Weil ich sterben konnte, sterbe ich jeden Tag. Weil, was ich tue, der einzigen Kraft gegeben ist, ist alles, was ich tue, Ausfluß dieser Kraft. Diese Kraft will Vernichtung und ich vernichte . . . Ich weiß, daß ich zerrieben werde, fallen werde, wenn mich die Kraft aus ihrem Dienst entläßt. Nichts bleibt mir, was mir mit meinem vollen Willen ist diktiert" (a.a.O., S.213). Dagegen war das altgediente Offizierkorps weiterhin monarchistisch, mochte sich schon gar nicht auf den Boden einer parlamentarischen Demokratie stellen. Wenn nicht an die Wiederherstellung eines kaiserlichen und königlichen Regimes gedacht wurde, dann sann diese, der nationalen Machtstaatstradition verhaftete Elite auf die Errichtung eines Militärstaates, der die militarisierte Einheit der Nation voraussetzte. Die von Seeckt betriebene ,,Entpolitisierung der Reichswehr"

diente in ihrer desintegrierenden Wirkung diesem Ziel. Insofern zeigen die von Kerbs herausgegebenen Bilder nur einen Teilausschnitt; zwar erhielt erst der Einsatz der Freikorps die Republik überhaupt am Leben, ihre grundsätzliche Gegnerschaft trat aber spätestens mit Ausbruch des Kapp-Putsches offen zu Tage. Kerbs' These eines ,,Bürgerkriegs von oben" ist auch deshalb zweifelhaft, weil sie von den politischen Zielen der revolutionären Organisationen abstrahiert. Die deutschen Kommunisten und Linkssozialisten mußten, sollten sie nicht ihre Existenzberechtigung verlieren, auf eine Fortführung der Revolution drängen; bei der unverminderten Stärke des bürgerlichen Elements und des bürgerlichen Denkens in Deutschland gab es aber für die revolutionären Gruppen nicht die geringste Chance, ohne Bürgerkrieg an die Macht zu kommen. Unter diesem Gesichtspunkt müßte auch die Frage nach der verfassungsrechtlichen Legitimität von Noskes Erschießungsbefehl erörtert werden (vgl. Otmar Jungs zweifelhafter rechtshistorischer Versuch in: Militärgeschichtliche Mitteilungen, H.1/1989, S.51–92).
Ein weiteres Beispiel für Kerbs' oberflächliche Art eines parteilichen Einordnungsversuches findet sich in seinem Kommentar zu den Bildern von Berliner Lauben- beziehungsweise Kleingärten-Kolonien. Der eigene Garten wird ihm zum ,,scheinheilig altruistischen Zugeständnis . . . der herrschenden Klasse". Dabei ist es für den Herausgeber bezeichnend, ,,daß in Deutschland den Eigentumslosen stets vor geplanten Raubkriegen das Recht auf ein kleines Stück Land zugestanden wurde. Sobald die Besitzenden auf weitere Landnahme bei Nachbarvölkern hoffen konnten, beteiligten sie das Proletariat am Mitbesitz des eigenen Landes; sie gaben dem Arbeiter ein kleines Stück Erde, um ihm einreden zu können, er verteidige den eigenen Boden, während er in Wahrheit fremden erobern sollte". Das hinterfragende Nachdenken Kerbs' weiß einen Zusammenhang zwischen Ernährungsbasis und Überleben in Kriegs- und Krisenzeiten zu ziehen, dabei zielte die gesellschaftspolitische Integrationsfunktion der Landvergabe auf die besser gestellten Facharbeiter- und Handwerkerkreise und schloß die ,,Ärmsten der Armen" aus. Das Klassenkampfpathos des Herausgebers übersieht hier die Notwendigkeit, Handlungs- und Lebensräume, insbesondere in städtischen Gebieten, zu füllen, und daß es die Aufgabe einer reformerischen Sozialpolitik sein muß, den Alltagsbedürfnissen der Bevölkerung nachzukommen. Die frühesten Anlagen städtischer Kleingärten waren Bestandteile einer kommunalen Armenpolitik. In Kiel hatte man 1822 Armengärten gegründet, in Berlin begannen die Gemeindebehörden nach 1830, Kartoffelland an die Armen abzugeben. Als Bestandteil der vorsorgenden Armenpflege hatte die kleingärtnerische Landabgabe auch nach der Jahrhundertwende Bedeutung, wie der Erlaß des preußischen Ministers des Innern vom 19. Januar 1910, der die Städte zur Schaffung von Armengärten auffordert, beweist. Eine gesamtgesellschaftliche Bedeutung erhielten die Kleingärtenanlagen mit dem Fortschreiten der Industrialisierung und einem einhergehenden Urbanisierungsprozeß, der, zumindest in den deutschen Großstädten, zur stetigen Verdrängung des Hausgartens führte. Die geschlossene Mietshausbebauung, die Überbauung der Grundstücke und die teilweise außergewöhnlich hohen Behausungsziffern veranlaßten Sozialreformer, private Vereinigungen und Gemeinden, die Errichtung von Arbeitergärten zu unterstützen. In Berlin gründete nach 1900 der Volksheilstättenverein vom Roten Kreuz Arbeitergärten, in Charlottenburg der Vaterländische Frauenverein, in Hamburg die Patriotische Gesellschaft, in zahlreichen anderen deutschen Städten wurden Gartenbau- und Naturheilvereine aktiv. 1909 schlossen sich die zahlreichen regionalen und lokalen Verbände im Zentralverband deutscher Arbeiter- und Schrebergärten zusammen, bereits 1903 hatte es den ersten internationalen Arbeitergartenkongreß in Paris gegeben, 1910 den nächsten in Brüssel. Die Befürworter des Kleingartenbaus entwickelten im Hinblick auf seine Funktionen unterschiedliche Ansichten. Während Otto Albrecht — Schriftleiter der Zeitschrift für Kleingärtner — beispielsweise die soziale und gesundheitliche Bedeutung in den Mittelpunkt stellte, den Charakter des Kleingartens als erweiterte Wohnung betonte und seine Aufgabe in der körperlichen, geistigen und seelischen Gesundheitspflege sah, hob der Siedlungsarchitekt Leberecht Migge, insbesondere unter dem Eindruck der Versorgungsschwierigkeiten nach dem Ersten Weltkrieg, die wirtschaftliche Funktion des Kleingartens hervor. Er war deshalb bestrebt, Geräte wie Einrichtung unter ökonomischen Gesichtspunkten zu fördern. In den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg nahm man in die Generalbebauungspläne, etwa für Groß-Berlin oder die rheinischen Großstädte, nachdrücklich Wald- und Wiesengürtel mit Spiel- und Sportplätzen auf, gleichzeitig wurde die Bereitstellung von Kleingartenland zu einer wichtigen Aufgabe der Bebauungspläne erklärt. Gesetzgeberisch wurde das Kleingartenwesen besonders durch die Kleingarten- und Kleinlandpachtverordnung vom 31. Juli 1919 gefördert, die das Generalpächtersystem mit seinen Wuchererscheinungen beseitigte und den Verwaltungsbehörden bei der Preisfestsetzung sowie bei der Festlegung von geeignetem Pachtland weitgehende Eingriffe in das Eigentumsrecht am Grund und Boden erschloß.

Die sozialökologische Bedeutung des Kleingartens ist seitdem Bestandteil städtischer Kommunalpolitik geblieben. Die nationalsozialistische Kleinsiedlungsideologie konnte die Kleingartenbewegung nicht absorbieren, da sie auf einer Großstadtfeindlichkeit aufbaute, der Kleingartenbau aber nicht von dieser zu trennen war. Das sieht auch der Herausgeber, ansonsten aber wenig. Man zweifelt, ob er die Fotos überhaupt betrachtet hat. Wo stellt sich ,,Selbstgefälligkeit", wo ,,Beschränktheit" ein? Es ist ein Ausschnitt proletarischer Alltagskultur, Stunden zwischen Fabrikschlot und Mietskaserne, mit sehr viel Ernst wie Ausgelassenheit, Stunden, die jeder nutzen mußte; solange die Musik spielte, sollte getanzt werden.
Bei der Bildfolge zum Berliner Hafenleben verstummt der klassenkämpferische Ton des Herausgebers, es bleibt ein kurzer Abriß zur Entwicklung der Häfen in Berlin. Eine Verbindung zwischen erläuterndem Kommentar und Bildsammlung, zwischen den Ansprüchen einer fotografischen Sozialreportage und ästhetischen Kriterien fehlt auch hier.

Berthold Grzywatz

FREYBERG, Thomas v.: **Industrielle Rationalisierung in der Weimarer Republik. Untersucht an Beispielen aus dem Maschinenbau und der Elektroindustrie** (= Forschungsberichte des Instituts für Sozialforschung Frankfurt am Main). — Frankfurt/M. und New York: Campus-Verlag 1989. 415 S.

Aus den Vorbemerkungen des Autors ergibt sich, daß die ursprüngliche Konzeption des Forschungsvorhabens darauf ausgerichtet war, eine ,,vergleichende soziologische Analyse typischer Rationalisierungsmuster der Elektroindustrie und des Maschinenbaues in den 20er Jahren vorzunehmen, um damit die Ursachen und Folgen der Rationalisierung aus der Sicht der Unternehmen und der Belegschaft deutlich zu machen. Diesem Konzept hätte also eine Fallstudie entsprochen, die anhand konkreter Daten und Fakten aus diesen nicht nur für die Rationalisierung bedeutsamen Industriezweigen Aufschlüsse über die Bedingungen und Konsequenzen der Rationalisierungsmaßnahmen gegeben und damit Lücken in der Forschung geschlossen hätte. Wer solches — wie der Rezensent — erwartete, sieht sich, zumindest über weite Strecken des Buches, enttäuscht.
Die Abkehr von seinem ursprünglichen Konzept begründet v. Freyberg damit, daß nach einer ersten Durchsicht von (im Quellenverzeichnis nicht systematisch nachgewiesenen) Firmenarchiven davon auszugehen war, ,,daß die Belegschaften weder relevanten Widerstand leisteten, noch bemerkenswerten Einfluß auf die konkreten betrieblichen Rationalisierungsentscheidungen ausübten" (S.12). Dies veranlaßt ihn zu einer Schwerpunktverlagerung in Richtung auf die Untersuchung der Wechselwirkung von gesellschaftlichen, politischen und betrieblichen Aspekten der damaligen Rationalisierungsbewegung, die nun den dritten Hauptteil der Arbeit bildet.
Trotz der etwas erstaunlichen Begründung für die Aufgabe eines Konzepts, in dem z.B. die Ursachen für den konstatierten ,,fehlenden Widerstand" durchaus der Untersuchung wert gewesen wären, ist gegen eine Schwerpunktverlagerung wenig einzuwenden, wenn sie denn zu überzeugenden Ergebnissen führt. Dies muß aus der Sicht eines mit der Rezension betrauten ,,bürgerlichen Ökonomen" mit einigen Fragezeichen versehen werden. Die Bedenken sollen hier an einem der beiden, vom Autor mit Recht als ,,Prüfsteine" der Rationalisierung genannten Punkte illustriert werden.
Neben der Monotonie der Arbeit bezeichnet v. Freyberg die Arbeitslosigkeit als eines der beiden ,,neuralgischen Themen" der Weimarer Rationalisierungsbewegung (S.351). Auf rund zehn Seiten zitiert er sodann ausführlich zeitgenössische Autoren, die u.a. die (kurzfristige) Freisetzung von Arbeitskräften mit der langfristigen Schaffung und Erhaltung von Beschäftigungsmöglichkeiten durch Rationalisierung erörtern und rechtfertigen. Diese durchaus aktuelle Argumentation wird vom Autor pauschal als Ideologie abgetan, ohne daß er sich der Mühe unterzieht, die Thesen hinreichend zu überprüfen, was zumindest anhand der Archivalien des von ihm benutzten Siemens-Archivs für die Siemens-Schuckert-Werke in Grenzen möglich gewesen wäre. Die zur Klärung dieser Frage unumgängliche Untersuchung der Wechselwirkung zwischen dem starken Anstieg der Löhne und Lohnnebenkosten und den Rationalisierungszwängen in der zweiten Hälfte der 20er Jahre findet nicht statt. Ebensowenig wird der Frage nachgegangen, welche (negativen) Beschäftigungswirkungen ein Verzicht auf Rationalisierungsmaßnahmen in den beiden untersuchten Wirtschaftszweigen gehabt hätte, die sich angesichts des Verlustes ihrer vor 1914 hohen Weltmarktanteile in den 20er Jahren unter massivem internationalen Wettbewerbsdruck befanden und (wegen der Rationalisierung?!) bis zur Weltwirtschaftskrise wieder expandierten und in der Konkurrenz mithalten konnten.
Daß die auf Beschäftigung und Wohlstand gerichteten Versprechungen der Rationalisierungsverfechter angesichts der extremen Arbeitslosigkeit in der Weltwirtschaftskrise nicht eingelöst wurden und (im Gegensatz zu den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg) nicht eingelöst werden konnten, ist nicht zu

bestreiten. Daß die Krise aber selbst als eine Konsequenz des von der Rationalisierung getragenen vorhergehenden Aufschwungs zu sehen ist, die Rationalisierung also ins thematische Zentrum der Krise tritt, wie v. Freyberg unter Berufung auf Hallgarten konstatiert, bleibt für den Rezensenten unbewiesen. So setzt v. Freyberg z.B. (S.368) ,,Blüte und Niedergang der Weimarer Republik einerseits und Rationalisierungsbewegung und Rationalisierungskrise andererseits in engste Beziehung", erörtert aber anschließend (mit Recht) die vielfältigen krisenverursachenden und -verschärfenden Faktoren, die in ihren Schwerpunkten alle außerhalb der Produktionssphäre zu finden sind und diese Krise auch dann produziert hätten, wenn die Rationalisierung in Deutschland nicht oder nicht so stattgefunden hätte. Dem Fortschrittsglauben der Weimarer ,,Rationalisierungsapologeten" setzt v. Freyberg damit seine negative Sicht einer unheilstiftenden Rationalisierung entgegen, die ihn veranlaßt, den Bogen von der großen Krise über die NS-Herrschaft bis in unsere Gegenwart zu spannen: ,,Die Rüstungskonjunktur bei gleichzeitiger Zerstörung autonomer Interessenvertretungen der abhängig Beschäftigten ermöglichte eine erneute Rationalisierungswelle in den Zerstörungen des Zweiten Weltkrieges, die wiederum die Voraussetzung für die dritte deutsche Rationalisierungswelle und für die Wiederbelebung des alten Fortschrittmodells schufen", das v. Freyberg für gescheitert hält.
Solche nicht minder ideologieverdächtigen Schlußfolgerungen und Bewertungen beeinträchtigen den Wert der umfangreichen Arbeit, die andererseits aber eine Fülle von Material und Informationen verarbeitet, so daß das Urteil des Rezensenten durchaus ambivalent bleibt. Sehr ausführlich geht v. Freyberg z.B. den betrieblichen Aspekten der Rationalisierung nach, wobei er sich vor allem am Gegensatz von ,,Markt- und Produktionsökonomie" orientiert, der sich aus den Anforderungen kontinuierlicher Fließfertigung im Kontrast zu den krisenhaften Marktschwankungen der 20er Jahre ergab. Der Autor verarbeitet hier z.T. eine Überfülle technischer Informationen aus den beiden untersuchten Wirtschaftszweigen, was aber auch zur Folge hat, daß beim Leser eine ausgeprägte Bereitschaft und Fähigkeit vorausgesetzt wird, sich mit Details von Drehbänken und Werkzeugmaschinen auseinanderzusetzen, wenn er den Ausführungen folgen will. Ob es notwendig war, dies alles in solcher Ausführlichkeit zu schildern, bleibt zweifelhaft. Ohnehin neigt der Autor zu einer quantitativen Expansion der Erörterung und der Zitation, worunter nicht selten die Qualität und Stringenz seiner Ausführungen leidet.
Letzteres mögen Beckmessereien gegenüber einer thematisch anspruchsvollen Arbeit sein, die aber diesem Anspruch aus der Sicht des historisch interessierten Ökonomen insgesamt nicht überzeugend gerecht wird. Daß die Rationalisierungsbewegung der 20er Jahre die mit ihr verbundenen Hoffnungen infolge der Großen Krise nicht einlösen konnte (und dies nicht nur in den untersuchten deutschen Industriezweigen), wundert nicht, daß sie vom Autor aber zur krisenverursachenden, die Dominanz der Wirtschaft über die Politik konstituierenden, gleichsam dämonischen Kraft erhoben wird, der sich Politik und Gewerkschaften ohnmächtig und mangels besseren Verständnisses unterwarfen, reizt zum Widerspruch. Diesen zu provozieren ist zweifellos ein Verdienst der insgesamt materialreichen und engagierten Ausführungen. Das Thema selbst dürfte mit diesem Buch noch nicht erledigt sein.

Peter Czada

SÜHL, Klaus: **SPD und öffentlicher Dienst in der Weimarer Republik. Die öffentlichen Bediensteten in der SPD und ihre Bedeutung für die sozialdemokratische Politik 1918–1933** (= Schriften des Zentralinstituts für Sozialwissenschaftliche Forschung an der Freien Universität Berlin, Bd.53). — Opladen: Westdeutscher Verlag 1988. 259 S.

Sühls Studie setzt bei der Tatsache an, daß schon in der Weimarer Zeit ,,die Ausrichtung der Politik auf den Staat als dem Instrument der Macht, die Hochachtung vor dem Staatsdienst als dem Dienst an der Allgemeinheit und die Werbung um die öffentlich Bediensteten, die als subjektiver Faktor für die Funktionsfähigkeit des Apparates sorgen mußten", Leitlinien für die Sozialdemokraten markierten (S.18). Sie erweist aber, daß es eine systematische sozialdemokratische Personalpolitik, durch die Sozialdemokraten in größerer Anzahl in den Öffentlichen Dienst (ÖD) geschleust worden wären, in der Weimarer Republik nicht gab (S.192). Die meisten der vielen zwischen 1918 und 1933 im ÖD beschäftigten SPD-Mitglieder waren Arbeiter und Angestellte, nicht aber Beamte (S.238). Das in vier Kapitel eingeteilte Buch, das von der Erwähnung weiblicher Beschäftigter bis auf drei Randbemerkungen bedauerlicherweise völlig absieht, obgleich es sich auf die im ÖD beschäftigten Angestellten und Arbeiter ebenso wie auf die angeblich bereits etwas besser erforschten Beamten konzentrieren will, behandelt die Themen: SPD und öffentlicher Dienst vor 1918 (S.23ff), SPD und öffentlicher Dienst in der Weimarer Republik (S.57ff), Sozialdemokratische Personalpolitik im ÖD (S.163ff) und Sozialdemokraten im ÖD (S.195ff).

Die soziale Situation der öffentlich Bediensteten kommt nur in einem Kapitel (S.83–104) recht grob zur Sprache; Sühls Buch wurde abgeschlossen bevor Kunz[1] seine detailliertere Teilstudie veröffentlichte. Es bestätigt, daß die SPD in den weiterhin als ,,Stehkragenproletarier" apostrophierten Angestellten nur einen Beamtenersatz erblickte und auch für die öffentlichen Arbeiter keine besondere Fürsorge vorsah, die über die auf die gesamte Arbeiterschaft gerichtete hinausging (S.234). Vielen Bereichen des ÖD sei von der Arbeiterbewegung mit so großem Mißtrauen begegnet worden, daß Sozialdemokraten nur bestimmte Tätigkeitsfelder, darunter aber ausgerechnet die Polizei, besetzt hätten (S.236). Sühl sieht in den geringen finanziellen Möglichkeiten der öffentlichen Hand während der Weimarer Republik, aber auch in der mangelnden Opferbereitschaft der sozialistischen wie sozialdemokratischen Arbeiterschaft den Grund dafür, daß die im ÖD Beschäftigten nicht über materielle Anreize befriedigt werden konnten (S.238). Mit Mommsen[2] stellt Sühl abschließend fest, daß die Mehrheit der Anfang 1933 über 100.000 öffentlich Bediensteten, die der SPD angehörten, während des Nationalsozialismus ihre Arbeitsplätze behielt.

Ursula D. Nienhaus

1 Andreas Kunz, Civil Servants and the Politics of Inflation in Germany 1914–1924, Berlin und New York 1986; vgl. die Rezension in: IWK, Jg.25 (1989), H.3, S.447f.
2 Hans Mommsen, Beamtenpolitik im Dritten Reich, Stuttgart 1966.

PYTA, Wolfram: **Gegen Hitler und für die Republik. Die Auseinandersetzung der deutschen Sozialdemokratie mit der NSDAP in der Weimarer Republik** (= Beiträge zur Geschichte des Parlamentarismus und der politischen Parteien, Bd. 87). — Düsseldorf: Droste Verlag 1989. 558 S.

Die Dissertation von Wolfram Pyta ,,Gegen Hitler und für die Republik" zerstört die der Historiographie rechts wie links häufig wohlfeile Legende von der Unfähigkeit der deutschen Sozialdemokratie zur theoretischen wie praktischen Auseinandersetzung mit dem Faschismus. Diese historiographische Legende taugt den einen dazu, von der politischen Verantwortung der konservativen gesellschaftlichen Kräfte für das Ende der Weimarer Republik abzulenken, und nützt den anderen, die Verantwortung der Kommunisten für das Scheitern der Weimarer Republik und die Fehlinterpretationen des Faschismus durch die Kommunistische Internationale zu relativieren.
Mit einer fast grenzenlos erscheinenden Fülle an Materialien — Nachlässe, staatliche Akten, Zeitungen, Protokolle, gedruckte und ungedruckte Berichte, Jahrbücher, Broschüren — unterzieht sich Pyta im ersten Teil seiner Untersuchung mit akribischer Exaktheit der Aufgabe, die Einschätzung der NSDAP durch die Sozialdemokraten unter inhaltlichen Gesichtspunkten aspektreich und systematisch zugleich zu analysieren und auf einige Grundpositionen zurückzuführen. Danach ergibt sich eine relativ einheitliche Grundauffassung in der SPD über die Funktion zunächst des italienischen und dann auch des deutschen Faschismus. Für die meisten Sozialdemokraten verkörperte der Faschismus eine bestimmte Form der bürgerlich-kapitalistischen Herrschaft; entsprechend galt die NSDAP der 30er Jahre als Werkzeug des Großkapitals und Hitler als gehorsamer Kapitalistenknecht. Diese ökonomisch-funktionalistische Grundauffassung wurde — wie Pyta belegt — vielfach differenziert, ja in einigen Fällen — Alexander Schifrin wäre hier zu nennen — erheblich modifiziert. Als Ergebnis von Pytas konzentrierten Analysen darf nun gelten, daß die SPD früh genug — in zwei zeitlich konzentrierten Blöcken 1922 bis 1924 und 1929 bis 1933 — und in der Intensität allen anderen politischen Gruppierungen überlegen sich mit dem Faschismus auseinandergesetzt und dabei ein hohes Maß an Realitätsdeckung erreicht hat.
Zur Bewertung dieser Leistung wählt Pyta ein eigentümliches methodologisches Verfahren: Seine Meßlatte ist das Maß der Distanzierung bzw. Emanzipation vom marxistischen Grundmuster und der Übereinstimmung mit dem gegenwärtigen Stand der historischen Forschung. Auf diese Weise kann Pyta Normsetzungen und Notengebungen nicht vermeiden. Adäquater wäre m.E. ein Verfahren gewesen, bei dem der Analytiker danach gefragt hätte, wie 1. die sozialdemokratischen Faschismus-Interpretationen im Vergleich mit anderen zeitgenössischen Interpretationen (es gab ja sowohl bürgerliche wie kommunistische) abgeschnitten haben, und 2. welche soziale Funktion das Verharren auf parteimarxistischen Verkürzungen der Kategorien der Faschismus-Interpretationen für die sozialdemokratische Arbeiterbewegung gehabt hat. Unfähigkeit, mangelnde Bereitschaft, fehlender Wille und ähnlich auf hohem Roß dahertrabende Einschätzungen sind allerdings für Pyta keine Erklärung; sie zu benutzen, würde ja auch nur deutlich machen, daß man eigentlich keine hat.
Mangelnde Realitätsdeckung von theoretischen Interpretationen, die ja den Anspruch haben, Handeln anzuleiten, kann für die Praxis sehr folgenreich sein. Aus diesem trivialen Zusammenhang ist von Interpreten der Sozialdemokratie am Ende der Weimarer Republik häufig der Schluß gezogen worden, daß

die ‚falsche' Theorie eine ‚falsche' Praxis hervorrufen mußte (worin implizit die falsche Erwartung steckte, die ‚richtige' Theorie inauguriere auch die ‚richtige' Praxis). Solche Reflexionen sind Pyta fremd. Nicht, daß er übersieht, daß ‚Schwächen' in der Analyse auch Folgen für die Praxis haben könnten. Aber mit Recht stellt er fest, daß es von zweitrangiger Bedeutung war, aus welchen Gründen die Sozialdemokratie den Nationalsozialismus bekämpfte: "Ausschlaggebend für die Politik der Partei des demokratischen Sozialismus war, daß sie den Nationalsozialismus aus innerstem Herzen ablehnte und alles unternehmen wollte, damit in Deutschland nicht das 'Dritte Reich' seinen Einzug halten konnte" (S. 199f.).

Der Untersuchung dieser Politik widmet sich Pyta im zweiten Teil seiner Studie. Hier zeichnet er die tragische Geschichte der stärksten republikanischen Partei in Deutschland in den Jahren 1930 bis 1933 nach. Er analysiert kritisch die Haltung der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion, die zum Bruch der Großen Koalition führte, er ordnet die Tolerierungspolitik als ,,sozialdemokratische Antwort auf den Griff der NSDAP zur Regierungsmacht" ein, und er kann zeigen, daß der Reichskanzler Brüning, kein überzeugter Anhänger der Republik, die Zwangslage der SPD weidlich ausnutzte. Pyta begibt sich darüber hinaus auf Forschungsneuland, indem er systematisch den Beitrag der Sozialdemokratie auf regionaler Ebene zur Verwirklichung der Konzeption der ,,wehrhaften Demokratie" untersucht. Sein Ergebnis ist, daß dort, wo die Sozialdemokratie über die Machtmittel der Exekutive verfügte, sie auch entschlossen deren Instrumente gegen die Nationalsozialisten einsetzte. Eine Unterstützung durch die zentralen staatlichen Institutionen erhielt diese Politik jedoch nicht, wie es auch der Verwaltung generell an Engagement für den Weimarer Verfassungsstaat fehlte. Darüber hinaus hat die SPD versucht, Defizite in der Einschätzung der nationalsozialistischen Bewegung zu beseitigen, wenngleich es ihr bis zuletzt an einer zutreffenden Bewertung der Integrationsfähigkeit der NSDAP fehlte.

Dennoch: Pytas Befunde reichen aus, um eine weitere historiographische Legende über das Ende der Weimarer Republik, die vor allem unter Konservativen verbreitet ist, zu konterkarieren: daß die Weimarer Republik nicht in erster Linie an ihren Gegnern gescheitert, sondern von ihren Verteidigern preisgegeben worden sei. Diese Auffassung richtet sich zu einem bedeutenden Teil gegen die Rolle der SPD als stärkster demokratischer Kraft in der Weimarer Republik. Pyta falsifiziert diese Auffassung, indem er nachweist, daß die Sozialdemokraten und die noch in der Krise übriggebliebenen liberalen Republikaner ,,die Substanz des freiheitlich-demokratischen Rechtsstaates" erfolgreich nur hätten verteidigen können, ,,wenn die Institutionen der Republik auf ihrer Seite gewesen wären" (S.519). Da dies nicht der Fall war, kann man nicht von einer "Selbstpreisgabe" (Karl Dietrich Erdmann/Hagen Schulze) sprechen, wohl aber von einem Scheitern der Republik an ihren Gegnern, zu denen nicht nur die Nationalsozialisten gehörten.

Den Autor, seinen Lehrer Eberhard Kolb und seine weiteren Förderer (Konrad-Adenauer-Stiftung, Kommission zur Erforschung des Parlamentarismus und der politischen Parteien) kann man beglückwünschen zu dieser hervorragenden Arbeit, die als eine der überzeugendsten Leistungen der jüngeren Zeitgeschichtsforschung gelten kann.

Helga Grebing

MANSTEIN, Peter: **Die Mitglieder und Wähler der NSDAP 1919–1933. Untersuchungen zu ihrer schichtmäßigen Zusammensetzung** [2., überarb. Aufl.] (= Europäische Hochschulschriften, Reihe 3: Geschichte und ihre Hilfswissenschaften, Bd.344). — Frankfurt/M., Bern, New York und Paris: Lang 1988 [1989]. 233 S., 33 S. Anh. [251 S., 35 S. Anh.].

JOKISALO, Jouko: **,,. . . den Arbeiter für die NSDAP zu gewinnen". Zur Ideologie und Massenbasis des deutschen Faschismus 1933–39** (= Oulun yliopiston historian laitoksen julkaisuja, No.2, 1988; Yleenen aate- ja oppihistoria). — Oulu: Ouluensis Universitas 1988. 235 S.

Daß die Massenbasis der NSDAP einen geschichtlich relevanten Faktor darstellt, ist — abgesehen von der Gewichtung — nicht kontrovers: gleichgültig, ob man die Errichtung der Diktatur 1933 als ,,Machtergreifung" aus der Eigendynamik der NSDAP auffaßt oder als ,,Machtübertragung" herrschender Kräfte an die faschistische Partei, deren Massenunterstützung sie brauchten. Diese Frage hat denn auch schon die zeitgenössische politische und wissenschaftliche Diskussion besonders auf der Linken (von Clara Zetkin 1923 bis Theodor Geiger 1932 und Wilhelm Reich 1933) intensiv beschäftigt. Und die neuere Forschung hat, nachdem sie die Fixierung auf die Führergestalt Hitler und das Totalitarismusschema überwunden hatte, seit dem Ende der 60er Jahre hier beachtliche Fortschritte erzielt.

Worin diese Fortschritte bestehen und welche Defizite es noch gibt, hat in Hinsicht auf die Schichtanalyse die Untersuchung von *Peter Manstein*, die aus einer Bonner Magisterarbeit hervorging, präzise

dargestellt. Gegenstand ist also die schichtmäßige Zusammensetzung der Mitglieder und Wähler der NSDAP in der Periode 1919 bis 1933. Nicht behandelt werden die geschlechts- und altersspezifischen, die konfessionellen und die regionalen Merkmale, deren Bedeutung der Autor aber natürlich nicht leugnet. Im ersten Teil stellt Manstein die wichtigsten Erklärungsversuche für die Anfälligkeit der verschiedenen Schichten vor, im zweiten die empirischen Analysen. Das 50 Seiten umfassende Literaturverzeichnis sowie der Anhang mit wichtigen statistischen Materialien erhöhen den Gebrauchswert des Buches.

Der Wert der Untersuchung liegt vor allem darin, daß erstens die Mängel in der Fragestellung wie im methodischen Instrumentarium der bisherigen Forschung aufgezeigt werden und daß zweitens daraus eine Reihe von recht konkreten Anregungen entwickelt wird, wie jetzt weiter zu verfahren wäre. So weist er die ,,methodische Nonchalance" (S.202) nach, mit der unterschiedlich definierte Schicht- und Berufsgruppen oder zeitlich und räumlich unterschiedlich bestimmte Kategorien von Mitgliedern und Wählern als kommensurabel behandelt wurden. Überzeugend ist auch sein Plädoyer, die *Inhalte* der auf eine bestimmte Sozialschicht bezogenen Propaganda, deren *Gewicht* innerhalb der Gesamtpropaganda und die *Effektivität* dieser Propaganda präzise voneinander zu unterscheiden; und ebenso z.B. innerhalb der Gesamtkategorie ,,Angestellte" oder ,,Arbeiter" auch in der empirischen Arbeit nach unterschiedlichen Gruppen zu differenzieren. Auch die Warnung gegenüber der (auch in der Diskussion über aktuelle Wählerbewegungen gängigen) Methode, die Sozialstruktur von Gebietseinheiten mit der Überrepräsentanz bestimmter Parteien umstandslos zu korrelieren, verdient nachdrückliche Unterstützung. (Es könnte ja z.B. sein, daß eine bestimmte Partei in einem überwiegend von Arbeitern bewohnten Viertel gerade deshalb dort so hohe Stimmanteile erhält, weil sich bestimmte Bevölkerungsgruppen von diesem ,,proletarischen" Milieu abgrenzen wollen.)

Nicht erörtert wird der Stellenwert, den die zahlenmäßige Stärke und schichtmäßige Zusammensetzung für die Errichtung der Diktatur hatten. Bemerkenswert ist ja immerhin, daß die NSDAP nicht auf dem Höhepunkt ihrer Wahlerfolge an die Macht kam, sondern erst dann, als sie — nach den Novemberwahlen 1932 — offensichtlich bereits in die Phase ihres Niederganges eingetreten war.

Nicht ganz unproblematisch erscheint mir auch, daß der Schichtbegriff als solcher nicht diskutiert, sondern als sozusagen selbstverständlich vorausgesetzt wird. Er hat aber seine Tücken. So bedeutet z.B. der Begriff der ,,Mittelschichten" innerhalb eines Klassenmodells von Gesellschaft etwas erheblich anderes als innerhalb eines Schichtmodells.

Die Untersuchung des finnischen Historikers *Jouko Jokisalo*, hervorgegangen aus einer Dissertation an der Berliner Humboldt-Universität, kann in mancher Hinsicht als Gegenposition zu Manstein, in mancher aber auch als dessen Weiterführung gelesen werden. Eine Weiterführung stellt sie chronologisch wie auch der Fragestellung nach dar: Sie behandelt die Jahre 1933 bis 1939; und sie fragt nach dem Zusammenhang zwischen Ideologie und Massenbasis bezogen auf die Arbeiterschaft. Eine Gegenposition stellt sie deswegen dar, weil sie mit dem Instrumentarium marxistischer Gesellschafts- und Ideologietheorie arbeitet. Sie faßt also den Faschismus als ,,spezielles Produkt der kapitalistischen Produktionsweise" auf und erklärt die Genese und die Wirksamkeit faschistischer Ideologie ,,aus den materiellen Lebensbedingungen selbst" (S.10). Ideologie wird immer auch danach befragt, welche gesellschaftlichen Interessen sie ausdrückt. Methodologisch stützt sich die Ideologieananlyse vor allem auf Georg Lukács, Hans Günther und Wolfgang Heise.

Jokisalo weiß, daß die Ideologie ,,trotz ihrer Primitivität und ihres Irrationalismus durch die Ergreifung der Massen eine ungeheuerliche gesellschaftliche Kraft" (S.5) darstellte, ohne die weder die Stabilisierung der Diktatur noch die Kriegserfolge möglich gewesen wären. Ökonomistische Reduktionen des Ideologiebegriffs, wie sie bis weit in die 60er Jahre hinein in der DDR-Geschichtswissenschaft gängig waren, sind hier also überwunden.

Sehr differenziert dargestellt werden dann die ideologischen Konzeptionen, mit denen der deutsche Faschismus sich an die Arbeiterschaft wandte, insbesondere deren antikapitalistische und pseudosozialistische, antimarxistische und antisowjetische Elemente — und bei alledem die übergreifende Bedeutung des Rassismus und des Antisemitismus. Die Arbeit will damit eine Lücke in der marxistischen Faschismusforschung schließen. Als ideologietheoretische Analyse ist ihr das ohne Zweifel gelungen. Zusammen mit der Marburger Dissertation von Eberhard Heuel (,,Der umworbene Stand. Die ideologische Integration der Arbeiter im Nationalsozialismus", Frankfurt 1988) und der Tübinger Dissertation von J. Bohse (,,Inszenierte Kriegsbegeisterung und ohnmächtiger Friedenswille", Stuttgart 1988) ergibt diese Untersuchung nun also ein differenziertes Bild von den ideologischen Strategien des deutschen Faschismus gerade gegenüber der arbeitenden Bevölkerung.

Ausgeklammert bleiben bei Jokisalo die Wirkungsmechanismen der Ideologie ebenso wie Entwicklung und Struktur des Propagandaapparats. Letzteres ist mit den bewährten Methoden empirisch-historischer Forschung sicherlich ohne größere Schwierigkeiten noch genauer zu ermitteln. Was aber die Wirkungsweise der Ideologie betrifft, so werden wohl interdisziplinäre Projekte, insbesondere unter Einbeziehung einer gesellschafts-theoretisch orientierten Psychologie, erforderlich sein, wenn man über plausible Hypothesen hinauskommen will.

Reinhard Kühnl

NIEMANN, Heinz und Helmut ARNDT: **Die Sozialistische Arbeiterpartei Deutschlands 1931–1933. Ein Beitrag zur Geschichte des Linkssozialismus in der Weimarer Republik** (= Beiträge zur wissenschaftlichen Weltanschauung, H.21. Hrsg. von der Sektion Marxismus-Leninismus der Humboldt-Universität zu Berlin). — Berlin [Ost] Nationales Druckhaus 1988. 133 S.

Die knappe, aber konsistente Studie der beiden durch ihre Darstellungen zur Geschichte der SPD in der Weimarer Republik bekannten DDR-Autoren versucht, die allzu holzschnittartig geratene Kurzfassung über die SAP in der "Geschichte der deutschen Sozialdemokratie 1917–1945" (Autorenkollektiv unter Leitung von Heinz Niemann, Berlin: Dietz-Verlag 1982) zu erweitern, zu ergänzen und zu differenzieren. Dazu werden neben der bekannten Sekundärliteratur bisher unverwendet gebliebene Quellenbestände benutzt: aus dem früheren IML des ZK der SED Materialien über regionale und lokale SAP-Organisationen, das vollständige Protokoll des ersten Parteitages der SAP, Aufzeichnungen oder Berichte von Max Seydewitz und Klaus Zweiling. Mündliche Auskünfte, die Jakob Walcher gegeben hat, werden ebenfalls verwertet. Einige Materialien stammen aus den Beständen anderer Archive: IISG Amsterdam (Nachlaß Karl Kautsky und Paul Hertz mit dem Erich-Schmidt-Bericht sowie die Unterlagen Willy Huhn), AA Stockholm (Walter Pöppel).

Fast zwei Drittel des Gesamtumfanges beziehen sich auf die Vorgeschichte der SAP; dies erscheint gerechtfertigt, da die These der Autoren von der determinierenden Bedeutung der Geschichte der Linksopposition in der SPD für die SAP Stringenz hat. Die Beurteilung der Entwicklung der SPD als Ganze, insbesondere ihrer dominierenden Führungsgruppe, folgt den bekannten normativen Kategorien: sozialreformistisch, sozialliberal, kleinbürgerlich-reformistisch (im Widerspruch zur proletarischen Massenbasis) und als Erfüllungsgehilfe der bürgerlichen Parteien zeigt sich die SPD; die Führungsgruppe strebt die vollständige Integration der Arbeiterbewegung in das bürgerlich-kapitalistische Parteien- und Gesellschaftssystem an, sie setzt auf die Praxis der Klassenzusammenarbeit mit Teilen der Monopolbourgeoisie bei gleichzeitiger Verschärfung der antikommunistischen Abwehrfront. Um die eigene Position zu stabilisieren, zahlt sie den Preis der nochmaligen Spaltung. Ihr fällt die Verantwortung für das Scheitern des Abwehrkampfes der Arbeiterbewegung gegen den Faschismus zu. — Dies sind Zuspitzungen, denen kaum zu folgen ist, da sie die Komplexität der Lage der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung in der Krise nur unzureichend reflektieren.

Auch die Linken in der SPD werden mit mehr Kritik als positiver Würdigung bedacht: Zerstritten, unzureichend geschlossen, theoretisch unsicher und verschwommen machten sie sich Illusionen über ihre Anziehungskraft bei den Massen. Weder konnten sie sich aus der Gemeinsamkeit des Antikommunismus der Rechten lösen, noch zeigten sie sich fähig zu einem Bündnis mit den radikaldemokratischen Kräften in der SPD wie z.B. Julius Leber. Da auch viele Linke in der SPD unter dem Spaltungstrauma litten, galt die Gründung einer dritten Arbeiterpartei als Schwächung der gesamten Arbeiterbewegung, waren ihre Chancen von vornherein begrenzt. Aus solcher Kritik kann der Schluß gezogen werden, daß von der Linksopposition eine Strategie hätte eingeschlagen werden müssen, die weder Ursache noch Anlaß zur Spaltung hätte geben können. Doch welche Realitätsdeckung hätte ein solches post-festum-Konzept gehabt?

Aber auch die KPD bleibt nicht ohne Kritik, wenngleich jeweils als Ausgangspunkt für ihre Fehler die Politik der SPD-Führung angesehen wird, was insbesondere für die Ausbreitung der Sozialfaschismus-These nach dem Blutmai gelten soll. Die KPD zeigte eine mangelnde Elastizität in der Einheitsfrontpolitik, ihr Kampf gegen den linken Flügel in der SPD verengte die Chancen einer Herstellung der Aktionseinheit und förderte die antikommunistischen Vorbehalte der SPD-Linken. Die Angriffe der KPD gegen die SAP beruhten auf einer Überschätzung der Möglichkeit der Massen, in großer Zahl direkt zur KPD zu kommen, und auf einer Unterschätzung der Fortschritte der linken antireformistischen Opposition.

Die kurze Geschichte der SAP wird knapp und präzise dargestellt. Aufschlußreich ist die Akzentuierung des Verhaltens einzelner Gruppen: Scharf zurückgewiesen werden die Intentionen der Walcher-Frölich-Gruppe, die als sektiererisch, dogmatisch und trotzkistisch abqualifiziert wird — eine Gruppe ,,mehr oder minder diskreditierter selbsternannter Führer ohne Gefolgschaft" — und deren Anspruch, Gravitationszentrum einer neuen kommunistischen, wirklich revolutionären Partei zu sein. Zugeordnet werden dieser Gruppe die als ,,prokommunistisch" bezeichneten Theoretiker Klaus Zweiling und Fritz Sternberg, was zumindest für den Letzteren einfach falsch ist. Die krasse Abwertung der Gruppe erscheint in der Sache nicht gerechtfertigt und könnte bei dem Versuch der SED, sich auf eine neue Tradition zu beziehen, eher hinderlich sein. (Vgl. Joachim Petzold in: Einheit, Nr.12, 1989).
Auffallend gute Noten erhält die Seydewitz-Rosenfeld-Eckstein-Gruppe in der SAP, die die These von der "Brückenfunktion" und der Priorität der politischen Aktion vertrat und in der Auflösung der SAP im Februar 1933 zur Stärkung der KPD und der einheitsfrontwilligen Kräfte in der SPD die einzig noch vorhandene Möglichkeit sah. Ihr zugesellt wird implizit Fritz Lewy, der Schwager von Seydewitz, dessen strategische Überlegungen — keine ausweglose Situation des Kapitalismus, Konzentration auf den antifaschistischen Abwehrkampf — realitätsadäquater gewesen seien. Tatsächlich bedeuteten die Selbstauflösung und ihre Begründung einer Art Selbstdesavouvierung des 1931 beschrittenen Weges.
Ungeachtet aller Kritik möchten die Verfasser ein ,,Erbe" der SAP reklamieren, wozu sie unter anderem die Faschismus-Auffassung, das Reformismus-Verständnis und die Verteidigung der Sowjetunion trotz verschiedener Vorbehalte zählen möchten. Als Hauptmangel bleibt trotz Anerkennung der Schwierigkeiten, daß es dem deutschen Linkssozialismus nicht gelang, ,,ein authentisches Marxismus-Verständnis und eine richtige Analyse der Klassenkampfbedingungen in der Endphase der Weimarer Republik gleichzeitig zu bewältigen . . .". Wie es scheint, haben wir es — (noch) nichts Neues (aus dem Osten) — mit Historikern zu tun, die wissen, was ein authentisches Marxismus-Verständnis und eine richtige Klassenkampfanalyse gewesen wären.

Helga Grebing

LESSMANN, Peter: **Die preußische Schutzpolizei in der Weimarer Republik. Streifendienst und Straßenkampf.** — Düsseldorf: Droste 1989. 448 S.

Bei der vorliegenden Bochumer Dissertation handelt es sich um eines der Bücher, bei deren Erscheinen man sich unwillkürlich fragt, warum es nicht schon lange existiert. Denn daß der Autor mit dieser Arbeit eine Forschungslücke schließt, steht außer Zwiefel: In beinahe allen Darstellungen vor allem zum Ende der Weimarer Republik taucht die preußische Schutzpolizei immer wieder als *das* republikanische Machtinstrument zur möglichen Verteidigung des ,,Bollwerks" Preußen auf. Genau dies ist der Ausgangspunkt von Leßmanns Fragestellung, indem er nämlich untersuchen will, ob die Schutzpolizei tatsächlich als eine republikanische Bastion angesehen werden kann.
Als Vorläufer der preußischen Schutzpolizei wurde im Frühjahr 1919 in Berlin die Sicherheitspolizei gegründet. Mit ihr sollte die Reichswehr als innenpolitische Ordnungsmacht zurückgedrängt werden. In der Organisation und Rekrutierung war die Sicherheitspolizei stark an militärischen Gesichtspunkten orientiert, was auch ihrer Aufgabe als polizeilicher Stoßtruppe in bewaffneten innenpolitischen Auseinandersetzungen entsprach. Die Folgen dieser militärischen Konzeption und der Rekrutierung der Polizeioffiziere fast ausschließlich aus der Berufsgruppe der Heeresoffiziere zeigten sich jedoch schon während des Kapp-Lüttwitz-Putsches im März 1920, als sich kein einziges Kommando der Sicherheitspolizei eindeutig zur verfassungsmäßigen Regierung bekannte, und auch später machten Offiziere der Schutzpolizei immer wieder durch antirepublikanische und rechtsextreme Manifestationen von sich reden.
Nachdem die Alliierten im Juni 1920 auf der Auflösung der Sicherheitspolizei bestanden, beauftragte der neue preußische Innenminister Carl Severing den Ministerialdirektor im preußischen Innenministerium, Wilhelm Abegg, mit der Umorganisation der Polizei, die im November 1920 zur Schaffung der Schutzpolizei führte. Deren erste große Bewährung erfolgte bei der Niederschlagung der kommunistischen ,,Märzaktion" von 1921 in Mitteldeutschland. Dieser Einsatz wurde von Severing als großer Erfolg gewertet, da nunmehr zum ersten Mal das Militär aus der innenpolitischen Auseinandersetzung herausgehalten war. Doch mit diesem Einsatz waren auch Konzeption und Taktik der neuen Polizei für die Zukunft vorgegeben: ,,Die Aufgabe, die der preußischen Schutzpolizei im März 1921 in der Provinz Sachsen gestellt worden war, wurde gleichsam verewigt und zur Richtschnur der Ausbildung in der Schutzpolizei erhoben [. . .] Prinzipien und Inhalte der infanteristischen Ausbildung des Heeres der Kriegs- und Nachkriegszeit wurden fast bruchlos übernommen."

Ausführlich schildert der Autor die Organisation der Schutzpolizei und den Status ihrer Wachtmeister und Offiziere. Eine entschiedenere republikanische Personalpolitik wurde nach seiner Auffassung durch das starre Laufbahnprinzip, aber auch durch die Furcht der preußischen Regierung vor einer Beeinträchtigung der Funktionsfähigkeit der Schutzpolizei verhindert. Während der Krise ab 1929 erwies sich die Struktur der Schutzpolizei und ihre Taktik als Hindernis, adäquat auf die neuen Herausforderungen zu reagieren. Entweder blieb sie untätig oder ihr massiver Einsatz führte zur Eskalation bei Zusammenstößen. Als ein Menetekel für Kommendes wurde der Berliner ,,Blutmai" angesehen, bei dem durch ein riesiges Aufgebot von Schutzpolizei gegen provozierende Demonstranten ein Blutbad mit 33 Toten und 198 Verletzten angerichtet wurde.
Am häufigsten wurde in der Forschung der Einsatz der preußischen Schutzpolizei zur Verteidigung der Republik im Zusammenhang mit dem ,,Preußenschlag" vom 20. Juli 1932 diskutiert. Leßmanns Urteil ist hier eindeutig: Er hält die Entscheidung Severings, keinen Versuch in dieser Richtung zu unternehmen, für richtig, da ein Einsatz der in militaristischen Denkkategorien befangenen Schutzpolizei gegen die Reichswehr illusorisch gewesen sei. Schon nach dem 20. Juli wurden die wenigen Repräsentanten einer republikanischen Ausrichtung in der Schutzpolizei aus ihren Funktionen entfernt, darunter vor allem der Berliner Polizeipräsident Albert Grzensinski und der Berliner Schutzpolizeikommandeur Magnus Heimannsberg. So blieb nach dem 31. Januar 1933 dem kommissarischen preußischen Innenminister Göring in dieser Hinsicht gar nicht mehr viel zu tun. Seine Umorganisation der Schutzpolizei, die auf eine noch stärkere Militarisierung herauslief, stieß unter den Polizeioffizieren bezeichnenderweise auf begeisterte Zustimmung. Ganz folgerichtig wurde die kasernierte Schutzpolizei dann 1935 in die Reichswehr überführt.
Kritisch anzumerken bleibt, daß die politische Analyse der ausgebreiteten Fakten, die doch die eigentliche Relevanz der Arbeit ausmacht, zu wenig ausgeführt erscheint. Die Interpretation des empirischen Materials bleibt ebenso wie der wenig flüssige Stil unbefriedigend. Doch trotz dieser Mängel legt Leßmann mit seiner Dissertation eine wichtige und eine ein offensichtliches Forschungsdesiderat erfüllende Arbeit vor.

Thomas Kurz

Studien zur Arbeiterbewegung und Arbeiterkultur in Berlin. Hrsg. von Gert-Joachim GLAESSNER, Detlef LEHNERT und Klaus SÜHL (= Wissenschaft und Stadt, Bd.11). — Berlin: Colloquium-Verlag 1989. XVIII, 339 S.

Angesichts der einleitend vermerkten Tatsache, daß ,,das Interesse für die Geschichte die Arbeiterbewegung derzeit in Wissenschaft und politischer Publizistik nicht gerade Hochkonjunktur" hat, auch unter Berücksichtigung der trotz der (hier noch nicht verarbeiteten) Publikationsflut zur 750-Jahrfeier Berlins weiter bestehenden Desiderate, muß man diesen Studien-Band begrüßen. Die Autoren behandeln und analysieren ,,nicht ohne kritische Sympathie" (S.XIV) wesentliche Aspekte der Berliner Arbeiterbewegung und Arbeiterkultur, konzentriert auf die Sozialdemokratie in der Weimarer Republik. Das hätte im Titel wohl genauer gesagt werden können.
Im einführenden Beitrag setzt Detlef Lehnert hinter die Überschrift ‚Das ,,rote" Berlin: Hauptstadt der deutschen Arbeiterbewegung' ein Fragezeichen und begründet dies mit Analysen der Wahlresultate und der Stadtregierung. Seine relativierende Sicht ergibt sich aber zwangsläufig aus der einseitigen Orientierung auf die Sozialdemokratie, der durchweg negativen Bewertung der KPD und der weitgehenden Negierung all derjenigen Kräfte, die sich außerhalb der Parteien zum ,,roten" Berlin zugehörig fühlten. Sicher muß man der Feststellung zustimmen, daß ,,die Berliner Arbeiterbewegung [. . .] den Wandel der Sozialstruktur ihrer Stadt schon damals in rosa-roten Träumen verschlafen" hat, aber SPD und KPD waren nicht nur in dieser Hinsicht ,,ausnahmsweise brüderlich vereint" (S.35). Etwas differenzierter müßten die Urteile angesichts der z.B. von Edward Gough vorgelegten Untersuchungen ausfallen. Als Detail: Die Fotos des RFB (S.25, S.33) dürften nach dessen Verbot vom Mai 1929, das selbst das Tragen von Teilen der Uniform einschloß, falsch (1930) datiert sein. In mancher Hinsicht ergänzend: Die Studie von Klaus Sühl ,,Selbsthilfe oder Staatshilfe" (S.271ff) über die grundsätzliche Stellung der Sozialdemokratie zum Staat.
Wohl erstmalig gibt Heidrun Homburg einen Überblick über Gewerkschaften und Streikbewegungen von 1919 bis 1932 mit guten Tabellen. Ihrem letzten Satz über die Ursachen der Niederlage der Arbeiterbewegung gegen den Faschismus kann man nur zustimmen; leider bleibt er hier eine isolierte Behauptung.

Die ,,Streiflichter auf die Wohnverhältnisse Berliner Arbeiterfamilien" (Detlef Lehnert) berühren Grundfragen der Wohnungspolitik der Arbeiterparteien, die allerdings hinsichtlich der auf städtischen bzw. staatlichen Wohnungsbau orientierten KPD nicht analysiert ist. Indessen gibt der Aufsatz von Gerd Göckenjahn: "Gesundheit in Berlin?" Einsichten in die Sozialverhältnisse der Stadt und die Anstrengungen der arbeitenden Menschen selbst, diese zu verbessern. Das ist auch Inhalt der Beiträge von Christl Wickert, die die SPD-Frauenpolitik behandelt und darin eingeschlossen über die ,,Arbeiterwohlfahrt" sowie über Biographien von vier engagierten Sozialdemokratinnen informiert. Von gleichem informativen Wert sind die ,,Notizen zur Geschichte der Berliner Arbeiterjugendbewegung" von Roland Gröschel (was auch in diesem Fall sozialdemokratisch heißt) und Gert-Joachim Glaeßners Skizze über die Konsum-Genossenschaft Berlin.
Einen Diskussionsbeitrag zum Stellenwert der Kultur-, Freizeit- und Selbsthilfeorganisationen geben Klaus Sühl und Rita Meyhöfer, sinnvoll ergänzt durch Glaeßner über Kultur- und Bildungsarbeit der Berliner Arbeiterbewegung.
Die Fäden aus den Studien zusammenfassend, analysiert der Aufsatz von Glaeßner und Sühl ,,Anpassung — Überleben — Widerstand" die Lage der Arbeiterbewegung 1933. Er wirkt — wie alle anderen zehn Studien — anregend für weitere Untersuchungen im Detail wie für generalisierende Analysen zur Berliner Arbeiterbewegung in ihrer Breite und Vielfalt. Sie erwies sich im ,,roten Berlin" als wichtiger Teil der ,,größten Weltkulturbewegung", wie der SPD-Vorstand schon 1910 die internationale Arbeiterbewegung im Glückwunsch an den 70-jährigen Bebel beschrieb.

Ingo Materna

KRUPPA, Bernd: **Rechtsradikalismus in Berlin 1918–1928.** — Berlin und New York: Overall 1988. X, 467 S.

Trotz zahlreicher Untersuchungen zur Frühgeschichte der NSDAP, der Freikorps und anderer paramilitärischer Organisationen fehlt in der Weimar-Forschung eine systematische Analyse des gesamten rechten politisch-gesellschaftlichen Spektrums. Zumindest für den Raum Groß-Berlin versucht die vorliegende Arbeit, eine im Fachbereich Geschichtswissenschaft der FU entstandene Dissertation, diese Lücke zu schließen. Als Quellenbasis dienen dem Autor die Selbstzeugnisse der untersuchten Organisationen — es fehlen allerdings die Goebbels-Tagebücher —, die Akten der staatlichen Überwachungsbehörden sowie die umfangreichen Prozeßakten. Darüber hinaus wertet der Verfasser intensiv das ‚Berliner Tageblatt' und die ‚Weltbühne' aus. Diese Zeitungsartikel sind häufig die einzige Basis für eine Beschreibung der rechtsradikalen Szene, sie ersetzen die Arbeit mit Primärquellen — ein methodisch recht problematisches Verfahren.
Kriterien für die Bestimmung von Rechtsradikalismus in der Wiemarer Republik sind für Kruppa antidemokratisches Denken, Vorliebe für autoritäre Strukturen und ein übersteigerter Nationalismus und Antisemitismus (S.7/8). Dabei bleiben die Unterschiede zu konservativ-reaktionären Gruppen verschwommen, zweifellos auch ein Reflex auf die objektiven Schwierigkeiten, in diesem Bereich Abgrenzungen zu treffen. Zurecht verweist der Autor darauf, daß eine Analyse des Rechtsradikalismus nicht ohne Bezug auf die psychischen Strukturen seiner Anhänger möglich ist. Hierfür hält er die historische Methode allerdings nur für bedingt geeignet. Er will sie ergänzen durch psychoanalytische Ansätze wie sie Wilhelm Reich in seiner ‚Massenpsychologie des Faschismus' und Klaus Theweleit in seinen ‚Männerphantasien' entwickelt haben (S.30ff). Doch diese Ansätze gehen im Verlauf der Untersuchung irgendwie verloren; und mit einer genauen historischen Analyse der wirtschaftlichen, sozialen und politischen Verhältnisse ließen sich unter Einbeziehung der Mentalitätsforschung sehr wohl Denk- und Verhaltensstrukturen der Basis herausarbeiten.
Den Kern der Rechtsradikalen bildeten ehemalige Soldaten und Offiziere, sowie jüngere Männer, die erst durch die unruhigen Nachkriegsjahre radikalisiert wurden. Die meisten kamen aus bürgerlichen Familien, hatten ihre Schulbildung abgebrochen, fürchteten den sozialen Abstieg (S.47). Anhänger fanden die rechtsradikalen Parteien vor allem im Mittelstand, Hochburgen waren die Gymnasien und Universitäten.
Im Mittelpunkt der Untersuchung steht die Geschichte der rechtsradikalen Gruppen und Parteien, ihrer vielen Spaltungen, ihrer Beziehungen zu politischen Nachbargruppen, zur Reichswehr, zur Polizei. An größeren Organisationen werden untersucht: die ‚Deutschsoziale Partei' und die ‚Deutsch-völkische Freiheitspartei', die sich in den Jahren 1922/23 zur schlagkräftigsten Organisation des Rechtsradikalismus entwickelte. Im Krisenjahr 1923 verdichteten sich die Beziehungen zwischen rechtsradikalen Gruppen und der Reichswehr, bis die Herbstereignisse (Buchrucker- und Hitler-Putsch) das Verhältnis nachhaltig erschütterten (S.281).

Die Neuformierung der Rechtsradikalen erfolgte 1924 in der ‚Nationalsozialistischen Freiheitspartei'. Sie blieb bei den Maiwahlen 1924 mit 4,8% in Berlin unter dem Reichsdurchschnitt; zurecht weist Kruppa aber auf das mit 200.000 Wählern beträchtliche Wählerpotential der Rechtsradikalen hin (S.296). Ein Erfolg in der Arbeiterschaft gelang der Partei nur im Bezirk Spandau (Eisenbahnwerkstätten).
Das Schlußkapitel handelt vom allmählichen Aufstieg der Berliner NSDAP, die Schritt für Schritt ihre rechtsradikalen Konkurrenten aus dem Feld drängte bzw. aufsog. Mit dem Auftritt Goebbels' als Berliner Gauleiter der NSDAP sieht Kruppa einen neuen Abschnitt in der Geschichte des Rechtsradikalismus: Nicht mehr Verschwörung und Staatsstreich hieß die Devise, sondern Gewinnung der Massen (S.341).

Hans-Ulrich Ludewig

MALLMANN, Klaus-Michael und Gerhard PAUL: **Das zersplitterte NEIN. Saarländer gegen Hitler.** Hrsg. von Hans-Walter HERRMANN (= Widerstand und Verweigerung im Saarland 1935–1945, Bd.1). — Bonn: Dietz Nachf. 1989. XII, 346 S.

„Um eines bitte ich: Ihr, die ihr diese Zeit überlebt, vergeßt nicht. . . . Sammelt geduldig die Zeugnisse über die Gefallenen. Eines Tages wird das Heute Vergangenheit sein, wird man von der großen Zeit und von den namenlosen Helden sprechen, die Geschichte gemacht haben. Ich möchte, daß man weiß, daß es keine namenlosen Helden gegeben hat. Daß es Menschen waren, die ihren Namen, ihr Gesicht, ihre Sehnsucht und ihre Hoffnungen hatten." Julius Fučik, tschechoslowakischer KP-Funktionär und Publizist, der diese Zeilen schrieb, ist ein Beweis dafür, wie schwierig es ist, dieser Forderung nachzukommen. Er selbst war eines von 324 Opfern, die allein in drei Septembertagen 1943 in Plötzensee dem Blutrausch der NS-Justiz zum Opfer fielen. Es gibt bei der Vielzahl der Opfer nicht genügend Historiker und Biographen, um Fučiks Aufgabenstellung zu erfüllen. Immerhin, nach Jahrzehnten der Verdrängung und nivellierender Gedenktagsreden, widmet man sich jetzt, hauptsächlich in regionalgeschichtlichen Untersuchungen, den Menschen, die Freiheit, Gesundheit und Leben im Widerstand riskierten und oft genug auch verloren, ohne daß dies von den Mitmenschen und den Historikern bisher zur Kenntnis genommen oder gar honoriert wurde. Der erste jetzt vorgelegte Band von insgesamt vier geplanten über Widerstand und Verweigerung im Saarland 1935–1945 legt der Aufarbeitung die biographische Methode zugrunde.
Das Forschungsprojekt wird durch die Stiftung Volkswagenwerk gefördert. Das Buch enthält neben einer äußerst kurzen, aber sehr konzentrierten Einführung über das Projekt und die besonderen Bedingungen des Widerstandes und der Verweigerung im Saarland 50 verschieden lange Biographien von Einzelpersonen und Familien. Ergänzt wird der Band durch eine Zeittafel und einen umfangreichen Anmerkungsapparat. Neben den üblichen Verzeichnissen verfügt er über ein Personen- und Ortsregister. Kurze biographische Notizen über die Autoren bilden den Abschluß.
Die Darstellung in Einzel- und Sammelbiographien erfreut sich inzwischen zunehmender Beliebtheit, da sie einige Vorteile besonders bei der Vermittlung von zeithistorischen Problemen hat. Gerade bei regionalhistorischen Untersuchungen kann der Leser von Lebensläufen auf eigenes Wissen, eigene Anschauungen und Erfahrungsbereiche zurückgreifen und sich mit den Geschehnissen identifizieren. Das Emotionale sollte bei der Aneignung von historischen Kenntnissen nicht unterschätzt werden. Bei ihrer Zusammenstellung dürfte es den Autoren zumindest teilweise gelungen sein, eine entsprechende Wirkung zu erzielen. Sie haben Lebensschicksale aus allen gesellschaftlichen Bereichen und politischen bzw. religiösen Bekenntnissen zusammengefaßt. Der Leser kann sich einen guten Überblick über die Breite, Intensität und unterschiedlichen Formen des Widerstandes und der Verweigerung machen. Gleichzeitig werden saarländische Spezifika und Schwerpunkte deutlich. Das Übergewicht und die immensen Blutopfer der Angehörigen der Arbeiterbewegung werden mit zunehmender Lektüre offenbar. Nur an wenigen Stellen wird die Reihe der Bergarbeiter und Arbeiter von Geistlichen oder Angehörigen des Bürgertums unterbrochen. Doch auch die Spaltung der Arbeiterbewegung, nur zeitweilig mühsam übertüncht, wird deutlich.
Die erst spät in Gang gekommene Arbeit und die oft schwierige Quellenlage führen wohl dazu, daß manche Biographien recht skizzen- und lückenhaft geraten sind. Zweieinhalb Seiten für ein ganzes Menschenleben sind wenig; doch immer noch besser als das totale Vergessen. Auch wenn die Autoren an einigen Stellen recht ausführlich werden, bei Personen wie Richard Kirn oder Otto Niebergall, deren erheblicher politischer Einfluß nicht zu übersehen ist, kann eine Kurzbiographie einfach nicht befriedigen. Auf der anderen Seite bleibt es fraglich, ob ein vielleicht unbeabsichtigter Satzfehler in einer Druckerei den Setzer zum Widerständler und damit biographiewürdig macht. Durch einen teilweise

journalistischen Schreibstil versuchen die Verfasser, Stereotypen und Schematisierungen zu entgehen, um ihre Darstellungen nicht langweilig geraten zu lassen. Leider gelingt ihnen dies nur begrenzt. Als ein besonderes Handicap erweist sich ihre Art, die Biographien zu ordnen. Sie gehen alphabetisch vor und geben damit dem Buch einen lexikalischen Charakter. Wer liest aber schon ein Lexikon von vorn nach hinten durch (ausgenommen Rezensenten)? Der Leser wird immer wieder aus einem Themenbereich herausgerissen und muß oft schon einige Seiten darauf mühsam den Faden erneut aufnehmen. Zusammenhänge und Verbindungen zwischen den einzelnen Personen gehen dabei verloren. Das alles wirkt recht ermüdend. Ein Ordnungssystem nach politischer bzw. religiöser Zugehörigkeit würde nicht zu solch störenden Effekten führen.

Dieter Knippschild

TRAPP, Frithjof, Knut BERGMANN und Bettina HERRE : **Carl von Ossietzky und das politische Exil. Die Arbeit des Freundeskreises Carl von Ossietzky in den Jahren 1933–1936** (= Veröffentlichungen der Hamburger Arbeitsstelle für deutsche Exilliteratur, NF, Nr. 1). — Hamburg: Selbstverlag 1988. XXIX, 272 S.

Im November 1936 wurde Carl von Ossietzky bekanntlich der Friedensnobelpreis rückwirkend für das Jahr 1935 zuerkannt. Daß somit ein Regimegegner und angeblicher Landesverräter geehrt wurde, der zudem bis kurz vor der Entscheidung als ‚Schutzhäftling' in einem deutschen Konzentrationslager einsaß, war alles andere als selbstverständlich. Die weltweite Publizität des Falles stellte eine ernstzunehmende propagandistische Niederlage der Nationalsozialisten dar, sie schützte andererseits Ossietzky und verhalf ihm praktisch zur Haftentlassung, wiewohl er durch die Torturen der Gefangenschaft so geschwächt war, daß er das Krankenhaus bis zu seinem Tod 1938 nicht mehr verlassen konnte.
Der vorliegende Band dokumentiert die Arbeit einer kleinen Gruppe deutscher Emigranten, des ‚Freundeskreises Carl von Ossietzky', die in hohem Maße für die Rettung Ossietzkys verantwortlich war, auch wenn diese nicht glücklich ausging. Der Freundeskreis setzte sich aus politischen Weggefährten und früheren Mitarbeitern Ossietzkys zusammen. Diese waren im Exil über die verschiedensten europäischen Länder und die USA verstreut, wobei Paris einen gewissen Mittelpunkt darstellte. Dort lebten auch die beiden ‚Köpfe' der Gruppe, Hellmut von Gerlach und Hilde Walter. Besonders nach von Gerlachs Tod im Sommer 1935 wurde Hilde Walter, Journalistin und frühere Weltbühne-Autorin, die zentrale Koordinatorin der Aktivitäten des Freundeskreises. Diese umfaßten das Sammeln von Spenden, die Betreuung Ossietzkys in der Haft (soweit dies vom Ausland aus möglich war), die Versorgung seiner Familie, vor allem aber die zielgerichtete Organisation der Nobelpreiskandidatur und der begleitenden Pressekampagne. Trapp, Bergmann und Herre schildern, orientiert am chronologischen Ablauf der Ereignisse, wie von Paris aus ein internationales Netz von Beziehungen aufgebaut wurde. Mit dessen Hilfe regte man einerseits diskrete Einwendungen international bekannter Persönlichkeiten an das Nobelkomitee an, andererseits wurde versucht, in den national jeweils wichtigen Zeitungen eine möglichst kontinuierliche Berichterstattung über Ossietzky zu inszenieren. Dabei bemühte man sich zumeist, die Emigranten als Urheber von Aufrufen und Berichten nicht in den Vordergrund treten zu lassen, um den propagandistischen Wert gegenüber den Nationalsozialisten zu erhöhen.
Diese verdeckte Vorgehensweise ist auch eine der Ursachen dafür, daß die wichtige Arbeit des Freundeskreises im nachhinein kaum gewürdigt wurde — obwohl sie eigentlich bestens dokumentiert ist. Hilde Walter hatte bereits 1938 die zwar nicht ganz vollständigen, aber doch sehr umfangreichen und aussagekräftigen Unterlagen in Form von Berichten, Zeitungsausschnittsammlungen und vor allem Briefwechseln dem Internationalen Institut für Sozialgeschichte in Amsterdam übergeben. Die Autoren der Hamburger Arbeitsstelle für Exilliteratur haben dieses Material erstmals vollständig (und sorgfältig) durchgearbeitet und präsentieren es in dem vorliegenden Band. (Der im übrigen als begleitende Dokumentation zu einer Ausstellung angelegt ist, die 1988 aus Anlaß von Ossietzkys 50. Todestag in Hamburg, 1989 zu seinem 100. Geburtstag in Berlin gezeigt wurde und demnächst im Bundesarchiv in Koblenz zu sehen sein wird.) Es gelingt ihnen dabei eine regelrecht spannende Schilderung des Ablaufs der Ereignisse, vor allem aber wird die politische Bedeutung der Ossietzky-Kampagne deutlich: Sie wurde von den Emigranten als Chance begriffen, neben dem Rettungsversuch für einen Einzelnen eine zumindest propagandistische Attacke gegen das deutsche Regime zu organisieren. Zudem stellte sie eine der nicht gerade zahlreichen Möglichkeiten dar, in den jeweiligen Exilländern über das ‚Neue Deutschland' und seine Konzentrationslager aufzuklären. Darüber hinaus gelingt es den Autoren, Entwicklung, Strategie und Bedeutung des Freundeskreises in den Kontext der Diskussionen um die Volksfrontpolitik einzuordnen. Es wird ebenfalls etwas von dem außergewöhnlich großen Gewicht der parteiunabhängigen Linksintellektuellen in den ersten Jahren des Exils deutlich.

Die vorliegende, übrigens auch ansprechend gestaltete und gut illustrierte Dokumentation erschließt zuverlässig das wichtigste Quellenmaterial zur Nobelpreiskampagne. Sie ist eine hervorragend gelungene Darstellung eines begrenzten, für die zeitgenössische politische Situation des deutschen Exils aber höchst aufschlußreichen Unternehmens und kann somit auch als Ausgangspunkt weiterer Forschungen dienen, die z.B. die Solidaritätsarbeit für Ossietzky aus der jeweiligen nationalen Perspektive untersuchen. Für Großbritannien existiert eine solche Studie bereits (leider noch unveröffentlicht), für Norwegen und Schweden ist eine entsprechende Untersuchung in Arbeit.

Christoph Schottes

JAHODA, Marie: **Arbeitslose bei der Arbeit. Die Nachfolgestudie zu „Marienthal" aus dem Jahr 1938.** Aus dem Englischen von Hans Georg Zlian. Hrsg. und mit einer Einführung versehen von Christian Fleck. (= Studien zur historischen Sozialwisenschaft, Bd.11). — Frankfurt/M. und New York: Campus Verlag 1989. LXXII, 140 S.

Marie Jahoda, 1907 in Wien geboren, studierte bei Karl und Charlotte Bühler am Psychologischen Institut der Universität Wien, veröffentlichte 1933 gemeinsam mit Paul Lazarsfeld und Hans Zeisel die bahnbrechende Untersuchung „Die Arbeitslosen von Marienthal". Im englischen Exil führte sie vom November 1937 bis zum April 1938 die Feldforschungen für ein ähnliches Projekt durch. Sie untersuchte ein von Quäkern organisiertes Bedarfsdeckungsprogramm für Arbeitslose im walisischen Eastern Valley. Die Studie wurde seinerzeit von Jahoda nicht veröffentlicht, der Leiter des Programms hatte ihr erklärt, damit werde sein Lebenswerk zerstört. Nach 50 Jahren kann man sie jetzt zum ersten Mal lesen. Viele Fragen, etliche Antworten sind für die von Massenarbeitslosigkeit geprägte europäische Gesellschaft des ausgehenden Jahrtausends erstaunlich aktuell.

Christian Fleck gibt in seiner Einführung einen eindringlichen Überblick zur politischen und wissenschaftlichen Biographie Jahodas. Ihr Vater gehörte dem „assimilationswilligen jüdischen Bürgertum der Haupt- und Residenzstadt der Doppelmonarchie an" (S.VIIIf.). In der „Freien Vereinigung Sozialistischer Mittelschüler" sammelte Jahoda erste politische Erfahrungen, geriet sie alsbald mit den „Bonzen der Partei" (S.XV) in Konflikt. Ihre Wiener Studienzeit absolvierte sie in zwei Welten: zwischen Sozialdemokratie und Bühler-Institut, das über Mittel der Rockefeller-Foundation verfügte und einer der größten Arbeitgeber für Geistes- und Sozialwissenschaftler der Republik Österreich war. Jahoda schrieb ihre Dissertation über Anamnesen im Versorgungshaus (einer Kombination aus Obdachlosenasyl und Altersheim), begann unmittelbar darauf als Mitarbeiterin der Wirtschaftspsychologischen Forschungsstelle mit dem Projekt „Marienthal".

Kontext und methodischer Hintergrund der Untersuchung werden von Fleck detailliert dargelegt. Die Machtergreifung des Austrofaschismus zwang Jahoda zu einer mehrjährigen Doppelexistenz: Arbeit am Wirtschaftspsychologischen Forschungsinstitut auf der einen, illegale Arbeit mit Joseph Buttinger auf der anderen Seite. Im November 1936 verhaftet, im Juli 1937 zu drei Monaten Kerker verurteilt, kann sie im November nach England ausreisen.

Ihre Untersuchung im Eastern Valley gliedert sich in drei Teile. Im ersten befaßt sie sich mit dem gesellschaftlichen, kulturellen und wirtschaftlichen Hintergrund des Eastern Valley, im äußersten Osten des südwalisischen Kohlereviers gelegen. „Wichtige Säulen des ideologischen Gebäudes der Bevölkerung" (S.19) sind ein „religiösen Glaubensvorstellungen aufs engste verwandter" (S.18) Glaube an den Sozialismus, sind kirchliche Gemeinschaften und Sekten. Die Arbeit in den Gruben „verleiht dem Leben im Heim des Bergarbeiters einen jazz-artigen Rhythmus (. . .) Unregelmäßigkeit ist die normale Lebensform" (S.25). Seit 1921 schwebt beständig die Drohung mit der Arbeitslosigkeit über der Gemeinschaft. 1935 kommen die Quäker mit ihrem Bedarfsdeckungsprogramm für Arbeitslose ins Eastern Valley, die ihm zugrundeliegenden Ideen, seine Geschichte, seine wirtschaftlichen Bedingungen und seine Ergebnisse schildert Jahoda im zweiten Teil ihrer Studie. Im dritten Teil analysiert sie den Eingriff, den Arbeitslosigkeit für einen normalen Lebensablauf mit sich bringt und die Auswirkungen des Bedarfsdeckungsprogramms auf das Leben seiner Teilnehmer. Sie geht dem Konflikt der Arbeitsmentalitäten nach, der durch die Koexistenz drei verschiedener Wirtschaftssysteme im Valley ausgelöst wird: des üblichen Arbeitssystems, des Systems der Langzeitsarbeitlosigkeit und eben des im Bedarfsdeckungsprogramm herrschenden Gleichheitssystems.

Jahodas Fazit ist eher skeptisch. Älteren Langzeitarbeitslosen hat das Programm Vorteile gebracht, das „Ausmaß an kollektiver sozialer Erfahrung", das den Mitgliedern zuteil wurde, sei eine der „hauptsächlichsten positiven Auswirkungen" (S.126). Aber der Nutzen für die Gesellschaft sei eher gering.

Messe man das Programm an ,,an den von seinen Ideen inspirierten Ansprüchen, dann muß daß Experiment als gescheitert bezeichnet werden. Es wird ihm nie gelingen, das gegenwärtige Gesellschaftssystem zu verändern; hier ist man wahrscheinlich besser beraten, wenn man sich statt auf Wohltätigkeit auf die Macht des sozialen Wandels verläßt" (S.127).

Willy Buschak

Japan im Umbruch — Gewerkschafter berichten über Arbeitskämpfe der Nachkriegsära. Hrsg. von Hirosuke KAWANISHI (= WSI-Studie zur Wirtschafts- und Sozialforschung, Nr. 64). — Köln: Bund Verlag 1989. 372 S.

Der Herausgeber des anzuzeigenden Bandes, Hirosuke Kawanishi, Professor an der Universität in Chiba, nahe Tokyo, gehört zu den Außenseitern in der japanischen Gewerkschaftsforschung. Bekannt wurde er mit Arbeiten über die, in japanischen Betrieben gar nicht so seltenen, Minderheitsgewerkschaften. Ungewöhnlich war wohl auch das Vorhaben, über das das vorliegende Buch Rechenschaft gibt. Kawanishi lud einige ältere Gewerkschaftsführer ein, in seinem Seminar über die großen Arbeitskämpfe der Nachkriegszeit zu berichten. Es ging ihm darum, bei seinen Studenten — entgegen dem konformistischen, allein auf die Wirtschaftserfolge Japans gerichteten Meinungsklima — Interesse zu wecken für eine gewerkschaftliche Politik, die sich von der in der Gegenwart erheblich unterscheidet. Die sieben in dem Band aufgenommenen Berichte sind in der Tat geeignet, das auch in der Bundesrepublik verbreitete Bild von den zahmen japanischen Gewerkschaften zu korrigieren. Einleitend gibt Kawanishi eine Skizze der Entwicklung der japanischen Gewerkschaften nach dem Zweiten Weltkrieg, die eine Bewertung der Arbeitskämpfe, über die berichtet wird, erlaubt; den einzelnen Kapiteln ist jeweils eine knappe Darstellung der Konflikte vorangestellt, die das Verständnis der oft detailreichen Berichte der Zeitzeugen erleichtert.

Breiten Raum nehmen die Arbeitskämpfe der unmittelbaren Nachkriegszeit 1945–1949 ein. Berichtet wird über die oft langdauernden Auseinandersetzungen in Zeitungsverlagen, in der Filmindustrie, bei Toshiba und bei der staatlichen Eisenbahn. Es waren die Jahre der gewerkschaftlichen Offensive in einer politisch noch offenen oder offen scheinenden Situation; auch über die Formen der gewerkschaftlichen Organisierung war noch nicht entschieden. Gestützt von den amerikanischen Besatzungsbehörden waren die Gewerkschaften zunächst durchaus erfolgreich. In einigen Phasen gelang — zumeist in betriebsübergreifenden Auseinandersetzungen — die Durchsetzung einer weitgehenden ,,shop floor control", die Verhinderung von Massenentlassungen und die Sicherung der Grundeinkommen. Gefördert, wenn nicht gar initiiert wurden die Kämpfe von den Linksparteien, was ihnen nicht selten einen unmittelbaren politischen Charakter verlieh. In die Defensive gerieten die Gewerkschaften freilich nach der Umorientierung der Besatzungspolitik im Vorfeld des Koreakrieges. Aufschlußreich dafür ist die Darstellung des geplanten, dann auf Druck der Amerikaner abgesagten Generalstreiks am 1. Februar 1947. An vielen Details wird die Härte der Auseinandersetzungen jener Jahre deutlich, für die es in der Geschichte der Bundesrepublik keine Parallelen gibt. Nahezu regelmäßig kam es zu Betriebsbesetzungen, Konfrontationen mit der Polizei und Entlassungen der Gewerkschaftsaktivisten. Undurchsichtig bleibt indessen — in den Berichten der Gewerkschaftsführer wie in den Kommentaren Kawanishis — wie die politischen Frontlinien zwischen den verschiedenen Gewerkschaftsverbänden und den linken Parteien verliefen. Nur durch Interpolationen läßt sich erschließen, daß die Kommunistische Partei Japans in diesen Jahren die Initiative an sich reißen konnte und damit auch temporär Erfolg hatte.

Nicht zu übersehen ist freilich, daß schon in dieser frühen Phase die partikularistischen Tendenzen in der japanischen Gewerkschaftsbewegung virulent waren. Gewerkschaftsspaltungen im Verlauf von Auseinandersetzungen waren häufig. Konzernbosse und Arbeitgeberverbände spielten dabei eine undurchsichtige Rolle. Nicht selten gerieten die Streikenden in die Minderheit und mußten den Kampf abbrechen. Leider wird in den Darstellungen nicht transparent, welche Konstellationen von politischen Loyalitäten, Gruppenzusammenhängen oder Betriebszugehörigkeiten dafür verantwortlich zu machen waren.

Zu Beginn der 50er Jahre waren die grundlegenden politischen Entscheidungen gefallen; spätestens 1955 hatte sich die faktische Verteilung der ökonomisch-politischen Macht und das System der industriellen Beziehungen mit Betriebsgewerkschaften etabliert. Der große Streik der Bergarbeiter in den Miike-Kohlegruben 1959/60, mit 282 Tagen der längste in der Geschichte Japans und in manchen gewerkschaftshistorischen Darstellungen als entscheidender Wendepunkt und historische Niederlage interpretiert, war — wie an dem illustrativen Bericht deutlich wird — ein letzter heroischer Versuch zur Verteidigung der ,,shop floor control", eigentlich ein Nachbeben eines schon Jahre zuvor entschiedenen Kampfes. Der Streik der Seeleutegewerkschaft um Arbeitszeitregelungen 1972, über den das letzte Kapitel des Bandes unterrichtet, war demgegenüber ein Normalkonflikt im Rahmen des institutionalisierten

Systems der Industriellen Beziehungen. Er zeigt freilich, daß industriegewerkschaftliche Organisationsformen, denen die Seeleutegewerkschaft nahekommt, zwischenbetriebliche Konkurrenzen wirksam auszuschalten vermag. Effektive Arbeitszeitverkürzungen sind den Betriebsgewerkschaften Japans bis heute nicht gelungen.
Der Band wurde von Wolfgang Seifert und einer Studentengruppe am Ostasiatischen Seminar der FU Berlin in ein fachwissenschaftlich korrektes und gut lesbares Deutsch übersetzt und mit einem Glossar versehen, das für den deutschen Leser von großem Nutzen ist.

Joachim Bergmann

HEUMOS, Peter: **Die Emigration aus der Tschechoslowakei nach Westeuropa und dem Nahen Osten 1938–1945. Politisch-soziale Struktur, Organisation und Asylbedingungen der tschechischen, jüdischen, deutschen und slowakischen Flüchtlinge während des Nationalsozialismus. Darstellung und Dokumentation** (= Veröffentlichungen des Collegium Carolinum, Bd.63). — München: Oldenbourg Verlag 1989. 496 S.

Eine auf den ersten Blick unausgewogen scheinende Relation zwischen Buchumfang und Haupttitel hemmt zunächst den Griff nach diesem Opus, da das Augenmerk erfahrungsgemäß nur selten den sogen. bibliographischen Nebeneintragungen gilt; das Schriftbild — um beim ersten Eindruck zu bleiben — erschreckt geradezu. Gleich vorweg sei daher hervorgehoben, daß die Darstellung 276 Druckseiten beansprucht und die umfangreiche Dokumentation fast eine Hälfte des Gesamtwerkes ausmacht.
Der Verfasser spricht sich bereits in der Einleitung in einer ideologiekritischen Reflexion gegen eine politikorientierte Emigrationsforschung wegen deren legitimatorischen Mißbrauchs aus; vielmehr weist er unmittelbar auf drei Konflikte in der Emigration aus der Tschechoslowakei hin — die antideutsche, antisemitische und antislowakische Grundstimmung als ihren Wesenszug, ihre Grundstruktur. Und obwohl er einleitend auch die sozialgeschichtliche Aspiration seiner Darstellung (in ,,falscher" Bescheidenheit) relativiert, präsentiert diese sowohl eine Oberflächenplastik als auch einen Querschnitt der sozialen, ethnischen, nationalen, kulturellen und politischen Tektonik der mitteleuropäischen Misere in ihrer Kulminationsperiode nach 1938. Die Betroffenheit, die dieser Beitrag zur Geschichte der europäischen Caritas auslöst, vermittelt nicht nur vielschichtige Einblicke und Erkenntnisse, sie regt auch neue Gedankengänge an, setzt Festgeglaubtes, wie beispielsweise die britische Immigrationspolitik, neuen Fragen aus.
In drei Phasen — nach dem Anschluß der Sudetengebiete im Oktober 1938 bis März 1939, dann nach der Errichtung des Protektorats Böhmen und Mähren sowie schließlich nach dem Kriegsausbruch — gingen etwa 42.000 tschechoslowakische Staatsbürger ins westliche Exil, davon etwa 33.000 Juden, 5–6.000 Tschechen und 3.500–4.000 Sudetendeutsche. Allein diese Zahlen fordern einen Vergleich heraus: Während sich beispielsweise von den ,,reichsdeutschen" Juden etwa die Hälfte in die Emigration retten konnte, waren es von den tschechoslowakischen weniger als zehn Prozent. Überproportional hoch dagegen waren die politischen Emigranten unter den Deutschen aus der CSR vertreten. Ein eigenes Kapitel beschäftigt sich mit der militärischen Emigration. Anschließend konzentriert sich der Autor auf Großbritannien, wo etwa 10.000 Tschechoslowaken, davon 80–90 Prozent Deutsche, Asyl gefunden hatten. Aufschlußreiche sozialstatistische Angaben befinden sich im letzten Buchabschnitt, der der Tätigkeit des Czech Refugee Trust und der Sozialgeschichte des tschechoslowakischen Exils in Großbritannien gewidmet ist.
Daß diese Darstellung mittelbar mehr Trauerabreit leistet als andere, ist eine Wirkung der Tragweite der Irreversibilität der kulturellen Verluste. Für die deutsche Exilforschung dürfte sie aufgrund ihrer fundierten und breiten Quellengrundlage (nur französische und tschechoslowakische Archive blieben Peter Heumos verschlossen) von großem Nutzen sein. Vor allem für die Sozialhistoriker unter den Exilforschern sind auch die gut edierten Dokumente besonders wertvoll. Eine gewisse Enttäuschung bereitet allerdings der Umstand, daß der Verf. die Frage der Rückkehr aus dem Exil nicht angeschnitten hat.

Jan Foitzik

ARON, Cindy Sondik: **Ladies und Gentlemen of the Civil Service. Middle-Class Workers in Victorian America.** — New York und Oxford: Oxford University Press 1987. 243 S.

Diese auf vielen Bewerbungsakten des Department of the Interior und des Treasury Department basierende Studie beschreibt die Anfänge der ,,ersten weißen Bürokratie" zwischen 1860 und 1900 in den USA (S.3). Früher als in Büros der Privatwirtschaft wurden Frauen seit 1861 durch Treasurer Francis Spinner vom amerikanischen Staat beschäftigt, um die während des Bürgerkriegs benötigten großen

Mengen neuen Papiergelds zuzuschneiden und zu zählen. Ihre Entlohnung betrug mit zunächst $ 600, später $ 900 genau die Hälfte der Eingangsgehälter der männlichen Beamten, obgleich viele der Frauen bald gleiche Arbeiten wie die männlichen Kollegen und nicht etwa dequalifizierte Tätigkeiten erledigten. Aron interessiert die Büroarbeit für den Staat als eine Beschäftigung, die zugleich Frauen und Männern Erwerb bot, die Geschlechter also an gleichen Arbeitsplätzen vereinte, während das viktorianische bürgerliche Ideal ihnen zugleich getrennte Sphären zuwies. Ihre Zentralthese ist, daß Frauen und Männer in diesen ,,sexually integrated" Beschäftigungen zusammen eine neue Mittelklassenkultur entwickelt hätten (S.10).

Der erste Teil des Buches beschreibt sowohl die ,,gentlemen" als auch die ,,ladies", die seit 1861 ihre Arbeit in den Regierungsbüros in Washington aufnahmen, als ,,widerstrebende Pioniere und Pionierinnen"(S.11). Denn sowohl für abstiegsbedrohte Männer der alten Mittelklassen, denen ein Bürojob die letzten Chancen bot, als auch für junge Männer, die darin ihre erste berufliche Möglichkeit sahen und die Absicht hatten, dieses Sprungbrett bald zu verlassen, habe die Anstellung in einem dauerhaften, entlohnten, hierarchischen Arbeitsverhältnis die traditionelle männliche Identifikation mit Autonomie und Individualismus in Frage gestellt. Das politische Patronage-System und die Anwesenheit von weiblichen Kollegen bestärkten die Gleichsetzung des Staatsdienstes mit physischer Schwäche, Abhängigkeit, kurz: Entmännlichung. Frauen dagegen zögerten trotz finanzieller Bedürftigkeit und Zwängen, mit ihrer Erwerbsarbeit zum Überleben ihrer Familien beizutragen, solche Stellen einzunehmen, weil Erwerbsarbeit sich für ihre Weiblichkeit nicht schickte (S.41ff).

Feminisierung, kontinuierliche Rationalisierung und Mechanisierung führten dazu, daß weibliche Arbeitskräfte immer mehr Tätigkeiten übernahmen (S.81), die Separierung des behördlichen Arbeitsmarktes in zwei nach Geschlecht getrennte Bereiche und der große Gehaltsunterschied wurden dadurch jedoch nicht aufgehoben; aber je nach Arbeitsplatz und individueller Entscheidung einzelner ,,supervisor" konnten manche Frauen über Männer aufsteigen, gerade weil die Behörde keine sehr zentralisierte und rigide ausgeführte Arbeitsmarktpolitik betrieb (S.92). Zunehmende Bürokratisierung der Verwaltungen war daher für Frauen eher von Nachteil (S.134).

Konflikte und Freundschaften unter männlichen und weiblichen sowie zwischen männlichen oder weiblichen Kollegen jeweils untereinander, die Aron an illustrierenden Einzelfällen exemplarisch verfolgt, führten selten zu kollektiven Aktionen und erst nach 1900 zu einer ständigen Berufsorganisation, um die gemeinsame Lage zu verbessern (S.159). Aron interpretiert diesen Befund dahingehend, daß Staatsbeschäftigte beiderlei Geschlechts, die an ihren Arbeitsplätzen Möglichkeiten für individuelle Selbstbestätigung gefunden hätten, sich dem Mittelstand zurechneten (S.160). Spannungen hätten nicht nur wegen Klassen- sondern auch wegen Geschlechterunterschieden bestanden, aber die Spannungen hätten auch die Geschlechtergrenzen durchkreuzt. Denn Männer hätten durch die Anwesenheit von Frauen gelernt, Kolleginnen wie Kollegen zu behandeln, obgleich ein solches Verhalten außerhalb des Arbeitsplatzes Normen verletzt hätte. Frauen hätten lernen müssen, daß sie Weiblichkeitszuschreibungen hinter sich lassen und aggressive Verhaltensweisen übernehmen mußten, wenn sie als Beamtinnen überleben wollten (S.161ff). Am Arbeitsplatz sei die Trennung der Mann und Frau zugeschriebenen Sphären ansatzweise aufgehoben worden, allerdings sei damit auch sexuelle Belästigung während der Arbeit als ein neues Problem aufgetaucht (S.183). ,,A more sexually integrated world" im 20. Jahrhundert ist Arons Zielperspektive, auf die hin sie ihre anregende, wenn auch im Einzelargument nicht immer überzeugende, sehr lesbare Studie angelegt hat.

Ursula D. Nienhaus

SCHNORBACH, Hermann: **Lehrer im Internationalen Gewerkschaftsbund. Entstehung und Entwicklung des Internationalen Berufssekretariats der Lehrer von 1918 bis 1945** (= Veröffentlichungen der Max-Traeger-Stiftung, Bd.8). — Weinheim und München: Juventa Verlag 1989. (VIII), 305 S.

Die 1988 abgeschlossene Frankfurter Dissertation des Grundschullehrers Hermann Schnorbach schließt eine kleine Lücke in der Geschichte der internationalen Gewerkschaftsbewegung. Ziel der in ihrem Schwerpunkt klassisch organisationsgeschichtlichen Arbeit ist die Darstellung von Organisation, Programmatik und Praxis des ,,Internationalen Berufssekretariats der Lehrer" zwischen 1918 und 1945. Damit möchte der Autor an bislang kaum bekannte Traditionen innerhalb der deutschen und europäischen Lehrerschaft erinnern, die sich gegen eine quasi neutrale Stellung der Pädagogik in Schule und Gesellschaft und für den gemeinsamen Emanzipationskampf mit der Arbeiterbewegung ausgesprochen haben. Quellengrundlage bilden neben verstreut aufgefundenen Korrespondenzen, Nachlässen und wenigen Regierungsakten wesentlich deutsche und französische pädagogische Periodika, darunter die des Berufssekretariats selbst.

Wesentliche Anstöße zur Gründung des Berufssekretariats kamen aus den Niederlanden und Frankreich. Dort hatten sich die großen Lehrerorganisationen 1925 ihren nationalen Gewerkschaftsdachverbänden angeschlossen, die wiederum dem ,,Internationalen Gewerkschaftsbund" (IGB) angehörten. Im November 1927 gründeten Lehrervertreter aus Frankreich, den Niederlanden, Österreich, Deutschland, Belgien und Luxemburg das Berufssekratariat des IGB, dem sich jene Lehrerverbände anschließen konnten, die über ihre nationalen Gewerkschaftszentralen Mitglied des IGB waren. Neben schulpolitischen (Gemeinschaftsschule, Weltlichkeit des Schulwesens usw.) sowie gewerkschaftlichen Forderungen (Verbesserung der Lehrerausbildung und der sozialen und materiellen Lage der Lehrer) schrieben sie die internationale Zusammenarbeit gegen Chauvinismus und Militarismus auf ihre Fahnen.
Die Verbindung von pädagogischer und politischer Arbeit manifestierte sich auf verschiedenen Ebenen. Über das Berufssekretariat arbeiteten die sozialistischen Lehrergewerkschaften international auf dem Gebiet der Schulbuchrevision, bei Abrüstungsbemühungen, in der Solidarität für verfolgte Lehrerinnen und Lehrer und im Kampf gegen den Faschismus zusammen. Innerhalb des IGB entwarfen sie dessen ,,Internationales Schul- und Erziehungsprogramm" auf der Grundlage der von Anna Siemsen formulierten Auffassung von der Schule als ,,bürgerlicher Klassenschule", die solange bestehen bleibe, solange der Staat ,,ein bürgerlicher Klassenstaat" sei und die niemals zum ,,hinreichenden Instrument für die Erziehung zum Sozialismus, die unsere Aufgabe ist" (S.79f.), gemacht werden könne.
Das geringe politische Gewicht des Berufssekretariats machen ein paar Zahlen deutlich. Zwischen 1926 und 1940 vertrat es in seinen Hochzeiten nie mehr als 240.000 Lehrer, die im wesentlichen französischer, spanischer und mexikanischer Nationalität waren. In Deutschland etwa hatte sich allein die ,,Allgemeine Freie Lehrergewerkschaft Deutschland" mit ihren 1.500 Mitgliedern dem Berufssekretariat angeschlossen, während der mitgliederstarke ,,Deutsche Lehrerverein" auf die nicht-sozialistische ,,Internationale Vereinigung der Lehrerverbände" setzte. Finanziell war das Sekretariat mit minimalsten Mitteln ausgestattet, die nur die allerdringendste Koordinationsarbeit erlaubten. So standen für 1932 nur 3.500 holländische Gulden zur Verfügung. Trotz dieser Beschränkungen gelang es dem Berufssekretariat besonders nach 1933, einen nicht unerheblichen Beitrag zur europaweiten antifaschistischen Bewegung zu leisten. Hatte es schon vor der Machtübernahme zusammen mit den sozialistischen Lehrerinnen und Lehrern in Deutschland antifaschistisch gewirkt, so erhielten die nunmehr entlassenen, verfolgten und emigrierten freien Lehrergewerkschafter nach der erzwungenen Selbstauflösung ihrer Organisation finanzielle und organisatorische Unterstützung beim Aufbau des ,,Verbandes deutscher Lehreremigranten", konnten sie, die Beziehungen des Berufssekretariats nutzend, europaweite Aufklärung über die nationalsozialistische Repression betreiben und damit der internationalen Propaganda des auf NS-Kurs eingeschwenkten ,,Deutschen Lehrervereins" erfolgreich begegnen.
Mit Kriegsausbruch und der Eroberung Mittel- und Westeuropas durch deutsche Truppen stellte das in Paris ansässige Berufssekretariat seine Arbeit praktisch ein. Nach 1945 konnte an die im Londoner Exil nur fragmentarisch fortgeführte Arbeit auf der Grundlage bewahrter persönlicher Beziehungen wiederangeknüpft werden. Heute vertritt die neu ernannte ,,Internationale Vereinigung Freier Lehrergewerkschaften" innerhalb des IBFG mehr als sechs Millionen Mitglieder aus über fünfzig Ländern.
In Schnorbachs Darstellung kommen leider die anderen, neben dem Berufssekretariat international arbeitenden Organisationen der Lehrerschaft wie die kommunistisch orientierte ,,Internationale der Bildungsarbeiter" und die ,,Internationale Vereinigung der Leherverbände" zu kurz. Zwar geht er auf die Auseinandersetzungen zwischen Berufssekretariat und Internationale zur Zeit des Spanischen Bürgerkriegs ein und stellt auch den wesentlichen Einfluß der sozialistischen Lehrergewerkschafter auf die antifaschistische Haltung der Vereinigung nach 1933 dar. Seiner Arbeit fehlt aber eine Einordnung in die internationale Gewerkschaftsgeschichte sowie die Herausarbeitung der Relevanz des ,,Internationalen Berufssekretariats der Lehrer" innerhalb des europäischen Netzes nationaler und internationaler Erziehungsinstitutionen und -organisationen zwischen 1918 und 1945. Seine Darstellung bietet trotzdem eine erste Grundlage und damit einen Ausgangspunkt für tiefergehende Einzeluntersuchungen nationaler Bemühungen um eine sozialistische Pädagogik wie eine weiterreichende Gesamtdarstellung europaweiter Vernetzungen pädagogisch engagierter Sozialistinnen und Sozialisten. Personenregister und Kurzbiographien regen die Möglichkeit an, sich dem Komplex sozialistisch-freiheitlicher Pädagogik und antifaschistischer deutscher Opposition vom Kaiserreich zur Bundesrepublik in Längsschnitten auf der Grundlage von Biographien zu nähern.

Michael Seligmann

KURZANZEIGEN UND LITERATURHINWEISE

August Bebel. Veröffentlichungen von und über August Bebel in der DDR. Bibliographie. Erarb. und eingel. von Anne MENGER (= Bibliographische Beiträge zur Geschichte der Arbeiterbewegung, Bd.7). — Berlin [Ost]: Institut für Marxismus-Leninismus beim ZK der SED, Bibliothek, 1989. 92 S.

Am 22. Februar 1990 jährte sich zum 150. Mal der Geburtstag August Bebels. Dieses Datum bot der Leitung des Instituts für Marxismus-Leninismus beim ZK der SED Gelegenheit, eine Bibliographie vorbereiten zu lassen, deren Aufgabe es sein sollte, einen größeren Leserkreis mit der Persönlichkeit eines international anerkannten deutschen Arbeiterführers bekanntzumachen und Anregungen zu vermitteln, um vorhandene Kenntnisse zu ergänzen oder zu vertiefen.
In der Bibliographie befinden sich Schriften von Bebel, aber auch diejenigen Titel der Sekundärliteratur, die in dem Zeitraum von 1945 bis 1989 innerhalb des Publikationsbereiches der DDR erschienen sind. Im ersten Teil der Sammlung wurden die selbständigen Schriften Bebels aufgenommen. Der zweite Abschnitt ist denjenigen Veröffentlichungen gewidmet, die in Zeitschriften, Zeitungen oder Dokumentensammlungen abgedruckt waren. Der dritte Teil erfaßte die Schriften, die dem Leben Bebels gewidmet wurden und die Auswirkungen seiner politischen, parlamentarischen und organisatorischen Tätigkeit behandeln und des öfteren auch über den engeren Arbeitskreis hinausgehen. In dieser Gruppe sind 391 Einzeltitel aufgenommen. Die Broschüre wird abgeschlossen durch ein Namensregister der Autoren. Die Herausgeberin schildert einleitend Bebel als eine Persönlichkeit, die einen wichtigen Beitrag zur Entwicklung und Verbreitung der marxistischen Theorie geleistet habe. Denn er trat immer als Schüler, Freund und Mitstreiter von Marx und Engels auf, machte die marxistische Lehre populär und trug wesentlich dazu bei, ihren Einfluß in der deutschen Arbeiterbewegung zu festigen. Gegen diese Auffassung könnten Einwände erhoben werden. Die sorgfältigen bibliographischen Angaben dürften dagegen mit allgemeiner Zustimmung rechnen.

Ernst Schraepler

PÜTTER, Conrad: **Rundfunk gegen das „Dritte Reich". Deutschsprachige Rundfunkaktivitäten im Exil 1933–1945. Ein Handbuch.** Unter Mitwirkung von Ernst LOEWY und mit einem Beitrag von Elke HILSCHER (= Rundfunkstudien. Hrsg. im Auftrag des Studienkreises Rundfunk und Geschichte von Winfried B. LERG, Bd.3). — München, New York, Oxford und Paris: K. G. Saur 1986. 388 S.

Der Verf. legt ein rundum gelungenes, trotz des knappen, trockenen (Telegramm)Stils umfassend informierendes und zudem noch übersichtliches Handbuch vor. Diese Qualitäten verdankt es nicht zuletzt der gut überlegten Formalisierung, die im Gedankenaustausch mit einer Reihe von Wissenschaftlern und in der Zusammenarbeit zwischen dem Deutschen Rundfunkarchiv, in dessen Auftrag Pütter arbeitete, und dem Institut für Publizistik der Universität Münster i.W. erwuchs. Die Sender sind klassifiziert in u.a.: „Freiheitssender", „offizielle" oder „reguläre Sender", „Tarnsender", „taktische Sender" — Erklärungen dazu werden in der Einführung gegeben — und in 10 Kapiteln geographisch geordnet. Das Frankreich-Kapitel stammt von Elke Hilscher. Mitgeteilt werden jeweils, wenn irgend möglich: Sendezeitraum, Standort(e), Ansage oder akustische Erkennungszeichen, Organisationsform/Träger, Mitarbeiter, Sendezeiten und Programmstruktur, Charakteristik, Resonanz und gedruckte wie ungedruckte Quellen.
Welche Arbeit Pütter in das Projekt steckte, das in seinen Anfängen auf eine Anregung des Exilanten Ernst Erich Noth zurückgeht, dann von der Deutschen Forschungsgemeinschaft gefördert wurde, vermögen das Quellen- und das mehrfach unterteilte Literaturverzeichnis sowie die Liste der persönlich Befragten wohl nur annähernd zu verdeutlichen. Alle Personen und alle Sender sind zudem über zwei getrennte Register aufzufinden. Die schon erwähnte Einführung beruht zu einem guten Teil auf einem Text von Ernst Loewy. Sie skizziert den exil-, asyl- und kriegspolitischen Rahmen, setzt Relationen und Relativierungen — z.B. hinsichtlich der Freiheit oder der Eigenverantwortung der Exilanten oder hinsichtlich der Wirkungsabsicht und der Wirkungsgeschichte der Rundfunksendungen —; sie gibt auch allgemein Auskunft über die Forschungs- und Quellenlage. Gewiß (?) wird das Handbuch zu weiteren Forschungen anregen, auch über Personen und ihre Tätigkeit für bzw. über den Rundfunk, die hier vergessen sind — wie z.B. Otto Friedländer (Otto Friedrich, Otto Fridén), der 1938 aus dem tschechoslowakischen Exil nach Norwegen auswich, von dort 1940 nach Schweden floh.

Ursula Langkau-Alex

Internationales Jahrbuch der Bettina-von-Arnim-Gesellschaft. Bd.2, 1988. Hrsg. von Uwe LEMM für die Bettina-von-Arnim-Gesselschaft; Verein der Freunde und Förderer der Bettina-von-Arnim-Oberschule e.V.-Berlin: FSP-Fotosatz und Spezielle EDV-Programme (Groninger Str. 7, 1000 Berlin 65) 1988. 216 S.

Unter dem Titel „. . . die Welt bewegen, das will ich." ist der zweite Band des jungen Periodikums Helmut Hirsch zum achtzigsten Geburtstag gewidmet. Es ist dies eine Festschrift, die in ganz besonderer Weise die Individualität des Jubilars hervorscheinen läßt, eines Gelehrten, der — wie Klaus Goebel in der hier erneut vorgelegten Laudatio "Ein souveräner Interpret marxistischer Ideologie"(S.15–18) feststellt — mit der seltenen Gabe, „den Verkannten zu verstehen und dem Vergessenen ein Denkmal zu errichten", begabt ist. Sven Papcke beleuchtet aus soziologischer Sicht die auch für Hirsch, der nach der Emigration in die USA nach Deutschland zurückkehrte, spürbare Erfahrung eines problematischen Verhältnisses zu den aus Deutschland ab 1933 Vertriebenen an Beispielen der eigenen Disziplin in dem Aufsatz „Das verleugnete Exil" (S.26–46). Jenen, die durch ihre Herkunft und Auffassungen in einer anders bestimmten Umwelt zu „Außenseitern" wurden, stand auch Bettina von Arnim nahe, wie Marie-Claire Hoock-Demarle in dem Beitrag „Bettinas Umgang mit Außenseitern" (S.76–91) aufzeigt. Unter den weiteren Beiträgen sei hier vor allem auf die als Ergänzung zu der von Hirsch 1982 geplanten und vorbereiteten Tagung unter dem Titel „Zu Robert Blum" (S.158–164) von Hans Pelger vorgelegten Quellen, die Blums „politisches" Verhältnis zur deutsch-katholischen Bewegung deutlich machen, hingewiesen. Schließlich meldet sich — ungewöhnlich für eine Festschrift — der Gefeierte selbst zu Wort und relativiert unter der Überschrift „Wahrscheinlich oder vielleicht? Zu einem Bettine-Dubiosum in der ‚Urwähler-Zeitung' " (S.182–185) eine in seiner Bettina-Monographie gemachte Aussage zur Urheberschaft Bettines an einem Aufsatz zu einem Attentat auf Friedrich Wilhelm IV. in der Zeitung von Wilhelm Weitling. Jetzt möchte Hirsch eher den „ständigen Leitartikler" Aron David Bernstein als Verfasser annehmen.

Zur Festschrift gehören selbstverständlich zahlreiche Grußworte, eine „Tabula Gratulatoria" sowie eine Bibliographie des als Editor der Vorträge Eduard Bernsteins sowie dessen Briefwechsel mit Friedrich Engels und auch durch populäre Biographien u.a. von August Bebel und Rosa Luxemburg auch über das engere Fachgebiet hinaus bekannten Duisburger Professors. — Hirsch hat eine schöne, da persönliche Ehrung erfahren.

Felix Escher

ORLOWA, Raissa: **Als die Glocke verstummte. Alexander Herzens letztes Lebensjahr.** — Berlin: Karin Kramer Verlag 1988. 111 S.

Der Gentleman-Revolutionär Alexander Herzen hatte etwas von einem Don Quichote: Sein Einsatz für die polnischen Revolutionäre in den Jahren 1862 und 1863 hat ihn seinen politischen Einfluß im Zarenreich gekostet. Von den Jüngeren wurde er von „links" überholt. Seine Familie ließ ihn allein. Den hemdsärmeligen Sitten der neuen Emigration war er nicht gewachsen.

Die Ehefrau von Leo Kopelew nimmt sich des Lebensausgangs des großen Literaten an. Sie versucht, Herzens Schicksal als ein paradigmatisches für den Versuch der umfassenden Neugestaltung der gesellschaftlichen Verhältnisse herauszustellen. Mit ausführlicher Heranziehung der russischen Quellen ist das Mögliche erreicht; das Anachronistische eines solchen Engagements des Aristokraten wird nur umso deutlicher.

Peter Scheibert

ROSMER, Alfred: **Moskau zu Lenins Zeiten.** — Frankfurt/M.: isp-Verlag 1989. 235 S.

Vielleicht tut man dem würdigen Verfasser Unrecht, wenn man nach dem Zusammenbruch der sozialistischen Geschichtskonstruktion ein Buch des Mitstreiters mit geschärftem Blick betrachtet. Wer von der revolutionären Szene einiges weiß, wird manche neuen Züge entdecken. Als Einführung scheint es mir wenig geeignet, denn die Beiträge der Ausländer — von denen gab es ja seit John Reed etliche — befassen sich mit den Interna der Kommunistischen Partei. Über die Stadt Moskau und deren Bewohner in diesen Jahren erfährt man naturgemäß wenig — die Ausländer kannten sie ja auch gar nicht — und es erscheint, als ob der Autor der russischen Sprache nicht mächtig war.

Wenn auch im Rückblick die Bekenntnisse zu Lenin und Trotzki etwas schlicht erscheinen, so ergänzt das vorliegende Buch doch die klassischen Darstellungen der Anfänge der Dritten Internationale, vor allem den ersten Band des Werkes von Lazitch und Drachkovitch.

Peter Scheibert

Perspektive und Aktion. Erfahrungen deutscher Arbeiterbewegung. Protokoll eines Geschichtsforums über August Bebel und die Arbeiterbewegung an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert sowie über Massenbewegungen und parlamentarische Demokratie in den ersten Jahren der Weimarer Republik (30./31. Mai 1989). Bearb.: Walter SCHMIDT und Manfred WEISSBECKER. — Jena: Friedrich-Schiller-Universität, Verlagsabteilung, 1989. 104 S.

Auf Einladung des Zentralinstituts für Geschichte der Akademie der Wissenschaften fand ein Diskussionsforum statt, an dem Historiker und Historikerinnen der DDR (Heinz Deutschland, Dieter Fricke, Ursula Herrmann, Joachim Petzoldt, Rolf Richter, Walter Schmidt, Gustav Seeber, Jutta Seidel, Manfred Weißbecker, Walter Wimmer) sowie der Historischen Kommission der SPD (Helga Grebing, Susanne Miller, Hans Mommsen, Heinrich Potthoff, Malte Ristau, Reinhard Rürup, Klaus Schönhoven, Brigitte Seebacher-Brandt, Klaus Tenfelde und Hermann Weber) teilnahmen. Die Referate, Einleitungen, Diskussionsbeiträge und abschließenden Ausführungen über die beiden zur Diskussion stehenden Themen werden hier veröffentlicht.
Es erfolgt zunächst eine Hervorhebung der Leistungen August Bebels, dem die deutsche Arbeiterschaft zu verdanken hatte, daß sie sich in der praktischen Politik behaupten konnte. Gleichzeitig war es sein Verdienst, immer wieder darauf hingewiesen zu haben, daß die proletarischen Forderungen nur im Verlaufe einer friedlichen Entwicklung in die Realität umgesetzt werden konnten. Schließlich trat Bebel auch als Vorkämpfer für die Emanzipationsbestrebungen der Frauen auf.
Im zweiten Teil des Forums werden die Aktionen der Massenbewegung und ihre Auswirkungen auf das politische Geschehen 1918 bis 1920 untersucht. Damit verbunden ist die Frage nach dem Aufbau einer parlamentarischen Demokratie, die beeinflußt wurde von den Auswirkungen verschiedener Streikwellen, in denen sich die Aktionsbereitschaft der Arbeiterschaft manifestierte. Dabei wird die Haltung der Gewerkschaften berücksichtigt, die sich schon vor 1914 als eigenständige demokratische Organisationen bewährt hatten. Die kommunistische Demokratieauffassung ging dabei von der Vorstellung einer baldigen proletarischen Weltrevolution aus, die Fehleinschätzungen auslöste.
In einer anregenden Diskussion erfolgt eine Gesamteinschätzung der Probleme. Vor allem die Referenten aus dem kommunistischen Lager weisen darauf hin, daß die Arbeiterbewegung einen neuen Typ von Demokratie entwickelt hätte. Mit diesem Argument werden auch Aktionen gerechtfertigt, die mit Demokratie wenig zu tun hatten, weil sie darauf abzielten, die Diktatur einer radikalen politischen Gruppe, gleichgültig was man darunter verstand, herbeizuführen.

Ernst Schraepler

70 Jahre Räte-Revolution in München. Dokumentation Teil 1. Veranstaltungen 1988/89. Hrsg. vom Projektkreis ,,Revolution und Räterepublik in München 1918/19". — München: Selbstverlag (c/o Fritz Letsch, Pariserstr. 23, 8000 München 80) 1989. 154 S. und 22 Dokumente.

Die nur in einer kleinen Auflage herausgebrachte Dokumentation der Münchener Jubiläumsveranstaltungen zum Thema ,,Revolution und Räterepublik 1918/19" hält Vorgeschichte und Ablauf der in der Bundesrepublik einmaligen Veranstaltungsreihe fest. In mehr als 120 Vorträgen, Kunstaktionen, Ausstellungen und weiteren Veranstaltungen zwischen November 1988 und Mai 1989 wurden die verschiedenen Aspekte des Revolutionsgeschehens aus lokaler und regionaler Perspektive beleuchtet.
Der Dokumentationsband versammelt nun Berichte über die Gesamtorganisation der Veranstaltungsreihe sowie über einige spektakuläre Einzelaktivitäten wie z.B. die historische Demonstration vom 7.11.1988 oder die Plakataktion in den U-Bahnhöfen der Stadt, einige wenige Redebeiträge, den wichtigsten sich mit der Organisation befassenden Schriftverkehr, zahlreiche Presseausschnitte und schließlich in Faksimile Flugblätter. Der Band bietet in manchen Details historisches Faktenmaterial zum Thema. Leider wurden die in sieben anderen bayerischen Städten von Coburg bis Passau im gleichen Zeitraum durchgeführten Veranstaltungen und Veranstaltungsreihen nicht mit aufgenommen. Der geplante zweite Teil, der die Vorträge und Aufsätze versammeln sollte, fällt bedauerlicherweise der Auflösung des Projektkreises zum Opfer.

Michael Seligmann

BENZ, Wolfgang: **Herrschaft und Gesellschaft im nationalsozialistischen Staat. Studien zur Struktur- und Mentalitätsgeschichte.** — Frankfurt/M.: Fischer Taschenbuchverlag 1990. 215 S.

In elf, nur zum Teil schon früher veröffentlichten Aufsätzen äußert sich Wolfgang Benz zu brisanten Themen der gegenwärtigen Debatte um die historische Einordnung des ,,Dritten Reichs". Die drei einführenden Kapitel behandeln den Prozeß der ,,inszenierten Ekstase", der dem nationalsozialistischen Regime und seinem Führer einen breiten, ideologisch fundierten Konsens der ,,Volksgemeinschaft" zusicherte. Das darauf aufbauende Herrschaftssystem blieb, trotz der oft rivalisierenden Interessen von Partei- und Regierungsgremien durch ,,die bis zuletzt beobachtete Räson der Unterwerfung unter den Führerwillen . . . einigermaßen in der Balance" (S.62). Dies hielt bis zum Ende des Krieges an, in dem ,,sich die Nationalsozialisten auf eine Mentalität stützen konnten, in der — beginnend bei Duldung und Hinnahme und endend bei Befürwortung und wachsender Zustimmung — der Krieg als Mittel der Politik grundsätzlich bejaht wurde" (S.71).

In den folgenden sechs Kapiteln wird überzeugend dargestellt, wie der bewußt vorgeplante Krieg die Rahmenbedingungen für den großangelegten Versuch der Verwirklichung ideologisch konzipierter Nah- und Fernziele schuf. Obwohl seit den Nürnberger Prozessen bekannt, wurde die ideologische Dimension, in der z.B. der ,,Generalplan Ost", rassistische ,,Lebensraum"- Konzepte, Siedlungs- und Unterwerfungspläne und den millionenfachen Judenmord in einem konsistent in sich geschlossenen Zielmodell vereinigte, von der späteren Forschung weitgehend vernachlässigt. So phantastisch verschroben und irreal diese Ideologie heute erscheinen mag, war sie maßgebliche Richtlinie einer Politik, die nicht nur kollektive Verbrechen wie Massenmord und ,,Umsiedlung", sondern auch die ,,medizinischen" Greueltaten individueller Psychopathen erst möglich werden ließ. Daß der zur Staatsdoktrin erhobene Judenhaß ein zentrales Motiv dieser Ideologie war, das ab 1933 und dann bis zur letzten Konsequenz zur Durchführung kam, kommt in diesem Band schon darin zum Ausdruck, daß der Verfolgung und Deportation der deutschen Juden und deren Reaktion auf das Geschehen vier von den elf Aufsätzen gewidmet sind. Im letzten Kapitel ,,Deutsche gegen Hitler" sucht Benz das immer noch weit akzeptierte Geschichtsbild des späten Widerstands konservativer und militärischer Eliten durch den Einbezug kommunistischer, sozialistischer und auch jüdischer Widerstandsgruppen zu revidieren. Im ganzen ein lesenswerter Band, der sich durch fundierte Quellenkenntnis, konzise Diktion und klar ausgesprochene Stellungsnahmen auszeichnet.

Avraham Barkai

La Resistenza Tedesca 1933–1945. A cura di Claudio NATOLI. Saggi di M. Broszat e.a. — Milano: Franco Angeli 1989. 275 S.

Die in diesem Band versammelten Beiträge sind das Ergebnis einer Vortragsreihe, die im Rahmen einer von der Universität Rom und dem dortigen Goethe-Institut im Jahre 1987 organisierten Dokumentations- und Photo-Austellung über den ,,Widerstand in Deutschland 1933–1945" veranstaltet wurde. Der deutsche Widerstand gegen Hitler war lange Zeit bis in die frühen sechziger Jahre in Italien beinahe unbekannt, wenn man die kleine Anzahl von Spezialisten ausklammert. Der Topos der ,,kollektiven Schuld" des deutschen Volkes hat in Italien, wie auch woanders, einen nachhaltigen negativen Einfluß gehabt. Das historische Phänomen des deutschen Widerstandes wurde vielfach mit Skepsis, Ablehnung und harter Kritik kommentiert.

Erst in den späten sechziger und frühen siebziger Jahren, mit den verdienstvollen Arbeiten des Florentiners Enzo Collotti und des Turiners Giorgio Vaccarino, wurde in der Forschung eine Einschätzung des deutschen Widerstandes eingeleitet, die diesen als gleichrangig mit den anderen Widerstandsbewegungen betrachtet. Die in diesem Band vereinten Beiträge von Martin Broszat, Klaus Gotto, Hans Mommsen, Hans-Jürgen Müller und Detlev J.K. Peukert bieten mit den übrigen Beiträgen von Enzo Collotti, Giorgio Vaccarino, Jens Petersen, Claudio Natoli sowie Giuseppe Dall'Ongaro eine bibliographisch akkurate und ausgezeichnete Einführung in das Thema. Kritisch anzumerken wäre die teilweise holprige Übersetzung der deutschen Beiträge als auch die fehlende Behandlung des deutschen Widerstands im Ausland, der nicht nur auf die deutschen Schriftsteller und Intellektuellen reduziert werden kann. Ebenso werden wichtige Momente, wie die Teilnahme von Deutschen am Spanischen Bürgerkrieg oder die Teilnahme deutscher Soldaten an den verschiedenen Widerstandsbewegungen in den besetzten Ländern, außer acht gelassen.

Nicola Avruscio

Before the Vote was Won: Arguments for and against Women's Suffrage 1864-1896. Edited by Jane LEWIS, Women's Source Library. — New York and London: Routledge and Kegan Paul 1987. S. 497.

Before the Vote was Won documents the arguments surrounding the case for and against women's suffrage in Britain between 1864 and 1896. The dates encompass passage of two major British suffrage reform bills in 1867 and 1884 that, however, excluded all women from the franchise. The collection is part of a larger project reproducing key historic materials drawn from the Fawcett Library on women's public lives. To date, five volumes of documents have been published on the topics of women's education; sexuality; non-violent militancy; suffrage and the Pankhursts; and the reformer Barbara Bodichon and the Langham Place Group. Each is edited by a well-known specialists in the field; indeed, the editor of the present volume, Jane Lewis, has published extensively on the politics of motherhood, the welfare state, and women's work and family lives in England from roughly the mid-19th through the early 20th centuries. The collection opens with an 1864 editorial commentary on ,,the enfranchisement of women," which had been published 13 years earlier. The movement for women's suffrage truly originated before John Stuart Mill's 1865 campaign to be elected to Parliament. The volume includes key debates in the House of Commons in 1871 to extend suffrage to women after passage of the electoral reform bill four years earlier.

The main body of documents, however, are 38 different tracts — mostly lectures or essays by women — developing the case for citizenship. They graphically illustrate what prominent suffragists thought the vote meant for middle- and working-class women: for employment prospects, enhancing private power; exercising talents; and framing new laws. Indeed, the selection sheds important light on class divisions in the struggle for women's equality — here, significantly, the role of property in exercising voting rights as well as the reform efforts of middle-class for working-class people. Several documents catalogue male opposition to female suffrage (e.g., John Bright and W. E. Gladstone) and demonstrate how women sought to counter the specific arguments by male Members of Parliament (e.g., an anonymous letter ,,which ought to have been written by the Right Hon. W. E. Gladstone"). The volume ends with the text of the women's franchise bill of 1892. A short but informative introduction accompanies the documents, linking suffrage to related late-Victorian efforts for educational, property, and family reform.

For the general reader, the collection offers remarkable testimony to women's efforts to become full citizens of the newly constituted nation-state; for the specialists, it contains formerly little-known materials; and it also is an extremely useful reference source for students involved in feminist research.

Jean H. Quataert

MITTEILUNGEN

Resolutionen der International Association of Labour History Institutions

The International Association of Labour History Institutions (IALHI) groups all major Western libraries, archives, document and research centres of trade unions and political movements of the left, as well as academic institutions specializing in the history and theory of the labour movement.
At its 21st Annual Conference held in Helsinki from 29 to 31 August 1990 it adopted the following resolutions:

On Labour Archives and Political Change in Eastern Europe

Recent political change in Eastern Europe has profoundly affected the life of labour archives and libraries in East and West, for better and for worse. New institutions have sprung into existence, older ones have closed their doors or are in a process of fundamental reorganization.
Fortunate as some of these developments are, there is a real danger that in certain cases they may come to imply the disappearance or destruction of documents that are not only vital to social and economic historians, but form an integral part of the history of European culture.

In view of this IALHI appeals

— to all academic, political and governmental bodies concerned: to take every possible step to prevent such losses and to maintain the integrity of collections that have often been assembled with great care;

— to all IALHI members: to give every possible assistance to the said archives and libraries in order to preserve the literary heritage of the labour movement and to make it accessible to scholars from all over the world;

— to all labour archives and libraries in Eastern Europe: to join IALHI in order better to further their interests in an international framework.

On the Continuation of the Marx-Engels Gesamtausgabe

IALHI welcomes the foundation of the Internationale Marx-Engels-Stiftung, Amsterdam, which is taking over the publication of the Marx-Engels Gesamtausgabe (MEGA), as it considers a complete, historical-critical edition of the works of Karl Marx and Friedrich Engels to be of the utmost importance for the history of the labour movement.

For more details please contact Jaap Kloosterman, Secretary, at the INTERNATIONAL ASSOCIATION OF LABOUR HISTORY INSTITUTIONS, c/o International Institute of Social History, Cruquiusweg 31, NL - 1019 AT Amsterdam - The Netherlands, Tel.: 31-20-6 68 58 66, Fax: 31-20-6 65 41 81.

Kurt Müller gestorben

In Konstanz starb am 21. August im Alter von 86 Jahren Kurt Müller. Er war eine Person der Zeitgeschichte: Mit ihm starb das letzte Mitglied des legendären Päsidiums des Exekutivkomitees der Komintern (EKKI), dem er 1931/32 angehört hatte. In den letzten Jahrzehnten betätigte er sich auch als Wissenschaftler, u.a. analysierte er die Aktivitäten des Ostblocks in den Entwicklungsländern, so in „Über Kalkutta nach Paris" (1962) und „Auswärtige Kulturpolitik der DDR" (1974). Vor allem aber widerspiegelt sich im bewegten Leben Kurt Müllers die ganze Problematik der deutschen Arbeiterbewegung unseres Jahrhunderts, ihre Spaltung und die Herausforderung durch Nationalsozialismus und Stalinismus. Denn Kurt Müller wirkte 30 Jahre in der KPD und 33 Jahre in der SPD und mußte nicht weniger als 16 Jahre in den Kerkern Hitlers und Stalins verbringen.
Am 13. Dezember 1903 als Kind einer sozialistischen Arbeiterfamilie in Berlin geboren, lernte er Werkzeugmacher. 1920 trat er der KPD bei. Wie viele andere glaubte auch er, die radikale KPD könne mit revolutionären Mitteln die erstrebte neue, bessere Gesellschaft bringen. Und wie viele war er vom revolutionären Rußland fasziniert. Als Aktivist im Kommunistischen Jugendverband Deutschlands tätig, wurde er 1929 dessen Vorsitzender, zugleich Mitglied des ZK der KPD. 1931/32 arbeitete er im EKKI der Kommunistischen Jugendinternationale, verantwortlich für chinesische Fragen. Als Anhänger Heinz Neumanns (der als Opfer Stalins 1937 erschossen und erst jetzt rehabilitiert wurde) setzte ihn die EKKI-Führung Ende 1932 ab, er wurde nach Gorki verbannt.

Anfang 1934 kehrte Kurt Müller nach Deutschland zurück, hier leitete er vom März 1934 an als Bezirksleiter in Mannheim die illegale Widerstandsarbeit der KPD in Südwestdeutschland. Im September 1934 von der Gestapo verhaftet, saß er sechs Jahre im Zuchthaus Kassel und mußte dann bis 1945 ins KZ Sachsenhausen. Nach der Befreiung aus 11 Jahren Haft wurde er 1945 KPD-Vorsitzender in Niedersachsen und dort MdL. Im April 1948 übernahm er die Funktion des stellvertretenden KPD-Vorsitzenden in Westdeutschland und zog 1949 für die KPD in den ersten deutschen Bundestag ein.
Von der SED nach Ost-Berlin bestellt, verhafteten ihn dort am 22. März 1950 Mitarbeiter des Ministeriums für Staatssicherheit (MfS). Kurt Müller war damit der erste führende Kommunist, den das gerade gebildete MfS festnahm, im August 1950 folgten weitere wie Leo Bauer, Willy Kreikemeyer u.a. . Erich Mielke persönlich ließ nichts unversucht, um vom inhaftierten Kurt Müller für einen damals auch in der DDR geplanten Schauprozeß „Geständnisse" zu erpressen. Schließlich hat ihn das sowjetische Komitee für Staatssicherheit (KGB) — entsprechend den damaligen stalinistischen Methoden durch Fernurteil — zu 25 Jahren Haft verurteilt.
1955 kam Kurt Müller nach Verhandlungen zwischen Adenauer und Bulganin zusammen mit deutschen Kriegsgefangenen aus der Haft in der UdSSR in die Bundesrepublik Deutschland zurück. Nach zögerlichen Ansätzen einer „Entstalinisierung" der SED auf deren 3. Parteikonferenz im März 1956 wandte sich Kurt Müller mit einem Brief an den DDR-Regierungschef Grotewohl. Darin hatte er die Verbrechen des MfS und speziell Mielkes detailliert nachgewiesen. Er forderte, die Verantwortlichen zur Rechenschaft zu ziehen und öffentlich festzustellen, daß die Anschuldigungen gegen ihn auf Grund ungesetzlicher Handlungen fabriziert worden waren. Dieses historische Dokument liegt jetzt erstmals gedruckt vor (vgl. Beilage des „Parlament" vom 9. März 1990).
Müller trat 1957 der SPD bei und war von 1960 bis Ende 1985 wissenschaftlicher Mitarbeiter der Friedrich-Ebert-Stiftung in Bonn. Im März 1990 „rehabilitierte" die PDS Kurt Müller, doch eine juristische Rehabilitierung durch die DDR ist trotz mehrfacher Anmahnungen bis zu seinem Tod nicht erfolgt. Er selbst hat in den letzten 30 Jahren aufgrund seiner persönlichen und politischen Erfahrungen immer wieder darauf verwiesen, daß der Stalinismus keineswegs Sozialismus war. Und im hohen Alter konnte er sich durch die jüngsten Ereignisse in der UdSSR und der DDR voll bestätigt sehen.

Hermann Weber

Einzelveröffentlichungen der Historischen Kommission zu Berlin
Band 69

Monika Neugebauer-Wölk

Revolution und Constitution
Die Brüder Cotta

Eine biographische Studie zum Zeitalter
der Französischen Revolution und des Vormärz

1989. Groß-Oktav. XI, 680 Seiten. Leinen DM 148,—

Die Brüder Cotta entstammen der berühmten schwäbischen Verlegerdynastie. Die Biographie des älteren, des Friedrich Christoph Cotta (1758—1838), dokumentiert die Entwicklung eines Publizisten des Alten Reiches zum Anhänger der Französischen Revolution: 1790 schließt er sich dem Straßburger Jakobinerklub an und wandert ins Elsaß aus, um sich der Revolutionsbewegung zur Verfügung zu stellen. Seinen Kampf um die Republikanisierung Deutschlands trägt er 1792/93 im Gefolge der französischen Heere nach Mainz, in der zweiten Hälfte der neunziger Jahre nach Süddeutschland. Hier wirkt sein um sechs Jahre jüngerer Bruder Johann Friedrich Cotta (1764—1832), der das Familienunternehmen zum wichtigsten Verlag der klassischen Literatur gemacht hat. Auch er arbeitet mit seinen publizistischen Unternehmungen und in der Unterstützung der radikalen Ständepolitiker Schwabens für die Durchsetzung moderner Verfassungsrechte auf deutschem Boden. Nach dem Scheitern aller Republikanisierungspläne mit dem Ende des Revolutionsjahrzehnts überträgt er seine verfassungspolitischen Bestrebungen in den Konstitutionalismus und die Zollvereinspolitik des deutschen Vormärz.

Colloquium Verlag Berlin

IWK Internationale wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung

Im Auftrage der Historischen Kommission zu Berlin herausgegeben von Henryk Skrzypczak

Anschrift: Historische Kommission zu Berlin, IWK-Redaktion, Kirchweg 33, D-1000 Berlin 38, Telefon (030) 8 16 001 41

MITTEILUNG ÜBER EIN PROJEKT | **ÜBER DEN STAND EINES BEREITS ANGEZEIGTEN PROJEKTS** Titelverzeichnis Nr. .....

1. **Institution(en)**, in deren Rahmen die Forschungsarbeit durchgeführt wird (z.B. Institut, Referat, Fachbereich, Lehrstuhl)*

   Bezeichnung/Name, Anschrift, Tel.-Nr.:

* Bei Forschungsarbeiten ohne Verbindung mit einer Institution Name des durchführenden Forschers. Bei Arbeiten zur Erlangung eines akademischen Grades außerdem Bezeichnung der Institution des Betreuers.

2.1 Bearbeiter. Vor- und Zuname, Anschrift, Tel.-Nr. (Leiter bitte unterstreichen):

2.2 Bei Arbeiten zur Erlangung eines akademischen Grades: Vor- und Zuname des Betreuers (Doktorvater o.ä.):

4. **Stand** der Forschungsarbeit ☐ laufend ..... ☐ geplant ..... ☐ abgeschlossen .....
   ☐ eingestellt ..... ☐ sonstiges .....

5. **Laufzeit** von ..... (Monat/Jahr) bis ..... (Monat/Jahr) ungefährer Zeitpunkt der schriftlichen Fixierung des Ergebnisses

6. **Art** (Mehrfachankreuzen möglich):

Auftragsforschung ..... ☐	Gutachten ..... ☐	Edition ..... ☐
geförderte Forschung .... ☐	Habilitationsschrift .. ☐	Monographie ..... ☐
Eigenprojekt von **1.** ..... ☐	Dissertation ..... ☐	Aufsatz ..... ☐
Eigenprojekt von **2.1** ..... ☐	Diplomarbeit ..... ☐	Sonstiges .....
Staatsexamensarbeit ..... ☐	Magisterarbeit ..... ☐	.....

7. Hat die Forschungsarbeit einen **Auftraggeber**? ja ☐ nein ☐
   Wenn ja, bitte genaue Bezeichnung und Anschrift angeben:

8. Wer trägt die **Kosten** der Forschungsarbeit ? (Mehrfachankreuzen möglich)

Die in Frage **1** genannte Institution ..... ☐	andere Geldgeber ... ☐	..... Bitte Bezeichnung und Anschrift
Bearbeiter ..... ☐		
Auftraggeber ..... ☐		.....
Deutsche Forschungsgemeinschaft ..... ☐	Stipendium ..... ☐	..... Bezeichnung und ggf. Anschrift
bzw. Sonderforschungsbereich der DFG .... ☐		
Stiftung Volkswagenwerk ..... ☐		

9. (Arbeits-) **Titel** der Forschungsarbeit (ggf. Untertitel):

☐ Thema geändert, neuer (Arbeits-) Titel:

10.1 ggf. **Zeitraum** (z.B. 1933 bis 1945), auf den sich die Forschungsarbeit bezieht:

10.2 ggf. **Geographischer Raum** (z.B. Köln, Bayern, Österreich), auf den sich die Forschungsarbeit bezieht:

11.1 **Inhaltliche Ziele** (spezielle Fragestellungen, Hypothesen, Zwischenergebnisse):

12. Liegen aktuelle (Teil-) **Veröffentlichungen** der Arbeit vor (z.B. Buch, Aufsatz) oder sind sie geplant? ja ☐ nein ☐
Wenn ja, bitte bibliographische Angaben (Verfasser, Titel, Ort, Verlag, Jahr):

13. Liegen nichtveröffentlichte (Zwischen-) **Berichte**, Manuskripte, Arbeitspapiere vor? ja ☐ nein ☐
Wenn ja, bitte bibliographische Angaben (Verfasser, Titel, Ort, Jahr):
(Hier auch Hochschul- und Staatsexamensarbeit, Dissertation, Habilitationsarbeit angeben)

14. **Methodische Anlage** (Vorgehensweise, Untersuchungsart, theoretischer Ansatz, Interview, schriftliche Befragung, Auswertung von Massendaten)

16. **Benutzte Unterlagen** (Quellenbasis: Archive, Archivalien, statistische Materialien, Zeitungen)

Mit der Speicherung, Weitergabe und Veröffentlichung der in dem Fragebogen enthaltenen Angaben für wissenschaftliche Zwecke bin ich einverstanden.

....

(Ort, Datum) (Unterschrift)

Herbert Crüger

Verschwiegene Zeiten

Vom geheimen Apparat der KPD ins Gefängnis der Staatssicherheit

Unter Mitarbeit von Anke Ehlert, Jürgen Köhler und Jan Nadolny,
mit 25 Abbildungen und zahlreichen Dokumenten,
250 Seiten, 13 x 20 cm
26,— DM
ISBN 3-86153-002-3

Herbert Crüger war 1958 das letzte Opfer in der Prozeßserie gegen reformorientierte Intellektuelle in der DDR, zu denen auch Wolfgang Harich und Walter Janka zählten. Über die Hitler-Jugend und Otto Straßers nationalrevolutionäre Bewegung fand Crüger einst zur KPD und deren geheimen Apparat. In Prag baute er den Informationsdienst für die spanische Republik mit auf, in der Schweiz wirkte er in der Bewegung Freies Deutschland, in Südwürttemberg wurde er nach dem Krieg amtierender KPD-Vorsitzender. 1951 enthob das SED-Politbüro den "Westemigranten" aller Funktionen und beorderte ihn nach Berlin. Hier geriet er in die Fänge der Staatssicherheit.
Nach Jahren des Schweigens und Verdrängens entstand jetzt aus autobiographischen Aufzeichnungen und Interviews eine ehrliche Lebensbilanz.

LinksDruck

Postvertriebsstück/Zeitungsdrucksache Gebühr bezahlt

Historische Kommission zu Berlin, IWK-Redaktion, Kirchweg 33, D 1000 Berlin 38

Peter Bordihn

Bittere Jahre am Polarkreis

Als Sozialdemokrat in Stalins Lagern

Mit zahlreichen historischen Fotos,
128 Seiten, Format 13 x 20 cm
19,80 DM
ISBN 3-86153-005-8

Das Schicksal von aktiven Sozialdemokraten in der DDR nach der Zwangsvereinigung von KPD und SPD ist bisher wenig erforscht. Hier meldet sich ein unmittelbar Betroffener zu Wort, der 1948 für sein Auftreten gegen Verfilzung von Staat und Partei, gegen das Ausgrenzen Andersdenkender mit schwerer Lagerhaft bestraft wurde. Vom Internierungslager Sachsenhausen führte sein Weg in den sowjetischen Steinkohlebergbau von Workuta am Nordpolarkreis. Peter Bordihn schildert in einfachen Worten den Lebensalltag der Gefangenen, berichtet von anderen Schicksalen und läßt die politischen Zeitumstände deutlich werden. Als Mitbegründer der Vereinigung der Opfer des Stalinismus setzt er sich leidenschaftlich für die Aufarbeitung dieses Teils deutscher Geschichte ein.

LinksDruck Verlag
Christoph Links, Zehdenicker Straße 1, 1054 Berlin
Auslieferung: Cornelsen Verlagskontor
Kammerratsheide 66, 4800 Bielefeld 1

LinksDruck